

U N G A R N – J A H R B U C H

Zeitschrift für interdisziplinäre Hungarologie

Herausgegeben von

ZSOLT K. LENGYEL

In Verbindung mit

Gabriel ADRIÁNYI (Bonn), Joachim BAHLCKE (Stuttgart)

János BUZA (Budapest), Holger FISCHER (Hamburg)

Lajos GECSÉNYI (Budapest), Horst GLASSL (München)

Ralf Thomas GÖLLNER (Regensburg), Tuomo LAHDELMA (Jyväskylä)

István MONOK (Budapest), Teréz OBORNI (Budapest)

Joachim VON PUTTKAMER (Jena), Harald ROTH (Potsdam)

Hermann SCHEURINGER (Regensburg), Andrea SEIDLER (Wien)

Gábor UJVÁRY (Budapest), András VIZKELETY (Budapest)

Band 34

Jahrgang 2018

Verlag Friedrich Pustet

Regensburg 2019

Ungarn-Jahrbuch. Zeitschrift für interdisziplinäre Hungarologie



Im Auftrag des Ungarischen Instituts München e. V.

Redaktion: Zsolt K. Lengyel

mit Florian Bucher, Krisztina Busa, Ralf Thomas Göllner, Joseph Jehlicka

25nka
Nemzeti Kulturális Alap

Der Druck wurde vom Nationalen Kulturfonds
(*Nemzeti Kulturális Alap, Budapest*) gefördert

Redaktion: Ungarisches Institut der Universität Regensburg, Landshuter Straße 4, D-93047 Regensburg, Telefon: [0049] (0941) 943 5440, Telefax: [0049] (0941) 943 5441, hui@ur.de, www.uni-regensburg.de/hungaricum-ungarisches-institut/

Beiträge: Publikationsangebote sind willkommen. Die Autorinnen und Autoren werden gebeten, ihre Texte elektronisch einzusenden. Die zur Veröffentlichung angenommenen Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber und Redaktion wieder. Für ihren Inhalt sind die jeweiligen Verfasser verantwortlich. Größere Kürzungen und Bearbeitungen der Texte erfolgen nach Absprache mit den Autorinnen und Autoren.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar

ISBN 978-3-7917-3036-3

Bestellung, Vertrieb und Abonnementverwaltung:

Verlag Friedrich Pustet, Gutenbergstraße 8, 93051 Regensburg

Tel. +49 (0) 941 92022-0, Fax +49 (0) 941 92022-330

bestellung@pustet.de | www.verlag-pustet.de

Preis des Einzelbandes: € (D) 44,- / € (A) 45,30 zzgl. Porto- und Versandkosten

Kündigung des Jahresabonnements nur schriftlich bis 1.10. zum Ende des jeweiligen Kalenderjahres

© 2019 by Verlag Friedrich Pustet, Regensburg

© 2019 Ungarisches Institut München e. V.

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die

Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen

Einband-/Reihengestaltung: Martin Veicht, Regensburg

Einband: Stilisiertes ungarisches Staatswappen mit heraldischer Krone, 17./18. Jahrhundert

Ungarisches Institut München, Regensburg. Bibliothek, Sondersammlungen

Satz: Ungarisches Institut der Universität Regensburg

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany 2019

Diese Publikation ist auch als eBook erhältlich:

eISBN 978-3-7917-7225-7 (pdf)

ISSN 0082-755X

INHALTSVERZEICHNIS

Abhandlungen

Ernő Marosi

- Die kunsthistorische Problematik der lutherischen Reformation.
Das Erbe des Mittelalters in Ungarn 7

Anikó Szász

- Gesellschaftliche Konflikte im Siebenbürgen des 16. Jahrhunderts.
Das Beispiel des Marktfleckens Desch (1541–1600) 25

Klára Jakó

- Ungarische Sekretäre (*secretarii*) im Dienst
des rumänischen Woiwoden Michael des Tapferen 43

László Pakó

- Zur Rechtspflege und Vermögensverwaltung
im Siebenbürgen des 16.–17. Jahrhunderts.
Fiskaldirektoren im frühneuzeitlichen
Klausenburg (1584–1660) 69

Kálmán Tóth

- Adolf Freiherr Knigge in Ungarn. Zur Geschichte der ersten
ungarischen Übersetzung von „Über den Umgang mit Menschen“ 91

Tamás Csíki

- Ethnische und gesellschaftliche Stereotype in den
ethnografischen Beschreibungen der Ungarndeutschen
um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert 109

Rita Kiss

- Magyaren in Deutschland (1945–1950).
Die 1945er ungarischen Emigranten in Bayern 125

Niklas Záboji

- Ein neuer Ost-West-Gegensatz? Die Geschichte der
Visegrád-Kooperation unter besonderer Berücksichtigung
der ungarischen Europapolitik seit 1991 145

Forschungsberichte

Krisztina Busa

- Dienstleister, kongeniale Mitautoren, Kulturvermittler?
Literarische Übersetzer aus dem Ungarischen ins Deutsche 205

Henrietta Szenderszki

- Deutsch-ungarische Erinnerungsdiskurse
in der Rezeption der ungarischen Gegenwartsliteratur 215

Orsolya Tóth

- Kulturtransfer und Übersetzung. Zur deutschen Rezeption
der siebenbürgisch-ungarischen Literatur 225

Mitteilungen

Tamás Mohay

- „Siebenbürgen, Land der religiösen Vielfalt und Toleranz“ 237

István Monok

- Die öffentliche Sammlung als Erinnerungsort.
Das Beispiel des Handschriftennachlasses von Georg Lukács 261

Holger Fischer

- Rahmenbedingungen und Problembestimmungen
der Hungarologie im Spiegel der aktuellen Hochschulpolitik 267

Besprechungen

- BÁLINT, S.: *Weihnachten, Ostern, Pfingsten. Aus der ungarischen
und mitteleuropäischen Traditionswelt der großen Feste.*
(Michael Prosser-Schell) 277

<i>Historia Vita Memoriae. Festschrift für Rudolf Gräf zum 60. Geburtstag.</i> (Loránd L. Mádly)	279
ROOS, M.: <i>Gerhard von Csanád. Gestalt eines Bischofs der frühen ungarischen Kirche.</i> (Gabriel Adriányi)	283
<i>Die Hungarica-Sammlung der Franckeschen Stiftungen zu Halle.</i> <i>Alte Drucke 1495–1800.</i> (Robert Offner)	286
HONTERUS, J.: <i>Reformatio ecclesiae Coronensis ac totius Barcensis provinciae. Corona 1543 / Reformation der Kirche in Kronstadt und der gesamten Burzenländer Provinz. Kronstadt 1543.</i> (Wolfgang Kessler)	291
BÁRTH, D.: <i>A zombori ördögűző. Egy 18. századi ferences mentalitása.</i> (Michael Prosser-Schell)	293
BAUER, F.: <i>Vorstellungen von „Deutschtum“ in Ungarn in Reiseberichten des 19. Jahrhunderts. Auf der Suche nach dem Eigenen in der Fremde.</i> (Wolfgang Kessler)	295
KRAUSS, K.-P.: <i>Mord an der Donau. Leopold von Márffy und die deutschen Untertanen in Tscheb (1802–1812).</i> <i>Eine Mikrogeschichte der Gewalt.</i> (Loránd L. Mádly)	299
<i>Az 1822. évi magyar nemzeti zsinat története.</i> (Gabriel Adriányi)	302
KONRÁD, M.: <i>Zsidóságom innen és túl.</i> <i>Zsidók vallásváltása Magyarországon a reformkortól az első világháborúig.</i> (Franz Sz. Horváth)	306
<i>Intercultural Conflict and Harmony in the Central European Borderlands.</i> <i>The Case of Banat and Transylvania 1849–1939.</i> (Enikő Dáczy)	308
UJVÁRI, H.: <i>Identitások és kommunikációs csatornák.</i> <i>Magyar-német-zsidó kulturális metszéspontok a dualizmus kori Magyarországon.</i> (Franz Sz. Horváth)	312
<i>A magyar püspökkari tanácskozások története és jegyzőkönyvei 1892–1918 között.</i> (Gabriel Adriányi)	313
<i>Umbruch mit Schlachtenlärm. Siebenbürgen und der Erste Weltkrieg.</i> (Loránd L. Mádly)	315
„...akkor aszt mondták kicsi robot“. <i>A magyar polgári lakosság elhurcolása a Szovjetunióba korabeli dokumentumok tükrében.</i> (Franz Sz. Horváth)	319
SCHUBERT, G.: <i>Was ist ein Ungar?</i> <i>Selbstverortung im Wandel der Zeiten.</i> (István Monok)	321

SÓLYOM, L.: *Das Gewand des Grundgesetzes. Zwei Verfassungssikonen
– Ungarn und Deutschland.* (Michael Pießkalla) 326

Chronik

„Ungarische Bibliothek“ in der Universitätsbibliothek Regensburg.
(Zsolt K. Lengyel) 331

200 Jahre Ignaz Philipp Semmelweis (1818–1865).
„Retter der Mütter“ und Pionier der Krankenhaushygiene.
Wissenschaftliche Gedenkkonferenz in Regensburg,
6. Juli 2018. (Zsolt K. Lengyel) 333

Bayerische Schwager für Budapest. Grußwort zur Fotoausstellung
„Donaumetropolen Wien – Budapest. Stadträume der Gründerzeit“.
Universitätsbibliothek Regensburg, 25. Oktober 2018.
(Zsolt K. Lengyel) 337

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Bandes 339

Ernő Marosi, Budapest

Die kunsthistorische Problematik der lutherischen Reformation Das Erbe des Mittelalters in Ungarn*

I. Von der Stilgeschichte zur Bildwissenschaft

Im Abbau der Geschichtskonzeption klassischer Kunstgeschichte, die auf Schulbegriffe und auf das Nacheinander von Stilepochen gegründet wurde, kam der Umwertung der Folgen der Reformation für die Künste eine überaus wichtige Rolle zu. Den Ausgangspunkt – in diesem Fall die Widerlegung der These der angeblichen Kunstfeindlichkeit der Reformation¹ – bildete die Ankündigung des Prinzips des Stilpluralismus gegenüber dem »Einheitszwang«, der auf Stilepochen-Begriffen beruht.² Infolge dieser methodologischen Wende verwarf man nicht nur die normative Auffassung der Stilgeschichte, sondern erkannte auch die zeitlich begrenzte Geltung des dadurch begründeten wissenschaftlichen Systems. Die Dauer der Zeitspanne, in der die gemeinsamen Prinzipien der Kunst der Neuzeit und der entsprechenden Kunstgeschichte als richtungsgebend galten, wurde auf etwa 500 Jahre geschätzt. Es wurde angenommen, dass nach dieser Zeitspanne das Ende der auf den Kunstbegriff der Neuzeit aufbauenden Kunstgeschichte kommen werde. Praktisch in der Zeit, als Hans Belting 1983 ein Pamphlet zum Thema veröffentlichte, bot das darauf folgende Lutherjahr 1984 einen Anlass zur Demons-

* Den Anlass zur Abfassung dieses Textes gab eine repräsentative Ausstellung des Ungarischen Nationalmuseums zum 500. Jahrestag der Reformation. Eine erste Fassung entstand als Beitrag zum geplanten Katalog dieser Ausstellung. Ausstellungsmachern und Veranstaltern von Abendgesprächen fühlt sich der Autor zu bestem Dank verpflichtet.

¹ Vgl. das kurze Stichwort von Thomas *Aschenbrenner* – Oskar *Thulin*: Bilderfrage. In: Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte. II. Stuttgart 1939, 561–572.

² Josef Adolf *Schmoll* gen. *Eisenwerth*: Stilpluralismus statt Einheitszwang. Zur Kritik der Stilepochen-Kunstgeschichte. Beiträge zum Problem des Stilpluralismus. Hgg. Werner Hager, Norbert Knopp. München 1977.

tration seiner Thesen.³ Repräsentative Ausstellungen und Konferenzen haben sowohl in der damaligen Bundesrepublik Deutschland als auch in der DDR⁴ dazu beigetragen, dass die anscheinend sterilen Methodenprobleme Beltings bald auch in der Praxis Platz fanden.

Während die Initiativen in der DDR eher auf die kulturpolitische Repräsentation des Staates und dabei die Einfügung der stilgeschichtlichen Phänomene in den Rahmen der marxistischen Formationstheorie ausgerichtet waren,⁵ warf Werner Hofmann in seiner Einleitung zur Ausstellung der Hamburger Kunsthalle die großen Fragen der Revision des kunsthistorischen Gesamtbildes auf.⁶ Die Grundthese formulierte er vor allem aufgrund der Äußerungen Luthers aus dem Jahr 1522, als dieser sein Asyl auf Schloss Wartburg aufgab, um im Bildersturm zu Wittenberg Stellung zu nehmen. Aufgrund der Wittenberger Reden Luthers behauptete Hofmann: »Mit Luther begann die Freiheit der Kunst«, denn »Luther legt den Grund für die Betrachterästhetik. [...] Der Betrachter soll vor dem Kunstwerk seine Freiheit erproben. Er hat das letzte Wort.« Nach den Wittenberger Invocavit-Predigten vom März 1522 [sind] »die Bilder [...] weder das eine noch das andere, sie sind weder gut und böse, man kann sie haben und kann sie nicht haben.«⁷ Die betreffenden Fragen sind in theologischem Sinn nebensächlich, weil die Bilder selbst in die Kategorie der Nebendinge, der *adiaphora*, gehören. Deshalb formuliert Lu-

³ Hans *Belting*: Das Ende der Kunstgeschichte? München 1983. Den Ausgangspunkt bilden historiografische Überlegungen („*Vasari und die Folgen*“), denn Giorgio Vasari wird als Modell der sogenannten *ersten* Kunstgeschichte dargestellt. Zehn Jahre später erfuhr der Aufsatz eine zweite Auflage unter Weglassung des Fragezeichens.

⁴ Dafür bot die Praxis der für die Kulturpolitik der DDR üblich gewordenen *Ehrungen* den (wohlgemerkt: allein politischen) Rahmen. Die wichtigste Voraussetzung der Luther-Ehrung von 1984 stellte das Dresdener Dürerfest dar (*Deutsche Kunst der Dürer-Zeit. Ausstellungskatalog*. Dresden 1971). Wie Ministerpräsident Willi Stoph in seiner Begrüßungsrede ausführte, war das Ziel der Ehrungen, »das lebendige, bewußte Verhältnis [der deutschen Arbeiterklasse, E. M.] zu den revolutionären und humanistischen Traditionen« zu begründen. Ebenda, 5.

⁵ Vgl. *Kunst und Reformation*. Hg. Ernst Ullmann. Leipzig 1982: Ernst Ullmann: Die Wittenberger Unruhen, Andreas Bodenstein von Karlstadt und die Bilderstürme in Deutschland. In: *XXVII^e Congrès International d'Histoire de l'Art. L'Art et les Révolutions. Strasbourg 1-7 septembre 1989. Section 4. Les iconoclastes*. Hg. Sergiusz Michalski. Strasbourg 1992, 117-126; *Von der Macht der Bilder. Beiträge des C. I. H. A.-Kolloquiums „Kunst und Reformation“*. Hg. Ernst Ullmann. Leipzig 1983.

⁶ Werner Hofmann: Die Geburt der Moderne aus dem Geist der Religion. In: *Luther und die Folgen für die Kunst*. Ausstellungskatalog. Hg. Werner Hofmann. München 1983, 23-71.

⁷ Die Sammlung der wesentlichsten Schriftquellen: Der Bildersturm aus der Sicht der Reformatoren. In: Hans *Belting*: Bild und Kult. Eine Geschichte des Bildes vor dem Zeitalter der Kunst. München ²1993, 606-611, hier 609. Vgl. Hofmann: Die Geburt, 52-53.

ther später wie folgt: »Bilder, glocken, Messgewand, kirchenschmuck, alltar licht und dergleichen halt ich frey. Wer da wil, der mags lassen. Wie wol bilder aus der schrift und von guten Historien ich fast nuetzlich, doch frey und will-koerig halte. Denn ichs mit den bilderstuermen nicht halte.«⁸

Die Entwicklungen, die mit dem Bildersturm in Wittenberg begannen, waren bekanntermaßen weder für Luther noch für andere Reformatoren abgeschlossen. Diejenigen Ansichten und Aktionen, mit denen er sich auseinandergesetzt hatte, blieben im Prozess der Konfessionalisierung für lange Zeit als Faktoren der Repräsentation der Identität wirksam.⁹ Im Folgenden kommen theologische oder die Konfessionalisierung betreffende Fragen kaum beziehungsweise allein durch Hinweise auf Fragen zur Sprache, die für die kunsthistorische Methodik einige Relevanz besitzen. Ausgehend von der Erfahrung, dass man in diesen Fragen allein unter Zugrundelegung von lokalen, regionalen (und später national bedingten) Rahmen zu konkreten Feststellungen gelangen kann, sollen diese Erkenntnisse im Kreis der ungarischen Verhältnisse verwendet werden, wobei man vorerst eher Fragen stellen als Schlussfolgerungen formulieren kann.

Um zu einem Überblick der neubelebten Forschungsinteressen in den 1980er Jahren unter einem mittlerweile notwendig gewordenen historiografischen Aspekt zurückzukehren, kann auch festgestellt werden, dass die Bilderfrage und nicht zuletzt die diesbezüglichen Konflikte, die sich in ihrer In-Frage-Stellung oder Zerstörung (als Formen zwar negativer, aber doch realer Deutung) offenbart haben, um diese Zeit in den Mittelpunkt des Interesses der Kunstgeschichte gelangten. Mit dem Interesse der damals jungen Generation von Kunsthistorikern für Rezeptionsästhetik und Rezeptionsgeschichte ist die Forschung der Bilderstürme ein großes Thema geworden, das sich den Fragen der Interpretation und des Mediums zuwandte. Diese Fragen behandelte Horst Bredekamp bereits 1975 als gesellschaftsgeschichtliche Probleme der Rezeption der Kunstwerke aus dem Jahrtausend zwischen Spätantike und Husitismus.¹⁰ Dadurch lieferte er zugleich ein Beispiel dafür, wie wichtig auch negative Erscheinungen für die Rezeptionsgeschichte sein mögen. Es ist kein

⁸ Zitiert nach *Hofmann*: Die Geburt, 46–47, 50. Vgl. Gudrun *Litz*: Die reformatorische Bilderfrage in den schwäbischen Reichsstädten. Tübingen 2007, 9. Siehe auch Hans *Belting*: Bild und Kult. Eine Geschichte des Bildes vor dem Zeitalter der Kunst. München 1990, 585.

⁹ Eine gründliche Übersicht der theologischen Standpunkte bei *Litz*: Die reformatorische Bilderfrage, 20–62.

¹⁰ Horst *Bredkamp*: Kunst als Medium sozialer Konflikte. Bilderkämpfe von der Spätantike bis zur Hussitenrevolution. Frankfurt am Main 1975.

Zufall, dass dieser Themenbereich 1989 anlässlich des Bizenariums der französischen Revolution in einer eigenen Sektion des XXVII. Internationalen Kongresses für Kunstgeschichte in Straßburg behandelt wurde. Unter dem Titel „Die Kunst der Revolutionen“ wurden einerseits die künstlerischen Bezüge der Revolutionen, andererseits eine Typologie der künstlerischen Revolutionen thematisiert. Es ist eine andere Frage, dass die Praxis der Bilderstürme und der *damnatio memoriae*, die in der Bildersturm-Sektion besprochen wurden, sich bald von Prag bis Budapest und von Berlin bis Bukarest für das Studium *in vivo* angeboten haben – wovon man in Straßburg im September 1989 noch keine Ahnung haben konnte.

Mit Recht kann man Hans Belting die Verbindung der Prinzipien der neuen Kunstgeschichte, die er 1983 verkündete, mit der Methodik vorangehender kunsthistorischer Forschungen zuschreiben. Als er seine Thesen über das Ende der (traditionellen) Kunstgeschichte darlegte und das Schema aufeinanderfolgender Stilepochen durch die Alternative der Epochen der „Bildwissenschaft“ / „Bildgeschichte“, die auch die Gegenwart beinhalten, zu ersetzen vorschlug, nahm er die Reformation des Martin Luther als Wendepunkt am Beginn der Neuzeit an. In seinem Buch „Bild und Kult“, das 1990 als Paradigma der Bildwissenschaft erschien,¹¹ belegte er die neue Chronologie der Kunstgeschichte mit Analysen aus früheren eigenen Forschungen und mit ausgewählten Dokumenten. Von den beiden Grundbegriffen dieser Chronologie wurden die Jahrhunderte des Mittelalters von der altchristlichen Zeit bis um 1500 aufgrund der Kultbilder als „Zeitalter des Bildes“ und die darauf folgende Neuzeit nach dem Ende des Bilderkults als „Zeitalter der Kunst“ bezeichnet. Die terminologischen Vorschläge Beltings stellen auch neue Definitionen für das Ende des Mittelalters beziehungsweise der Neuzeit dar. Im Folgenden sollen Besonderheiten des Übergangs zwischen den beiden Epochen in Ungarn untersucht werden.

II. Das Erbe der mittelalterlichen Kunst in der Frühzeit der Reformation in Ungarn

Um die Rolle der mittelalterlichen Tradition in der ungarischen Reformation richtig einzuschätzen, braucht man mehr und klarere Kenntnisse über die mittelalterlichen Voraussetzungen des persönlichen Urteils, das Luther so hoch bewertete. Das Problem berührt die Notwendigkeit einer eindeutigen

¹¹ *Belting: Bild und Kult.*

Antwort auf die Frage, inwieweit die *devotio moderna* als Vorphase der Reformation aufgefasst werden kann. Als ein anderes diesbezügliches Problem stellt sich Frage, inwieweit und in welchen sozialen Schichten eine persönliche Deutungsweise des Bildes verbreitet war. Hiermit ist allein in einem überaus engen Kreis der Elite spätmittelalterlicher Intelligenz zu rechnen. Ein Fall, in dem es sich um ein Missverständnis sowohl seitens des Künstlers als auch seines Auftraggebers handelte, ist sogar symptomatisch. Im 1378 datierten Zyklus der Wandmalereien des Malers Johannes Aquila von Radkersburg in Velemér (Ungarn, Komitat Eisenburg [Vas]) ist nämlich ein Irrtum im Text um die *Vera icon* herum zu entdecken. Diese Inschrift enthält die Mahnung, dass das Bild nur verehrt, aber keineswegs angebetet werden soll. Auf eine fatale Weise haben diese kurzen Verse – wohl wegen der fehlerhaften mündlichen Tradierung – zur Anbetung des Bildes (*adora*) und lediglich zur Verehrung Christi aufgerufen. Die ungarische Übersetzung der Verse vom ungarischen Reformator Albert Szenci Molnár (1574–1634) belegt, dass diese Distinktion älteren Ursprungs, die Unterscheidung zwischen *iconodulia* und *iconolatria*, die seit dem späten 13. Jahrhundert vor allem durch das liturgische Handbuch des Durandus verbreitet wurde, der lutherischen Bildauffassung völlig entsprach.¹²

Die Wende, die das Ende des „Zeitalters des Bildes“ markierte, wurde – wie im wesentlich früheren Fall von Velemér – auch in den Dörfern der Schweiz mit ähnlicher Befremdung wahrgenommen. Hierüber berichtete Peter Jezler 1989 auf dem bereits erwähnten Kongress für Kunstgeschichte. Er stellte fest, dass es inmitten einer spätmittelalterlichen Phase fieberhaften Kirchenbaus und Dekorationsdrangs zu einem Bruch kam, dem sowohl im Kreise der Auftraggeber als auch der Gläubigen eine Ratlosigkeit folgte. Die Dorfgemeinden des Züricher Kantons, die eigene Kirchen haben wollten, akzeptierten aber, dem Beispiel der Stadt folgend, schon bald die Grundsätze der Reform, weil diese geringere Baukosten und größere Selbständigkeit ermöglichten.¹³ Wohl trifft diese Parallele auf die ungarischen Verhältnisse zu, wo es sich ebenfalls um eine spätmittelalterliche Blütezeit von Kirchenbau

¹² Zum Fall in Velemér Ernő Marosi: Honora – adora. A veleméri *Vera icon* felirata. In: Kőkövön. Dávid Ferenc 73. születésnapjára. I. Hgg. Edit Szentesi [u. a.]. Budapest 2013, 453–458. Vgl. die Übersetzung der Verse: Szenci Molnár Albert költői művei. Hg. Béla Stoll. Budapest 1971, Nr. 174, 367.

¹³ Peter Jezler: Vom Baufieber zum Bildersturm. Wie sich in der Reformation die Einstellung der Bauern zur Sakralkultur geändert hat. In: XXVII^e Congrès International d'Histoire de l'Art 59–70.

und Kirchenschmuck handelte, der die überwiegende Mehrheit der erhalten gebliebenen mittelalterlichen Kunstwerke zu verdanken ist. Die zuerst von Zwingli, dann von Calvin vertretenen Prinzipien des Bildersturms und der Bilderverfolgung trafen die Altarbauer besonders in diesen Gebieten sehr hart, wie es der berühmte Brief der Straßburger Maler und Bildhauer aus dem Jahr 1525 bezeugt, in dem sie den Stadtrat wegen Auftragsmangels um Hilfe baten.¹⁴ Das mit einem Holzschnitt illustrierte, um 1550 in Nürnberg von Erhard Schön verfasste Flugblatt mit der „Klagrede der armen verfolgten Götzen vnd Tempelpilder über so vngleich vrtayl vnd straffe“ beklagt nicht den Bildersturm und seine für die Künstler nachteiligen Folgen, sondern die Hypokrise der Bilderstürmer, die dabei riesige Balken in ihren Augen haben. Die Bilder sprechen die Bilderstürmer an und halten ihnen ihren eigenen Götzenkult vor: »Die schuld und straff für ander leut / Das ist doch eine ungleiche peut / Ir selb habt uns zu götzen gmacht / Von denen wir yetz sind verlacht« – weil sie voll mit Götzenbildern (das heißt, Sünden) sind: »Der götzen sind so vil on zal / Schier alle menschen überal / Vil geitz hochfart und huorerey / Vil schand laster und büberey / Fressen saufen und gots lestrung / Ist yetz gemain bey alt und jung.«¹⁵ Der kritische Standpunkt ist hier wesentlich mit jenem Luthers identisch: Dementsprechend ist die Sünde nicht in den Bildern, sondern in den Betrachtern verwurzelt.

Ein höherer Grad an Bewusstheit ist im Kreis der Gebildeten anzunehmen, wobei mit Bildung die Kenntnis der humanistischen Prinzipien und Bildungsinhalte sowie Orientierungsfähigkeit in der *res publica* der Intelligenz gemeint ist. Aus diesen Beziehungen entsteht ein Prozess der fortschreitenden Anpassung an die Ereignisse – zumeist eine Radikalisierung. Die Autoren bildnisse als wichtige Repräsentationsmittel der großen Vertreter der Intelligenz gaben zugleich Anlässe zur Bildinterpretation des Spätmittelalters und der Renaissance. Als ein seltsamer Fall spätmittelalterlicher Bildauffassung und von Einflüssen der *devotio moderna* verdient das Bild des Jean Gerson am Standflügel des Altars von Leutschau (*Lőcse*, *Levoča*) der vier Heiligen Johannes, dessen Vorbild, ein Holzschnitt, vom Kunsthistoriker Gábor Endrődi nachgewiesen wurde. 1520, als die Altartafel beschriftet wurde, weist das Bild des französischen Theologen nicht nur auf die Jugendideale des Auftraggebers Johannes Henckel hin, in denen Gerson als Vorläufer

¹⁴ Michael Baxandall: *The Limewood Sculpture of Renaissance Germany* (1980). New Haven/London 1981, 75–76.

¹⁵ Ebenda, 80–81.

fer der *devotio moderna* eine große Rolle zukam, sondern zeigt bereits eine Veränderung der Einstellung des Leutschauer Pfarrers, dessen Annäherung an die Reformation mit einer eher kritischen Haltung gegenüber Gerson Hand in Hand ging.¹⁶

Die Bildnisse der großen Reformatoren fügen sich in die Typologie der humanistischen Autorenporträts ein. Dies ist eine von den Glaubenssätzen wenig abhängige Erscheinung. Auch unter den ungarischen Denkmälern der Repräsentation der humanistischen Intelligenz findet man sowohl Vertreter der Reformation als auch hochrangige katholische Kleriker.¹⁷ Als gemeinsames Merkmal der im Umkreis der deutschen Reformation entstandenen Porträts ist zu beobachten, dass die schriftlichen Reflexionen auf die Funktion der Bildnisse die Dominanz der Schrift gegenüber der bildlichen Darstellung, eine Grundthese der Reformation, unterstützen. Beispiele für diesen Reflexionstyp sind die in den Humanistenbildnissen Dürers formulierten lapidaraphoristischen Inschriften, die seine Ansichten über das Verhältnis der Dauerhaftigkeit von geistigem – beziehungsweise schriftlichem – Erbe und der Vergänglichkeit körperlicher Merkmale ausdrücken.¹⁸ Dieser Topos des Gegensatzes zwischen körperlicher Erscheinung und Geist wurde von Matthäus (Máté Skaricza) in dem Bildnis verwendet, das er in Kupfer schneiden und 1585 in Basel vor den theologischen Schriften seines Meisters István Szegedi Kis veröffentlichen ließ. In dem beigefügten zehnzeiligen lateinischen Epigramm kommen alle diesbezüglichen literarischen Topoi von der Ähnlichkeit der Gesichtszüge bis zur Feststellung, dass weder Zeuxis noch Apelles fähig gewesen wären, den geistigen Reichtum, von dem seine Schriften zeugen, wiederzugeben, mit geradezu enzyklopädischer Vollständigkeit vor.¹⁹ Der Li-

¹⁶ Gábor *Endrődi*: Die Vorbilder der Gerson-Darstellung am Leutschauer Johannesaltar. In: Ročenka slovenskej národnej galérie v Bratislave. Galéria 2004–2005. Bratislava 2006, 313–319.

¹⁷ Géza *Galavics*: Személyiség és reneszánsz portré. Ismeretlen magyarországi humanista portré, Mossóczy Zakariás arcképe. In: Collectanea Tiburtiana. Tanulmányok Klaniczay Tibor tiszteletére. Hgg. Géza Galavics [u. a.]. Szeged 1990, 401–418; G. *Galavics*: Martino Rota: Bildnis des Zacharias Mossóczy (1577) und das humanistische Porträt in Ungarn. In: Acta Historiae Artium 42 (2001) 65–81.

¹⁸ Peter-Klaus *Schuster*: Bild gegen Wort: Dürer und Luther. In: Pirkheimer Jahrbuch 1985. I: Bild und Wort. Mittelalter – Humanismus – Reformation. Hg. Stephan Füssel. München 1986, 59–70. Vgl. Johann Konrad *Eberlein*: Das Porträt im Werk Dürers. In: Albrecht Dürer. Hgg. Klaus Albrecht Schröder, Maria Luise Sternath. Ostfildern-Ruit 2003, 69–79.

¹⁹ Pál *Ács*: Honfoglalók Ráckevén. Protestáns patriotizmus Skaricza Máté várostörténeti költeményében. In: *Kálvin hagyománya. Református kulturális örökség a Duna mentén*. Hgg. Péter Farbak, Réka Kiss. Budapest 2009, 37–41; Katalog Nr. 2. 2. 2. In: *Kálvin hagyománya*

teraturhistoriker Pál Ács hat darauf hingewiesen, dass in der gemeinsamen Interpretierung der Zeitgeschichte bei katholischen und protestantischen Autoren – etwa aufgrund der Geschichte der Makkabäer – jener Unterschied als am wesentlichsten erscheint, dass also in der Auffassung der Protestanten der Akzent »vom Heiligenkult auf die Nachfolge ihres Beispiels und von den Reliquien auf das *exemplum*« verschoben wird.²⁰ Dieses Grundprinzip ist auch eine Erklärung für die gesteigerte Bedeutung der Hinweise auf das Alte Testament, ebenso für die Blüte der in der mittelalterlichen Tradition verwurzelten typologischen Schriftdeutung (eng verbunden mit der Vorliebe für Bildparallelen). Als solche mögen etwa die Holzschnittillustrationen des Lucas Cranach d. Ä. in den 1521 in Wittenberg herausgegebenen antipäpstlichen „Passional Christi und Antichristi“ als Vertreter einer ganzen Gattung genannt werden, mit Bildparallelen wie der Fußwaschung beim letzten Abendmahl und dem Kuss des Fußes des Papstes oder der Kreuztragung Christi und dem päpstlichen Tragsessel.

In der Beurteilung des Verhältnisses zum Hussitismus im Vorfeld der Reformation kommt unserer Meinung nach dem typologischen Exemplum eine besondere Bedeutung zu. Heute werden die Hypothesen, die unter den mittelalterlichen Vorgängern dem Hussitismus eine ausgezeichnete Rolle zuschreiben, in der Regel eher skeptisch behandelt. Angesichts seiner *revolutionären* Beurteilung, die als Grundsatz der sozialistischen Geschichtsauffassung galt, ist die Skepsis kaum übertrieben, man sollte aber auch mit einem Nachleben der regionalen Tradition rechnen. Beachtet sei die Lokaltradition von der Anwesenheit oder sogar den Bauten von Hussiten,²¹ die zum größten Teil wohl in neuzeitlichem Bildungsgut wurzeln. Nicht wahrscheinlicher ist es, dass das Beispiel des Johannes Hus, dessen Hinrichtung am Vorabend der Reformation sich zum 100. Mal gejäht hatte,²² sehr schön in der Allegorie

179–180. Vgl. András Szabó: Református kultúra a Dunamelléken a reformáció századában. In: *Kálvin hagyománya* 33–36.

²⁰ Pál Ács: *Apocalypsis cum figuris. A régi magyar irodalom történelemképe*. In: *Történelem – kép. Szemelvények múlt és művészet kapcsolatából Magyarországon*. Hgg. Árpád Mikó, Katalin Sinkó. Budapest 2000, 48–62, hier 55.

²¹ Über die Tradition der Beteiligung von Hussiten am Bau des St. Elisabeth-Domes zu Kaschau: Pál Tóth-Szabó: *A cseh-huszita mozgalmak és uralom története Magyarországon*. Budapest 1917, 184. Vgl. Tim Juckes: *The Parish and Pilgrimage Church of St Elizabeth in Košice. Town, Court, and Architecture in Late Medieval Hungary*. Turnhout 2011, 89.

²² Siehe die Medaille zum Zentenarium der Hinrichtung von Jan Hus, 1515: *Sigismundus rex et imperator. Művészeti kultúra Luxemburgi Zsigmond korában 1387–1437*. Ausstellungskatalog. Hg. Imre Takács. Budapest/Luxemburg 2006, 458, Katalog Nr. 5. 27; *Kálvin hagyománya* 148, Katalog Nr. 1. 2. 1. Zu den Vorbildern der eschatologischen Geschichtsauffassung

von Gans und Schwan seinen Ausdruck fand,²³ durch welche die Kontinuität zu Beginn der Reformation ebenso bewusst gemacht wurde. In der Wiederbelebung der bildlichen Rhetorik der typologischen Parallelen (und der Antithesen) kommt den illustrierten Kodizes der böhmischen Brüder bestimmt eine wichtige Rolle zu.²⁴ Die heutige ungarische Literaturgeschichtsschreibung scheint die Hypothese vom hussitischen Ursprung der vollständigen ungarischen Bibelübersetzung verworfen zu haben.²⁵ Das als Anhang zur „Chronik des Königs und Kaisers Sigismund (von Luxemburg)“ vom Chronisten Sebestyén Tinódi Lantos (um 1510–1556) veröffentlichte Gedicht von der Höllenfahrt eines seiner Ritter in der Höhle von St. Patrick in Irland lässt aber an ähnliche bildliche Quellen denken; diese dürften wie die böhmischen Antithesen ausgesehen haben.²⁶ In dieser Erzählung verbindet sich die diplomatische Mission des Ritters Lőrinc Tar mit fantastischen Visionen, welche die Sühne sowohl politischer Verbrechen als auch sexueller Ausschweifungen des Kaisers voraussagen und zeigen. Nach dem Bericht des Chronisten wollte Sigismund »sein Bett von der Hölle in den Himmel« überstellen. In einer der Visionen wird von einem heißen Wannenbad des Kaisers mit der Königin Maria von Anjou berichtet – ähnlich dem Mönchsbad im Jenaer Kodex, wo als Parallele der Heilige Laurenz mit dem Werkzeug seines Martyriums, dem Rost, erscheint.²⁷ Von böhmischen Utraquisten am Anfang des 16. Jahrhunderts vermittelte hussitische Elemente und Komposition mögen den Dichter Tinódi beeinflusst haben.

in der Publizistik der Konstanzer Synode aufgrund der Papst-Vaticinien: *Sigismundus rex et imperator* 465–466, Katalog Nr. 5. 37.

²³ Peter Hilsch: Das Hus-Bild in der geschichtlichen Erinnerung. In: Das Konstanzer Konzil, 1414–1418. Weltereignis des Mittelalters. Essays. Hgg. Karl-Heinz Braun [u. a.]. Darmstadt 2013, 102–105.

²⁴ Horst Bredekamp: Kunst als Medium sozialer Konflikte. Bilderkämpfe von der Spätantike bis zur Hussitenrevolution. Frankfurt am Main 1975, 309–327. Vgl. *The Jena Codex. Facsimile, Commentary*. Prague 2009.

²⁵ Sándor Láz: Apácaműveltség Magyarországon a XV–XVI. század fordulóján. Az anyanyelvű irodalom kezdetei. Budapest 2016, 190–191, besonders Anmerkung 208.

²⁶ Vgl. Ernő Marosi: Tar Lőrinc pokolbeli látomásának ikonográfiája Tinódi szerint. In: *Allegro con brio. Írások Zemplényi Ferenc hatvanadik születésnapjára*. Hgg. Éva Bánki, Tünde Tóth. Budapest 2002, 138–145.

²⁷ *The Jena Code* Fol. 78^v-79^r.

III. Die Übernahme des mittelalterlichen künstlerischen Erbes

Die Aneignung des baukünstlerischen Erbes des Mittelalters wurde von der rapiden Verbreitung der Reformationsbewegung und den noch zu Lebzeiten der ersten Reformatoren bestehenden Wechselbeziehungen zwischen den verschiedenen Richtungen genauso beeinflusst wie durch die Türkenkriege und die Verhältnisse auf den osmanisch eroberten Gebieten. In Ungarn gab es keine städtische Baukunst wie diese in den deutschen Zentren der Reformation anzutreffen war. Die spätgotische, mit Emporen versehene Hallenkirche, die gleichsam zum führenden Bautypus der lutherischen Reformation geworden ist, kam in Ungarn im frühen 16. Jahrhundert nur ausnahmsweise vor, etwa über dem südlichen Seitenschiff der Stadtpfarrkirche von Hermannstadt (*Nagyszében, Sibiu*)²⁸ und wahrscheinlich auch in der als *Schwarze Kirche* bezeichneten evangelischen Pfarrkirche in Kronstadt (*Brassó, Braşov*), die nach dem Brand von 1689 wiedererrichtet wurde.²⁹ Allein die Langhaushalle der St. Nikolauskirche von Bistritz (*Beszterce, Bistriţa*) kann mit den lutherischen Emporenhallen in Deutschland verglichen werden, deren Bau gegen 1520 noch für katholische Zwecke begonnen und erst nach der Reformation mit den Renaissanceemporen beendet wurde.³⁰ Die lutherischen Kirchen von Nordungarn wurden im Allgemeinen später errichtet. Auch diese Bauten des 17. Jahrhunderts wurden mit Emporen erbaut; Emporen mit Holzkonstruktionen, die in den gewölbten Hallenräumen errichtet wurden, scheinen die häufigste Normallösung darzustellen.³¹

In der jüngeren kunstgeschichtlichen Literatur spielen Forschungen über die identitätsschaffende Rolle der Konfessionalisierung, insbesondere in der lutherischen Kirche der Siebenbürger Sachsen, eine wichtige Rolle. In Siebenbürgen haben die Werke des Johannes Honterus (um 1498–1549) – die 1543 gedruckte „*Reformatio ecclesiae Coronensis*“ und die darauf aufbauende

²⁸ Géza Entz: Erdély építészete a 14–16. században. Kolozsvár 1996, 404.

²⁹ Vgl. die kurze Übersicht der Baugeschichte von Ágnes Ziegler in: Evelin Wetter: Liturgische Gewänder in der Schwarzen Kirche zu Kronstadt in Siebenbürgen, mit Beiträgen von Corinna Kienzler und Ágnes Ziegler. Riggisberg 2015, 42, der Grundriss: Abb. 30. Zum Neubau siehe die inzwischen publizierte, 2012 in Budapest verteidigte Dissertation von Ágnes Ziegler: A brassói Fekete templom – reformáció és renováció. Brassó/Budapest 2018.

³⁰ Entz: Erdély építészete, 183–184, 239–240; András Kovács: Késő reneszánsz építészet Erdélyben. Budapest/Kolozsvár 2003, 149; Árpád Mikó: A reneszánsz Magyarországon. Budapest 2009, 154.

³¹ Baugeschichtliche Daten: *Renesancia. Umenie medzi neskorou gotikou a barokom*. Hg. Ivan Rusina. Bratislava 2009, 662–683.

„Kirchenordnung aller Deutschen in Siebenbürgen“ von 1547 – die Grundsätze für eine einheitliche, bis in das 19. Jahrhundert lebendige Praxis geschaffen. Für die Kenntnis der lutherischen Glaubenssätze sind die siebenbürgischen Veröffentlichungen besonders aufschlussreich, denn die protestantischen Gemeinden besaßen hier eigene Druckereien. Zu gleicher Zeit, ebenfalls unter dem Einfluss Melanchthons, jedoch unter schwierigeren Publikationsverhältnissen sind die Glaubenssätze anderer, vor allem nordungarischer Städte erschienen: 1549 die „Confessio Pentapolitana“ für Kaschau (*Kassa, Košice*), Bartfeld (*Bártfa, Bardejov*), Eperies (*Eperjes, Prešov*), Zeben (*Kisszeben, Sabinov*) und Leutschau, 1554 die „Confessio Heptapolitana“ oder „Montana“ für die niederungarischen Bergstädte, 1568 die „Confessio Scepusiana“ für die Zips.³²

Ein wichtiges Element der siebenbürgischen Kirchenordnung des Honterus stellt die Bewahrung der Hochaltäre der Kirchen und mit ihnen eines Teils ihres Bilderschmucks (das heißt, der als bibelkonform anerkannten Bilder) dar. In Mediasch (*Medgyes, Mediaș*) wurde der bei geschlossenem Altar sichtbare Passionszyklus,³³ in Hermannstadt 1545 ebenfalls der Passionszyklus an den Außenseiten der Flügel des kurz zuvor errichteten neuen Hochaltars beibehalten. Die im geöffneten Zustand sichtbaren Tafelbilder wurden durch Übermalung verdeckt und mit Inschriften versehen. Vom Kreuzigungsbild der Mitteltafel wurden die Assistenzfiguren entfernt, und unter der Kreuzigung wurde auf dunkelblauem Grund eine goldene Inschrift mit typologischen Bibelzitate verwendet.³⁴

Diese beiden Hochaltäre in größeren Städten entsprachen dem in der Kirchenordnung von 1547 begründeten Brauch, der auf die Pracht der mittelalterlichen Liturgie nicht verzichtete, sondern diese im Sinne der gemäßigten Reformation Luthers und der Melanchthon-Nachfolger als in dogmatischer Hinsicht neutrale Angelegenheiten (Mitteldinge, *adiaphora*) beibehielt. Dabei handelte es sich bereits um einen Gegensatz zu den helvetischen und anabaptistischen Richtungen.³⁵ Diese gemäßigte Auffassung von der Bilderfrage

³² *Három lutheri hitvallás Magyarországon*. Hgg. Peter Kónya, Zoltán Csepregi. Prešov 2013, besonders 22–24. Vgl. Ivan Rusina: Spor o obrazy. In: *Renesancia* 71–79.

³³ Emese *Sarkadi Nagy*: Local Workshops – Foreign Connections. Late Medieval Altarpieces from Transylvania. Ostfildern 2012, 59–61, Katalog Nr. 34, 35, S. 175–178.

³⁴ Gisela und Otmar *Richter*: Siebenbürgische Flügelaltäre. Hg. Christoph Machat. Thaur bei Innsbruck 1992, 224–231; *Sarkadi Nagy*: Local Workshops, 228–229, Katalog Nr. 73.

³⁵ Evelin *Wetter*: Da solch Kirchengesprenge war, bald fingenn die Widersacher an zu predigen wider das Abendmahl des Hern... Zu Strategien konfessioneller Selbstverortung in Sieben-

kommt in verschiedenen Darstellungen zum Ausdruck, die natürlich den lutherischen Standpunkt vertreten. Es handelt sich um satyrische Auseinandersetzungen zwischen unterschiedlichen Richtungen der Reformation. Das um 1572 entstandene Görlitzer Nostitz-Epitaph stellt die Austeilung des Abendmahls in zwei Gestalten dar: Vor dem Altarretabel sind Priester zu sehen, die Kasel und Chorhemde tragen. Ein wohl gleichzeitiges Leipziger Spottbild stellt den Gegensatz von Zwingli und Luther als Kampf von Bewaffneten dar. Man kann die soziale Aussage des lutherischen Spottes kaum missverstehen: Dem Gegner wird eine unkultivierte Anspruchslosigkeit zugeschrieben. Als es in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu einer Trennung der Richtungen der ungarischen Reformation kam, wurden die kalvinistischen Grundsätze in einer Reihe von Synoden erklärt (1562: Egervölgy, 1562 und 1567: Debrecen). Bischof Péter Méliusz Juhász spielte in der Verwerfung aller Formen des „Götzendienstes“, das heißt, der Nachfolge der letzten Überbleibsel des katholischen Kultes, eine führende Rolle. Allein die von all diesen gesäuberten Kirchenbauten wurden von den Gemeinden weiterhin benutzt.³⁶ Der auch retrospektiv wirkende kalvinistische Kult der Einfachheit entspricht derjenigen Haltung, die auf dem Leipziger Spottbild scharf kritisiert wird. Diese Haltung der Calvinisten erfuhr eine besondere Betonung in einem angeblich aus Frauenbach (*Nagybánya, Baia Mare*) stammenden, von 1547 datierten hölzernen Becher, der in der Sammlung der kalvinistischen Gemeinde von Kecskemét als eine Art Denkmal der Vergangenheit aufbewahrt wurde. Das Stück kann – wegen Mangels an Vergleichsbeispielen – schwerlich datiert werden, und die Inschrift stammt gewiss aus dem 18. Jahrhundert; dieser Datierung entspricht der Wortlaut des Textes: »Ehemals gab es hölzerne Becher beim Heiligen Abendmahl, aber goldene Priester, jetzt gibt es Goldbecher, jedoch hölzerne Priester.«³⁷ Die Inschrift von Kecskemét lässt noch eine Schlussfolgerung zu, indem sie davon zeugt, dass die Reformierten im 18. Jahrhundert die frühere Zeit bestimmt aus retrospektiver Sicht betrachtet und als goldenes Zeitalter idealisiert haben. Wie die Frühzeit, von der hier die Rede ist, chronologisch abgegrenzt werden kann, bleibt unklar. Diese Frühzeit dürfte im 17. Jahrhundert zu Ende gegangen sein.

bürgen. In: *Bonum ut puchrum. Essays in Art History in Honour of Ernő Marosi on His Seventieth Birthday*. Ed. Livia Varga [& alii]. Budapest 2010, 89–114, 501–510.

³⁶ Ida Bobrovsky: *A XVI. századi magyar református zsinatok végzéseinek művészeti vonatkozásai*. In: *Ars Hungarica* 4 (1976) 1, 65–71.

³⁷ *Kálvin hagyománya* 215, Katalog Nr. 2. 6. 7.

Es fällt allerdings auf, dass im Fall der kalvinistischen Kirche – anders als bei den Lutheranern – die Kirchengebäude der Marktflecken oder Dörfer als ideal galten. Auch Peter Jezler wies 1989 nach, dass die spätgotische Dorfkirche mit gewölbtem Chor und mit holzgedecktem Schiff als regionaltypische Bauform der Zwinglianer im Umkreis von Zürich erschien.³⁸ Da kann man eine enge Parallele zu den Entwicklungen in Ungarn feststellen. In sozialer Hinsicht erscheint die Demokratie der Dorfgemeinden als Idealbild. Für die Kunstgeschichte besagt das so viel, dass mit dem radikalen Verzicht auf Darstellungen die Gültigkeit der Ikonologie der Bauformen keineswegs aufgehoben wurde. Von dieser Feststellung ausgehend könnte man sogar zu einer Kritik der Bildwissenschaft gelangen, die immer ausschließlicher galt und die Baukunst als Sinnträger oft vernachlässigte.

Die Mehrzahl der in der Reformationszeit übernommenen mittelalterlichen Kirchen waren einschiffige oder Saalbauten, oft mit ungewölbtem Schiff. Die gezimmerte oder mit bemalten Tischlerarbeiten gefertigte Einrichtung dieser einfachen Räume hat bereits im Mittelalter eine größere Rolle gespielt als es von der traditionellen Kunstgeschichtsschreibung angenommen wird. Vor allem der Einrichtung kam bei der Umgestaltung, die den liturgischen Ansprüchen zu entsprechen hatte, eine wichtige Rolle zu. Ausschlaggebend war hier die Richtung der Konfessionalisierung, wobei die Ausrichtung des Altars mit dem Standpunkt der betreffenden Konfession zur Frage der Realpräsenz zusammenhing. Während in den lutherischen Kirchen der mittelalterliche Hochaltar seinen Platz beibehielt, rückten die Calvinisten den Abendmahlstisch in die Nähe der Kanzel, etwa in die Mitte des Kirchenschiffes. In der 1562 mit Holzkonstruktion errichteten Paradieskirche („Temple de Paradis“) von Lyon, die nur ein Jahr lang bestand, wurden die Kanzel und der Abendmahlstisch im Mittelpunkt des zentralen Raumes aufgestellt.³⁹ In den meist axial ausgerichteten ungarischen Dorfkirchen wurden die Kirchenräume durch die Anordnung der Emporen der quadratischen Grundrissform angenähert. Die Mittel der Raumgestaltung waren bis zum Übergang zur monumentalen Bauweise, die ja von der gegenreformatorisch gesinnten Politik der Habsburger den Protestanten lange versagt blieb, Möbel, meist Tischlerarbeiten. Diese Entwicklungsstufe weist heute nur noch einen sehr spärlichen Denkmalbestand auf. Dazu trugen außer der Tendenz, die sich seit dem

³⁸ Jezler: Vom Baufieber zum Bildersturm.

³⁹ Siehe die Innenansicht von Jean Perrisin, Federzeichnung (1563–1567). Genf, Bibliothèque Publique et Universitaire.

18. Jahrhundert im *monumentalen* Umbau offenbarte, auch moderne denkmalpflegerische Eingriffe bei (die gerade umgekehrt einen starken Akzent auf die vorreformatorische Zeit, also auf das Mittelalter, legten). Die Geschichte des Kirchenmobiliars ist weitgehend unerforscht. Die Tatsache aber, dass die Sitzplätze im Kirchenraum und die protestantischen Priesterbänke bis zum mittelalterlichen Chorgestühl zurückverfolgt werden können, ist durch frühe Denkmäler wie die Chorbank aus dem siebenbürgischen Adamesch (*Ádámos, Adamuş*) im Ungarischen Nationalmuseum typologisch belegt.⁴⁰

Die bemalte Holzdecke und die Chorbank von Adamesch wurden getrennt, als sie nach Budapest (die Decke ins Ethnografische Museum, die Bank ins Ungarische Nationalmuseum) gebracht wurden. In dieser Trennung kam die Ansicht zum Ausdruck, wonach die Volkskunst in der Frühepoche der Reformation wurzelt. In der Herausbildung dieser historischen Hypothese, die heute als Irrweg und als ein Missverständnis der stilgeschichtlich ausgerichteten Kunsthistoriografie erscheint, haben der Begriff der Nationalkunst einerseits und die Ideologie ihrer sozialgeschichtlichen Verwurzelung andererseits (das heißt, die Beurteilung der Reformation als Volksbewegung und ihre Identifizierung mit der Volkskultur) eine große Rolle gespielt.

Die Bauikonologie des von Statuen und Bildern als Götzenbildern *gereinigten* kalvinistischen Kirchenraumes wurzelt im Spätmittelalter. In seinem monografischen Aufsatz über die Rekonstruktion der 1526 errichteten bemalten Holzdecke von Adamesch wies Árpád Mikó 1987 vor allem mit der Analyse der Pflanzenornamentik nach, dass sie als himmlisches Zelt oder Himmelslaube gedeutet und als eine Entsprechung der *grünen Stuben* der Spätgotik aufgefasst werden kann.⁴¹ In der Ikonologie der Architektur gibt es keinen Unterschied zwischen einer mit grünen Pflanzen als Laube gedeuteten Gewölbmalerei (*Székelydálya, Daia*) und einem Deckenschmuck aus Gogensdorf (*Gogánváralja, Gogan-Varolea*). In der Deckenmalerei von Adamesch erscheint der spätgotische Motivschatz Hand in Hand mit den antikiierenden Kompositionen der Kassettendecken der Renaissance. Jüngere Beobachtungen von Restauratoren haben des Öfteren den Nachweis erbracht, dass die bis in die Gegenwart erhaltenen Holzdecken ähnliche mittelalterliche

⁴⁰ Lajos Kelemen: Az ádámosi mennyezetfestmény és szentélyszék [1917]. In: Ders.: Művészettörténeti tanulmányok. Hg. Margit B. Nagy. Bukarest 1977, 38–40. Vgl. Domokos Simén: Az ádámosi templom emlékei. In: Keresztény Magvető 87 (1981) 4, 220–223.

⁴¹ Árpád Mikó – Miklós Szentkirályi: Az ádámosi unitárius templom festett famennyezete (1526) és e famennyezet rekonstrukciója (1985). In: Művészettörténeti Értesítő 36 (1987) 86–118.

Vorläufer ersetzt haben. Im Kirchenschiff von Székelydálya wurde ein gemalter Fries unter einer Holzdecke entdeckt, die wohl gleichzeitig mit der Malerei am Chorgewölbe entstanden war und später durch eine höher liegende Holzdecke des Schiffs ersetzt wurde. Oft konnte nachgewiesen werden, dass diese auf der Mauerkrone gemalten Friese von denselben Meistern stammten wie die Holzdecken.⁴²

Im nordöstlichen Teil des heutigen Ungarn, in den ehemaligen Komitaten Szabolcs und Bereg, waren vor der Mitte des 17. Jahrhunderts Kirchendekorationen mit großformatiger roter Blütenornamentik auf weißgetünchten Wänden verbreitet. Einige Denkmäler dieser Art sind inschriftlich genau datiert: 1641 in Ófehértó (sogar als Arbeit eines lokalen Malers *Fejértavi* belegt), 1642 in Csaroda sowie in Márokpapi beziehungsweise Vámosatya.⁴³ Anhand dieser Denkmäler zeichnet sich das Tätigkeitsgebiet eines Meisters oder einer Werkstatt ab. Jüngere denkmalpflegerische Entdeckungen weisen die Meister als Träger der Merkmale unterschiedlicher Zünfte nach, die innerhalb einer Region offensichtlich von Dorf zu Dorf wanderten. Ähnlich waren die Maler-Tischler der Holzdecken und der Einrichtung organisiert; die Inschriften ihrer Arbeiten liefern oft Hinweise auf ihre Zugehörigkeit zu bestimmten Städten oder Marktgemeinden. Eine ähnliche Organisation und Arbeitsweise von wandernden Künstlern und Werkstätten kann man zumindest seit dem 13. Jahrhundert an Werken der dörflichen Kirchenarchitektur, an Steinmetzarbeiten und Wandmalereien, nachweisen. Diese Arbeitsweise kann von der Arbeitsweise der in Zünften organisierten und ein gewisses städtisches Niveau vertretenden Meister deutlich unterschieden werden, die etwa die Zips und ihre Umgebung oder die Siedlungen im siebenbürgischen Kokeltal mit eher kostbaren spätgotischen Retabeln versorgten. Ihre Tätigkeitsgebiete sind oft gut bekannt, nicht oder nur sehr selten aber die Städte, die als Zentren ihrer Tätigkeit galten. Auf beiden Seiten der Südwestgrenze des heutigen Ungarn (Velemér, Bántornya [*Turnišče*], Mártonhely [*Martjanci*], Fürstenfeld) kann man am Ende des 14. Jahrhunderts durch überlieferte Signaturen die Tätigkeit einer Malerwerkstatt nachweisen, deren Leiter Johannes Aquila im steirischen Radkersburg wohnhaft war. Für das Gebiet der Komitate Szabolcs, Szatmár, Bereg und Ung im nordöstlichen Ungarn kann bereits im frühen 14.

⁴² József Lángi: A protestáns templomfestés emlékei. In: *Művészet és vallás a Felső-Tisza-vidéken. Középkori templomok útja*. III. Hg. Tibor Kollár. Nyíregyháza 2014, 65–75.

⁴³ Zsombor Jékely – József Lángi: Falfestészeti emlékek a középkori Magyarország északkeleti megyéiből. Budapest 2009, 245, 310.

Jahrhunderts die Tätigkeit einer Malerwerkstatt nachgewiesen werden.⁴⁴ In den darauf folgenden dreieinhalb Jahrhunderten mag sich in der Region nur wenig verändert haben.

Für die weite Verbreitung derartiger Dekoration zeugen Denkmäler in verschiedenen Landesteilen Ungarns. Die älteste Jahreszahl, 1582, ist am Kapitell des Pfeilers zu sehen, der wohl zur Unterstützung des teilweise eingestürzten Gewölbes errichtet wurde. Eine andere Inschrift an der Ostwand des Triumphbogenpfeilers über der Tünchung von 1582 macht wahrscheinlich, dass die von türkischem Einfluss geprägte Ornamentik um die unteren Mauerflächen des Chors aus derselben Zeit stammt. Außer dieser frühen Malerschicht lassen sich an der östlichen Chorwand Reste von Ausmalungen aus dem 17. Jahrhundert (mit Inschriftentafeln und alternierenden Kränzen) unterscheiden. Ähnliche Kränze befinden sich (mit einer Jahreszahl 1652) in Csempeszokpács (Komitat Eisenburg). Außerdem weist die aus dem 16./17. Jahrhundert stammende Schicht in Nagyharsány (Komitat Baranya) an die Wand gemalte Bibelzitate auf. Solche Inschriften – mit minimalen Elementen einer Ornamentik – fand man im ganzen Kirchenraum von Óriszentpéter (Komitat Eisenburg).⁴⁵

Die bunte Verzierung der weiß getünchten Wände der Kirche in Magyarszecsőd (Komitat Eisenburg) ist seit ihrer Erschließung und Restaurierung zu Recht ein beispielhaftes Denkmal dieser Dekorationsweise geworden. Ihre lateinischen Inschriften gehören zu den schönsten Realisierungen des Prinzips der *Sola scriptura*. Ansonsten besteht der gemalte Schmuck des Kircheninneren aus Armierungen von gemalten Quadern, einem bescheidenen Fries und Blumensträußen auf der Apsiswand vor allem aus Rahmungen und Cartouches. In der überaus fragmentarischen Inschrift der nördlichen

⁴⁴ *Jékely – Lángi*: Falfestészeti emlékek, 136–138, 185–187; József Lángi: A gerényi (Горяни) görögkatolikus templom falképei. In: *Középkori templomok a Tiszától a Kárpátokig. Középkori templomok útja Szabolcsban, Beregben és Kárpátalján II.* Hg. Tibor Kollár. Nyíregyháza 2013, 61–73, hier 63–64; Zsombor Jékely: *Középkori falfestészet a Felső-Tisza-vidéken.* In: *Művészet és vallás a Felső-Tisza-vidéken* 51–64, hier 53–54. Vgl. Ernő Marosi: *Centrumok és perifériák a középkori festészetben. Az erdélyi falfestészet újabb példái.* In: *Tanulmányok Kelényi György tiszteletére.* In: *Ars Hungarica* 39 (2013) Supplementum, 11–19.

⁴⁵ Ilona Valter: *Az óriszentpéteri római katolikus templom kutatása.* In: *Savaria* 22 (1995–1998) 4, 251–256. Eine der Inschriften zitiert Matth: 18, 20 (»wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen«) als Grundidee des Kirchenschmucks nach der Auffassung der Calvinisten und gibt den Namen eher des Programmgebers als des Malers an: »P[er]. Geor[gium] GyÖNGYÖSIUM«.

Chorwand wird die Jahreszahl als 1696 gelesen,⁴⁶ was bereits nur knapp wahrscheinlich und vor allem wenig auf die übrigen Inschriften beziehbar erscheint. Die Nordwand des Schiffes ziert eine große Inschrift der zehn Gebote in ungarischer Sprache. Oberhalb der beiden Gesetztafeln enthält eine Cartouche den (ebenfalls ungarischen) Titel „Also sprach Gott diese Worte“, und in den Feldern, welche die Tafeln umgeben, sind wahrscheinlich weitere biblische Texte als typologische Kommentare zitiert; im Gegensatz zum Text der zehn Gebote sind die weiteren Inschriften wenig leserlich. Oben, in einem viergeteilten Rhombusfeld, findet sich ein Zitat von Johannes Chrysostomos, wobei anzunehmen ist, dass es sich hier gerade um die Grundsätze der Kirchendekoration handelt. Die Komposition der nördlichen Schiffwand von Magyarszecsőd entspricht genau dem Typus des Altarretabels mit dem Text der beiden Steintafeln der zehn Gebote ohne Figuren, wofür zumeist das Beispiel in der Spitalkirche von Dinkelsbühl (1537) angeführt wird.⁴⁷ Von einer genauen Parallele des idealen, allein in Inschriften realisierten Programms von Magyarszecsőd wird allein in dem Buch berichtet, das der Reformator Albert Szenci Molnár über die Inschriften der 1625 geweihten reformierten Kirche zu Bekecs herausgab.⁴⁸

Der kunsthistorischen Konzeption der *Blütenrenaissance*, die ziemlich lange sowohl auf die Volkskunst als Trägerin nationaler Tradition als auch auf die Darstellungsfeindlichkeit der kalvinistischen Reformation bezogen wurde, lag die Auffassung zugrunde, dass die Ornamentik Bedeutungsträgerin sein kann. Die Ikonologie der Himmelslaube oder des Paradiesgartens schreibt nicht einem als Zeichen verstandenen Einzelornament, sondern der architektonischen Raumgestaltung und der Struktur eine Bedeutung zu. Es erscheint uns wahrscheinlich, dass man das seltsame, scheinbare *Gotisieren* mit einer ähnlichen, grundsätzlich ikonologischen Erklärung deuten kann, wofür die Abendmahlsbecher des Kecskeméter Goldschmieds György Cseh aus den

⁴⁶ András Pálóczi-Horváth: A magyarszecsődi román kori templom régészeti kutatása. In: Savaria. A Vas Megyei Múzeumok Értesítője 7-8 (1973–1974), 133–176, hier 161.

⁴⁷ Peter-Klaus Schuster: Abstraktion, Agitation und Einfühlung. Formen protestantischer Kunst im 16. Jahrhundert. In: *Luther und die Folgen für die Kunst* 115–125, hier 116, Abb. 3. Eine ähnliche Analyse der Folgen der Reformation in Ungarn könnte zwar diese Stichwörter gut gebrauchen, ihr steht aber ein von Verlust und Zerstörung viel stärker betroffener Denkmälerbestand zur Verfügung. Vgl. *Belting: Bild und Kunst* (1993) 520, Abb. 280.

⁴⁸ András Szabó: A bekecsi református templom Szenci Molnár Albert *Consecratio templi novi* című műve alapján. In: *Pius efficit ardor. A művészet értékelése Kálvin művében és a református kultúrában*. Hg. Sándor Békési. Budapest 2009, 141–154.

1630er Jahren als Beispiel dienen.⁴⁹ In diese Becher ist eine monstranzähnliche Form (umgekehrt) hinein gebaut, was zumindest eine ironische Verwendung einer mit dem eucharistischen Kult der *Papisten* aufs engste verwachsenen Form bedeutet. Es ist ja gerade der Becher, der den Unterschied zwischen dem protestantischen Abendmahl und dem katholischen Kult am deutlichsten herausstellt.

Die Kirche der Calvinisten (und der Unitarier) als treueste Nachfolgerin des mittelalterlichen Brauches hat eine radikale Umdeutung und Kritik der Tradition verwirklicht. Darin liegt der Unterschied zur eher kompromissfähigen als radikalen lutherischen Auffassung. Die Forschung über die Anfänge kann bereits die Wurzel dieser Gegensätze nachweisen.

⁴⁹ Ida B. *Bobrovsky*: A XVII. századi mezővárosok iparművészete (Kecskemét, Nagykovács, Debrecen). Budapest 1980, 32–33; *Kálvin hagyománya* 145, Katalog Nr. 1. 1. 4; 197–198, Nr. 2. 4. 11. Zum Prinzip des »Baukastensystems« in der gotischen Goldschmiedekunst: Evelin *Wetter*: Objekt, Überlieferung und Narrativ. Spätmittelalterliche Goldschmiedekunst im historischen Königreich Ungarn. Ostfildern 2011, 34–37.

Anikó Szász, Klausenburg

Gesellschaftliche Konflikte im Siebenbürgen des 16. Jahrhunderts

Das Fallbeispiel des Marktfleckens Desch (1541–1600)*

Über die Entwicklung und die gesellschaftlichen Verhältnisse der Marktflecken im Siebenbürgen der Fürstenzeit ist verhältnismäßig wenig bekannt. Der größte Hemmschuh der Forschung besteht im Untergang der lokalen Archive. Eine Ausnahme stellt das Ortsarchiv Desch (*Dés, Dej*) dar, das unter siebenbürgischen Verhältnissen sogar als reich bestückt bezeichnet werden kann.¹ Aufgrund der relativ günstigen Quellenlage ist festzuhalten, dass Desch im historischen Komitat (*Belső-Szolnok, Solnoc Dinlăuntru*) im ausgehenden Mittelalter und in der Frühen Neuzeit als königliche Salzbergstadt zahlreiche Privilegien und umfassende Selbstverwaltung besaß. Der Magistrat der Stadt verteidigte die Privilegien der Steuer zahlenden Bürger und hauptsächlich die Interessen der vermögenden Schicht gegenüber anderen gesellschaftlichen Gruppen; außer den Bürgern lebten auch Adlige, Salzhauer und Zigeuner in Desch. Weil letztere von der bürgerlichen Steuerzahlung und der Mehrheit der Dienste befreit waren beziehungsweise andere Rechte und Pflichten hatten, kam es regelmäßig zu Konflikten. Im vorliegenden Beitrag soll das Verhältnis dieser gesellschaftlichen Gruppen zueinander in dem durch die Quellenlage abgesteckten Rahmen nachvollzogen werden.

Desch verdankte seinen Aufstieg in erster Linie dem Salz, stellte doch der Salzbergbau eine der wichtigsten Einnahmequellen der ungarischen Könige dar. Es war kein Zufall, dass die Privilegien dieser Orte mehrfach bekräftigt wurden, um einen Rückgang der Einwohnerzahlen zu verhindern. Mit dem

* Der vorliegende Beitrag ist mit Förderung durch das Forschungsstipendium „János Bolyai“ (BO/00282/15/2) entstanden.

¹ Serviciul Județean al Arhivelor Naționale, Cluj. Primăria orașului Dej [im Folgenden: SJANC PD]. Seit einiger Zeit auch in der zum Mittelalter angelegten Online-Datenbank des Archivs: www.arhivamedievala.ro. Im Archiv von Desch befinden sich 115 Schriftstücke aus der Zeit vor 1526 und weitere 131 aus der Periode zwischen 1526 und 1600.

profitablen Salzhandel und Salztransport verdiente sich die Stadtbevölkerung einen guten Lebensunterhalt.² Desch gehörte um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert zu den stärker bevölkerten Oppida. Historiker zählen den Ort unter Beachtung mehrerer Kriterien zu den bedeutenden Marktflecken – wie etwa Thorenburg (*Torda, Turda*) und Weißenburg (*Gyulafehérvár, Alba Iulia*).³ Die anschließenden politischen Ereignisse begünstigten jedoch die Entwicklung der Stadt nicht mehr. Infolge der übermäßigen Lasten verminderte sich die Bevölkerung immer mehr und fiel um die Mitte des 16. Jahrhunderts – verglichen mit dem ausgehenden 15. Jahrhundert – auf ein Viertel zurück.⁴

Bürger

Desch gehörte zu den Marktflecken, die bereits im 14. Jahrhundert im königlichen Eigentum standen beziehungsweise denen der König gleichzeitig mit den königlichen freien Städten breit gefächerte Privilegien zuerkannt hatte. Einen Großteil der Bevölkerung machten Steuer zahlende Bürger aus – als Rechtsnachfolger jener Einwohner, die seit dem Ende des 13. Jahrhunderts jahrhundertlang die Privilegien eines Oppidums genossen. Die Einwohner erhielten zwar durch diese Vorrechte Selbstverwaltung, freie Richter- und Priesterwahl, freie Gerichtsbarkeit, bestimmte wirtschaftliche Vorteile (Abhaltung von Märkten, zollfreier Handel) und gewisse Urbarialrechte, ihre Lage unterschied sich jedoch von jener der in königlichen Freistädten lebenden Bürger. Für sie galt ein zweifacher Rechtsstatus: Sie waren gleichzeitig

² István Draskóczy: Szempontok az erdélyi sóbányászat 15–16. századi történetéhez. In: *Studia professoris – Professor studiorum. Tanulmányok Érszegi Géza hatvanadik születésnapjára*. Hgg. István Draskóczy [u. a.]. Budapest 2005, 83–118, hier 91–93; Zsigmond Jakó: Újabb adatok Dés város legrégebbi kiváltságleveleinek kritikájához. In: Ders.: *Társadalom, egyház, művelődés. Tanulmányok Erdély történelméhez*. Budapest 1997, 9–26; József Kádár – Károly Tagányi – László Réthy – József Pokoly: Szolnok-Doboka vármegye monographiája [im Folgenden: SzD]. III. Deés 1900, 5–27; Teréz Oborni: Erdély pénzügyei I. Ferdinánd uralma alatt 1552–1556. Budapest 2002, 80–82.

³ Enikő Rűsz-Fogarasi: Dés mint Szolnok és Doboka vármegye központi helye. In: *Tanulmányok Erdély újkori történelméről*. Magyar András emlékkönyv. Hgg. Judit Pál, Enikő Rűsz-Fogarasi. Cluj-Napoca/Kolozsvár 2002, 179–185; Bálint Péter Lakatos: Hivatali írásbeliség és ügyintézés a késő középkori magyarországi mezővárosokban, oklevelek tükrében Budapest 2013, 140–141 [Dissertation: doktori.btk.elte.hu/hist/lakatosbalintpeter/diss.pdf, 15. Februar 2019].

⁴ 1495 dürfte die Bevölkerung von Desch und des benachbarten Salzdorf etwa 3.000 betragen haben, in den 1550er Jahren dagegen nur rund 600. Draskóczy: Szempontok, 91; Oborni: Erdély, 82.

Bürger des Marktfleckens und Leibeigene des Fürsten.⁵ Sie besaßen die in der Gemarkung des Ortes liegenden Felder und Wälder zu ungeteilter Hand. Hier kann nicht ausführlich auf die Privilegien von Desch eingegangen werden, das für unser Thema relevante Recht der Gerichtsbarkeit soll allerdings nicht unerwähnt bleiben. Im Sinne eines 1261 erteilten bedeutenden Privilegs wurden die Bürger von Desch vom Gerichtsstand des Komitates freigestellt.⁶ Dieses Recht hatten sie auch im 16. Jahrhundert beibehalten: Nur der Magistrat hatte das Recht, als Gericht gegen sie vorzugehen, sie durften nicht vom Gerichtshof des Komitates belangt werden. Berufungen gegen Beschlüsse des städtischen Gerichts waren nur unmittelbar beim Gerichtshof des Woiwoden, später des Fürsten, möglich. Die Magistratsherren urteilten über Salzhauer und Zigeuner sowie auch in lokalen Angelegenheiten der Adligen von Desch. Darüber hinaus hatte die Gerichtsbarkeit der Stadt eine weitere bedeutende Besonderheit: Mit Ausnahme der Adligen konnte gegen Einwohner des Oppidums auch ein Kapitalurteil (Todesurteil) gefällt und auch vollstreckt werden.⁷

Der Innere Rat von Desch bestand im Mittelalter und auch im 16. Jahrhundert aus einem Richter und in der Regel aus zwölf Bürgern als Schöffen (Geschworenen). Über den Äußeren Rat (*senatores, consules*) ist nur wenig bekannt. Die Mitglieder der beiden Räte stammten aus der Elite des Bürgertums, das heißt, aus den Reihen der wohlhabenden Handwerker und Händler. Zu den Pflichten (*onera*) der städtischen Bürger gehörte die Zahlung einer Steuer an den Grundbesitzer (*census*), einer Landessteuer (*taxa ordinaria*) und des Kirchenzehnten (*decima*) sowie die Erbringung bestimmter Dienste: Kurierdienst (Unterbringung der fürstlichen Kuriere, Bereitstellung von Kurierpferden und Pferdewagen), Unterbringung des Fürstenhofes beziehungsweise des Heeres im Ort. Wie andere bedeutende Marktflecken, genoss Desch eine gewisse Unabhängigkeit, indem es die beiden Steuerarten *census* und *taxa ordinaria* in einer Summe entrichten konnte.⁸

⁵ SJANC PD 202, 241, 246. Siehe auch Vera *Bácskai*: A mezővárosi önkormányzat a 15. században és a 16. század elején. In: Dies.: *Városok és polgárok Magyarországon*. I. Budapest 2007, 137–138.

⁶ *Erdélyi okmánytár. Oklevelek, levelek és más írásos emlékek Erdély történetéhez*. I: 1023–1300. Hg. Zsigmond Jakó. Budapest 1997, 204, Nr. 233; *Jakó*: Újabb adatok; Boglárka *Weisz*: A tárnokmester jogköre az Anjou-korban. In: *Pénz, posztó, piac. Gazdaságtörténeti tanulmányok a magyar középkorról*. Hg. Boglárka *Weisz*. Budapest 2016, 181–200, hier 192.

⁷ SJANC PD 162, 167, 170, 193, 217, 246.

⁸ Anikó Szász: Dés városvezetése 1541–1600 között. In: *Erdélyi Múzeum* 80 (2018) 1, 54–70.

Adlige

Es war für die Adligen in siebenbürgischen Marktflecken allgemein typisch, dass die geadelte Person und ihr Grundstück von der Zahlung der von den Bürgern gemeinsam getragenen öffentlichen Lasten befreit waren. Laut einer fürstlichen mussten Adlige in bestimmten Marktflecken »keine Steuern, keinen Kirchenzehnten zahlen«, außerdem mussten sie »die je Wohnhaus vorgeschriebenen Dienstleistungen nicht erbringen«, sie waren »davon per totum befreit«.⁹ Diese ortsansässigen Adligen konnten allerdings über ihre privilegierten Wohnhäuser hinaus nur selbst errichtete Fischteiche und Mühlen ihr eigen nennen. Die Äcker, Weiden und Wälder standen im gemeinsamen Stadteigentum. Somit hatten auch die Adligen nur an den von der Gemeinschaft aufgeteilten Gütern teil.¹⁰

Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts lebten in Desch wahrscheinlich nur wenige Adlige.¹¹ Einige dürften verschiedene Ämter bei der Salzkammer bekleidet haben, andere nutzten die Zollvergünstigungen der Stadt aus und wirkten vermutlich im Handel mit. Ihre Anzahl stieg allmählich an: Angeregt durch die Privilegien des Ortes und die Hoffnung auf einen günstigen Lebensunterhalt, siedelten viele Adlige aus den von den Osmanen besetzten westlichen Gebieten nach Desch um. Dazu trug vermutlich auch die infolge des drastischen Bevölkerungsrückgangs um die Jahrhundertmitte verursachte große Anzahl unbewohnter Grundstücke bei. Außerdem gelang es einigen im Ort ansässigen Bürgern, beim Fürsten einen Adelsbrief und damit eine Steuerbefreiung zu erwirken, wogegen die übrigen Bürger heftig, jedoch mit wenig Erfolg protestierten. 1548 widersprach zum Beispiel der Richter von Desch im Namen der Stadt der Freistellung des Hauses eines adligen Bürgers von Desch.¹² Königin Isabella von Ungarn ordnete zwar die Freistellung erneut an, sie gab aber dem Wunsch der Bürger nach und verfügte in einer 1549

⁹ Das Datum der von István Báthory erlassenen Verfügung ist nicht bekannt, es findet sich lediglich ein Hinweis darauf in einer Urkunde aus dem Jahr 1594. *Oklevéltár Kolozsvár történetéhez*. I. Hg. Elek Jakab. Budapest 1888, LXXVI.

¹⁰ SJANC PD 258; *Torda város tanácsülési jegyzőkönyve 1603–1678*. Hg. Rudolf Wolf. Kolozsvár 1993, 16.

¹¹ Diese Annahme untermauert auch die Aussage eines Bürgers aus dem Ort, nach der um 1563 in Desch nur zwei Adlige lebten, die höhere Ämter bei der Salzkammer bekleideten. SJANC PD 246.

¹² Magyar Nemzeti Levéltár Országos Levéltára, Budapest [im Folgenden: MNL OL]. Erdélyi országos kormányhatósági levéltárak. Gyulafehérvári káptalan országos levéltára [im Folgenden: GYKOL]. F 17, Cista comitatum Szolnok Interiori, M. 16.

ausgefertigten Urkunde, dass sämtliche Einwohner von Desch, Adlige wie Bürger, sich ausnahmslos den Gesetzen des Oppidums und dem Willen der Vorsteher zu unterwerfen hätten. Diese Verfügung wurde 1564 vom ungarischen König II. János Zsigmond bekräftigt. Beide Urkunden schrieben vor, dass Adlige bestimmte Leistungen erbringen mussten (Brücken- und Wegebau, Wachdienst) und auch andere in den Gesetzen des Ortes festgelegten Pflichten zu erfüllen hatten. Die von den Bürgern zu entrichtenden Steuern wurden dabei nicht erwähnt, das heißt, die Adligen blieben davon – im Sinne ihrer Privilegien – befreit.¹³

Anhand von Urkunden aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts kann festgestellt werden, dass die Mehrheit der ortsansässigen Adligen an den vom Rat jährlich neu zugeteilten Gemeinschaftsfeldern teilhatte sowie den Gemeinschaftswald und den »verbotenen Wald« (*silva prohibita*) für Hausbauzwecke in Desch benutzen durfte. Diese Adligen waren von der Steuerzahlung und dem Frondienst befreit, sie hatten dagegen die vorhin erwähnten kleineren Pflichten zu erfüllen.¹⁴ Sie hielten sich jedoch nicht konsequent an die Vorgaben; unter Berufung auf ihre adligen Privilegienbriefe verweigerten sie die Befolgung selbst geringerer Pflichten und der lokalen Gesetze, was bei den Bürgern Unzufriedenheit auslöste.

Die Konflikte nahmen im Zeitraum um 1580–1590 Dauercharakter an. Ein Grund dafür könnte darin bestanden haben, dass Woiwode István Báthory Desch samt Salzbergwerk – das sich früher nie in grundherrlichem Eigentum befunden hatte –, 1573 einem der reichsten Aristokraten des Landes namens Kristóf Hagymási schenkte.¹⁵ Um diese Zeit dürfte die Selbstverwaltung derart schwach geworden sein, dass die Bürger den Zuzug von Adligen und die Adelungen reicherer Bürger nicht mehr verhindern konnten. Die Lage der Einwohner des Oppidums wurde auch durch ein Urteil des Woiwoden Kristóf Báthory, das während des Landtags von Klausenburg (*Kolozsvár, Cluj*) im Mai 1578 herausgegeben wurde, weiter erschwert. Der Inhalt des Schreibens ist leider nicht bekannt, wir wissen nur so viel, dass es die Rechte

¹³ SJANC PD 136, 175.

¹⁴ Ein Teil der Adligen zahlte ähnlich den Bürgern Steuern (auf sie kommen wir weiter unten zu sprechen).

¹⁵ *Erdélyi országgyűlési emlékek*. II. Hg. Sándor Szilágyi. Budapest 1876, 438; Ildikó Horn: A hatalom pillérei. A politikai elit az Erdélyi Fejedelemség megszilárdulásának korszakában (1556–1588). Budapest 2012, 226, 346 [Dissertation: real-d.mtak.hu/581/7/dc_105_10_doktori_mu.pdf, 15. Februar 2019].

der Bürger beeinträchtigte.¹⁶ Zur Verteidigung ihrer Freiheitsrechte konnten sie 1589 von Fürst Zsigmond Báthory eine andere Urkunde¹⁷ erwerben, in dem der Woiwode die Verfügungen von 1549 und 1564 wiederholte und klar festlegte, dass die Adligen beim Brücken- und Wegebau, dem Wachdienst und der Versorgung der Geistlichen mitzuwirken hatten. Er schrieb auch vor, dass sich die Adligen den Regeln, Gesetzen und der Praxis des Marktflückens zu unterwerfen hatten, dies in allen Angelegenheiten, für die ihre königlichen Privilegien nicht galten. Dagegen protestierten die Adligen von Desch noch im selben Jahr und forderten die Wiederherstellung ihrer in der Urkunde von 1578 zugesicherten Rechte.¹⁸ Die Autorin ist der Ansicht, dass die letztgenannte Urkunde für die Adligen günstiger war, zumal sie damit eine Freistellung von ihren vorerwähnten Pflichten erwirken konnten.

Mehrere Urkunden aus diesem Zeitraum belegen, dass es eine kleine Gruppe Adliger gab, die genauso Steuern zahlte wie die Bürger. Sie hatten keine freigestellten Häuser in Desch, sondern bewohnten *Häuser mit Bürgerstatus*; deshalb hatten sie laut Gesetz die gleichen Pflichten wie die Bürger.¹⁹ Die Anwesenheit der Adligen, die Bürgerhäuser bewohnten, ergab sich aus den Obligationsschriften, in denen sich die Adligen vor dem Hauserwerb verpflichteten, ihre Häuser zu keiner Zeit von der Steuerpflicht freustellen zu lassen. Die Bürger konnten dies nur im Besitz einer vom Fürsten erteilten Vollmacht von den Adligen fordern; eine solche Vollmacht erwarb sich etwa Straßburg (*Nagyenyed, Straßburg*) im Jahr 1562.²⁰ Obligationsschriften dieser Art wurden auch in Großwardein (*Nagyvárad, Oradea*)²¹ und Klausenburg²² ausgefertigt. Der erste Beleg für einen Steuern zahlenden Adligen in Desch

¹⁶ MNL OL GYKOL, F 15, 12, 166–167.

¹⁷ SJANC PD 223; *Az erdélyi fejedelmek Királyi Könyvei*. VII/3: 1582–1602. Hgg. Tamás Fejér [u. a.]. Kolozsvár 2005, 288, Nr. 1035.

¹⁸ MNL OL GYKOL, F 15, 12, 166–167.

¹⁹ Adlige in Desch, die in freigestellten Häusern lebten, hatten das Recht, des Mordes bezichtigte Menschen, die bei ihnen Zuflucht suchten, drei Tage lang zu beschützen, anschließend mussten sie die Personen auf Aufforderung des Richters oder Stuhlrichters ausliefern. In Bürgerhäusern lebende, also Steuern zahlende Adlige durften jedoch einem Mordverdächtigen nur für einen Tag Asyl gewähren. SJANC PD 246.

²⁰ 1. September 1562. MNL OL GYKOL, F 1, 15, Fol. 53^r–54^v.

²¹ 27. Februar 1603. MNL OL GYKOL, F 1, 7, 235^r–236^v; Anikó Szász: A nemesek jogi helyzete Désen és Tordán Báthory Gábor Királyi Könyvei tükrében. In: Báthory Gábor és kora. Hgg. Klára Papp [u. a.]. Debrecen 2009, 199–206, hier 202–203.

²² Zur Situation der adligen Bürger von Klausenburg: László Pakó: Városi polgár – vármegyei nemes? Nemesek ingatlanszerzése Kolozsváron a fejedelemség korában. In: A reneszánsz Kolozsvár. Hgg. András Kovács, Gyöngy Kovács Kiss. Kolozsvár 2008, 222–255.

stammt aus dem Jahr 1571.²³ Nennenswert ist ein Fall aus 1578, bei dem ein Adliger ein Haus von einem Bürger kaufen wollte, aber die Magistratsherren von Desch den Kauf dem einhelligen Willen des Marktfleckens entsprechend wegen der Steuerproblematik verhinderten und das Geld dem Käufer zurückgaben. Die Zustimmung zum Hauserwerb wurde schließlich doch erteilt, nachdem der Adlige versprochen hatte, sein Haus vom census und anderen Steuern nie freistellen zu lassen und sich in jeder Hinsicht dem Willen der Ortsvorsteher zu unterwerfen.²⁴ In der Periode von 1570 bis 1580 verpflichteten sich dem Magistrat gegenüber zahlreiche Adlige von Desch, im Zusammenhang mit einem Hauserwerb Steuern zu entrichten.²⁵

Als weitere Konfliktquelle erwies sich der Weinverkauf, der aufgrund eines Privilegs des Marktfleckens vom Magistrat überwacht wurde. Der Wein stellte eine wichtige Einnahmequelle für die Weinbauern – sowohl für wohlhabende Bürger als auch für Adlige – dar. 1578 räumte Woiwode Kristóf Báthory Desch ein wichtiges Privileg ein: Er gestattete, dass jährlich an zwei bis drei Tagen nur auf Rechnung des Oppidums Wein verkauft werden durfte; der private Weinverkauf war an diesen Tagen sowohl Bürgern als auch Adligen untersagt.²⁶ Diese Verordnung war sicherlich nicht leicht einzuhalten: Einen Monat später ermahnte der Woiwode die in Desch ansässigen Adligen – hauptsächlich den bei der Salzkammer tätigen Adligen Mihály Szilágyi – zur Einhaltung der Verordnung.²⁷ Interessanterweise bereitete schon allein die Auslegung der fürstlichen Anordnung gewisse Schwierigkeiten: Einer Zeugenaussage von 1584 zufolge interpretierten die Zeugen das Weinverkaufsverbot unterschiedlich. Manche behaupteten, Adlige hätten an diesen Tagen zwar Wein verkaufen dürfen, der Kauf von Wein sei jedoch nur Nicht-einheimischen und Salzhauern, nicht aber Bürgern gestattet gewesen. Andere sagten dagegen aus, dass der von einem Adligen zum Kauf angebotene Wein an diesen Tagen vom Magistrat beschlagnahmt, und der Adlige mit einem Bußgeld von zwölf Forint belegt worden sei.²⁸

²³ SJANC Fond Familial Gyulai-Kuun (1264), 222.

²⁴ SJANC PD 197, 202.

²⁵ 1580, 1584. SJANC PD 206, 214.

²⁶ »[...] tam nobilebus, quam ignobilebus in dicto oppido Déés degentibus«. 12. Mai 1578. MNL OL Családok, testületek és intézmények levéltárai. P 2269, Nachlass Miklós K. Papp, 6, 14.

²⁷ Ebenda, 6, 15.

²⁸ SJANC PD 246.

1585 strengten die Adligen von Desch gegen den Marktflecken einen Prozess wegen unrechtmäßiger Behandlung an. In ihrer Beschwerde führten sie an, dass man ihnen den Verkauf ihrer Weine von Zeit zu Zeit verboten habe, dass sie mit höheren Bußgeldern belegt worden seien, dass man ihnen höhere Preise für Glockenläuten und Gräber berechnet beziehungsweise den Verkauf von Waren auf den Wochenmärkten verboten habe. Daraufhin wies der Woiwode Zsigmond Báthory die Ortsvorsteher an, die unrechtmäßige Vorgehensweise gegen die Adligen zu unterlassen.²⁹ Vermerkt sei hier, dass in der Beschwerde der Adligen die öffentlichen Lasten und die Steuerzahlung nicht angesprochen wurden.

Zu den örtlichen Streitigkeiten sind nur wenige Details bekannt. Aus dem Jahr 1571 ist der Streit zwischen einem Mitglied des Magistrats und dem Salzkämmerer beziehungsweise dessen adligen Anhängern in Desch belegt, der in einer Rauferei ausartete. Die Ursache ist nicht bekannt, wir wissen lediglich so viel, dass der Streit zwischen den beiden Institutionen wegen einer lokalen Angelegenheit entflammt war. Die gegnerischen Parteien gingen mit dem Schwert aufeinander los, der Bürger wurde dabei verletzt und flüchtete zum Haus des Richters. Nachdem der Richter vom Vorfall benachrichtigt worden war, begab er sich zum Salzkämmerer und forderte die Gefangennahme des tatverdächtigen Adligen. Der Salzkämmerer lieferte den in das Haus der Salzkammer geflüchteten Adligen nicht aus, versprach aber, ihn während des Prozesses vor Gericht zu stellen.³⁰

Streitigkeiten ergaben sich häufig aus der Nutzung der gemeinsamen Felder. Die Adligen wollten manchmal Felder länger benutzen, welche die Bürger als gemeinschaftliches Eigentum des Oppidums betrachteten und jedes Jahr unter sich neu aufteilen wollten. 1585 zitierte ein Adliger von Desch den ganzen Magistrat von Desch mit der Anklage vor den fürstlichen Gerichtshof, dass die vom Richter angeführten Magistratsmitglieder das Haus eines seiner allodialen Häuser unrechtmäßig überfallen hätten. Zwei Jahre später gewann er den Prozess, aber der Magistrat wollte die Geldstrafe nicht bezahlen.³¹ 1589 strengte ein anderer Adliger einen Prozess gegen die Stadtführung an, da diese seinen Acker rechtswidrig besetzt hatte.³² In beiden Fällen wird der Magistrat die Rechte des Marktfleckens gegen Adlige, die die besseren Ge-

²⁹ Ebenda, 218; SzD 24.

³⁰ Der Bürger verklagte die Angreifer. Vom Fall berichtet eine Zeugenaussage aus dem Jahr 1572. SJANC PD 182, 284.

³¹ Ebenda, 219, 221.

³² Ebenda, 228.

meinschaftsfelder unrechtmäßig in Besitz genommen hatten, verteidigt haben. Verallgemeinerungen sind allerdings nicht möglich, denn es ist auch belegt, dass der Magistrat einem Adligen gestattete, ewiges Eigentum an einem Grundstück des Marktfleckens zu erwerben. So bot zum Beispiel 1579 ein Bürger sein Feld vor dem Abschluss eines Kaufvertrags mit einem Adligen den Bürgern der Stadt zum Kauf an, und der Richter genehmigte den Verkauf, da kein Bürger das Feld erwerben wollte.³³ Brach liegende Gemeinschaftsfelder wurden wahrscheinlich leichter verkauft: 1582 erhielt ein Adliger ein Stück von den unbestellten Feldern der Gemeinschaft mit der Bedingung, das Feld zu säubern.³⁴

Die Situation der Bürger verschlechterte sich zunehmend auch deshalb, weil die Unterstützung des Fürsten ausblieb. Aus den frühen 1590er Jahren sind drei Beschwerdebriefe bekannt, in denen der Stadtvorstand dem Fürsten von elenden Zuständen berichtete. Die Bürger ersuchten um Erleichterungen in der Angelegenheit der Steuern und Dienstleistungen sowie um die Zuweisung einer Beihilfe durch die Salzkammer; sie wollten aus dem Ort weniger Soldaten zum Militärdienst schicken und eine Verminderung des Kurierdienstes durchsetzen, weil es wegen der Armut nicht genügend Menschen zur Erfüllung dieser Leistungen gab. Auch berichteten sie, dass ein Teil des Ortes 1591 durch eine Feuersbrunst zerstört worden sei beziehungsweise eine Landstraße infolge der großen Überschwemmungen im Land verschüttet worden sei; die bessere Hälfte des Weinberges sei vom Regen fortgespült worden. Es habe keine Getreideernte gegeben, die Armen seien weggezogen, und die Steuern seien unter Drohungen eingenommen worden. In den Briefen wurde auch erwähnt, dass manche Bürger zur Überwindung der Schwierigkeiten vom Fürsten Freistellungen oder Adellungen erwirkt, aber darüber hinaus auch die Gemeinschaftseinkünfte des Marktfleckens (Wälder, Felder, Handel zu Wasser, Ausschankrechte) genutzt hätten, ohne jedoch die Gemeinschaftslasten (Kurierdienst, Steuerzahlung) mitzutragen.³⁵

In einem Schreiben an den Fürsten aus der Zeit um 1593 wurden ausdrücklich Beschwerden gegen Adlige formuliert. Daraus erfährt man, dass diese den Bürgern viele Probleme bereiteten, indem sie die Privilegien und die lokalen Gesetze, die das Oppidum aus fürstlicher Gnade genoss, nach wie vor missachteten. Demnach hatten sie zwar Anteil an den Einkünften des

³³ Ebenda, 205.

³⁴ Ebenda, 209.

³⁵ Ebenda, 233, 247.

Oppidums aus den verbotenen beziehungsweise den Gemeinschaftswäldern, den Feldern und anderen Gütern, nutzten sogar die Handelsrechte und Zollermäßigungen von Desch (im Handel mit Weizen, Wein, Hafer und Salz), wollten aber die gemeinschaftlichen Lasten nicht tragen. Adlige, die vor ihrer Adellung als Händler oder Handwerkermeister (Kürschner, Scherer, Töpfer) tätig waren, führten auch im Anschluss daran nicht das Leben eines Adligen, sondern gingen weiterhin ihrem Handwerk nach und nutzten dabei die Privilegien des Marktfleckens, ohne jedoch die internen Regelungen der Zünfte beachten zu wollen. Letztlich hätten sie sich auch gegen die Zunft der Salzfuhrleute aufgelehnt und die auch vom Fürsten bestätigten Zunftregeln nicht beachtet,³⁶ die davor von Salzfuhrleuten und Salzhändlern sowohl im bürgerlichen als auch im adligen Status eingehalten worden seien. Damit hätten sie die Zunft der Salzfuhrleute ruiniert und das Oppidum um die geringen Einkünfte gebracht, von denen die Dienstleistungen an den Fürsten wie Kurier- und Wachdienst sowie Steuerzahlungen hätten erfüllt werden können.³⁷ Die Beschwerde betraf alle Adligen, aber die Antwort des Woiwoden Zsigmond Báthory brachte lediglich bei den steuerzahlenden Adligen etwas Veränderung: Der Woiwode bestätigte noch im selben Jahr, dass die in nicht freigestellten Häusern lebenden Adligen von Desch zu besteuern waren, da diese trotz ihrer Adelsprivilegien für ihre Häuser Steuer zu zahlen hatten.³⁸

Die Bürger dürften über die fürstliche Verfügung ziemlich verzweifelt gewesen sein. Ihr Widerstand gegenüber Adligen kam später in einer anderen Form zum Ausdruck: Sie verteilten keine Felder an Adlige. 1598 beschwerten sich Adlige von Desch, dass sie, abweichend vom früheren Brauch, für ihre freigestellten Häuser keine Anteile mehr an gemeinschaftlichen Feldern und Wäldern zugeteilt erhielten. Der Fürst wies den Magistrat zur Erfüllung des Wunsches an.³⁹

Hier soll noch eine Zeugenvernehmung aus dem Jahr 1594 erwähnt werden. Zum Prozess sind keine Details bekannt. Den Aussagen ist nur so viel zu entnehmen, dass die Adligen von Desch die ihnen im Marktflecken auferlegten Lasten (Zaun-, Straßen- und Dammbau) erfüllten und die Regeln des Ortes einhielten. Adlige führten nicht nur gegen Bürger Prozesse, sondern trugen auch lokale Prozesse gegeneinander vor dem Richter in Desch aus, die

³⁶ 1591 bekräftigte der Fürst die Zunftordnung der Salzfuhrleute. *Az erdélyi fejedelmek Királyi Könyvei* 434, Nr. 1623.

³⁷ SJANC PD 241.

³⁸ Ebenda, 240; SzD 26.

³⁹ SJANC PD 258.

mehrheitlich im Zusammenhang mit ihren Feldern am Ortsrand beziehungsweise mit ihren Tieren, die auf verbotenen Flächen angetroffen worden waren, eingeleitet wurden.⁴⁰

Es lohnt sich, das Verhältnis zwischen Adligen und Bürgern auch in anderen Marktflecken zu untersuchen. Nach derzeitigem Forschungsstand kann so viel festgestellt werden, dass der massenweise Zuzug von Adligen in Marktflecken in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein allgemeines Phänomen war. Wir haben in erster Linie nach Angaben zur Situation von Adligen, die in Siebenbürger Salzbergstädten wie Desch wohnten, recherchiert. Auf dem Gebiet des mittelalterlichen Siebenbürgen wurde in folgenden Ortschaften Salzbergbau betrieben: in Desch und dem benachbarten Salzdorf (*Désakna, Ocna Dejului*), in Thorenburg, Salzburg (*Vízakna, Ocna Sibiului*), Secken (*Szék, Sic*) und Salzgrub (*Kolozs, Cojocna*). Diese standen auch im 16. Jahrhundert nach wie vor im Eigentum der Staatskammer und spielten eine wichtige wirtschaftliche Rolle bei der Entstehung des Fürstentums. Neben Bürgern wohnten auch Adlige und Salzhauer in diesen Orten. Produktion und Transport wurden von den Salzkämmerern geleitet, und zwar meistens gemäß dem im Mittelalter entstandenen Gewohnheitsrecht. Außer Desch wurde in Thorenburg und Salzburg Salz in größeren Mengen abgebaut, das anschließend größtenteils auf Schiffen ins Königreich Ungarn gelangte.⁴¹

Diese drei Marktflecken – Desch, Thorenburg und Salzburg – weisen in vielerlei Hinsicht Parallelen auf. Ihren Reichtum verdankten sie den Salzbergwerken, weil das vor Ort verkaufte oder aber in weiter entfernte Gebiete gelieferte Salz einen lebhaften Verkehr generierte und den Bürgern eine dauerhafte Einnahmequelle sicherte. Salzburg, von Ungarn und Sachsen bewohnt, hatte eine relativ kleine Selbstverwaltung. Die beiden anderen Salzbergstädte hatten sich eine umfassende Selbstverwaltung mit etlichen Privilegien errungen. Die Archivquellen berichten für Desch von einem erheblichen Bevölkerungsrückgang im Laufe des Jahrhunderts. Gleichzeitig entwickelte sich

⁴⁰ Ebenda, 246.

⁴¹ *Draskóczy*: Szemponok, 85. Zur Bedeutung des Salzbergbaus in Siebenbürgen: István *Draskóczy*: Das königliche Salzhandelsmonopol in Ungarn in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. In: Das Zeitalter König Sigmunds in Ungarn und im Deutschen Reich. Hgg. Tilmann Schmitt, Peter Gunst. Debrecen 2000, 133–143; István *Draskóczy*: Só a középkori Magyarországon. In: Gazdaság és gazdálkodás a középkori Magyarországon. Gazdaságtörténet, anyagi kultúra, régészet. Hgg. András Kubinyi [u. a.]. Budapest 2008, 147–161; *Oborni*: Erdély, 71–84.

Thorenburg⁴² zu einem der reichsten Marktflecken Siebenbürgens mit florierendem Handel.⁴³

Zu den Konflikten zwischen Adligen und Bürgern in Thorenburg beziehungsweise Salzburg liegen Belege aus den 1580er Jahren vor. Dem Streit setzte in beiden Orten ein fürstlicher Beschluss ein Ende. Die Adligen in Thorenburg gehörten zwei Gruppen an. Die jährlich neu verteilten Gemeinschaftsfelder durften von Adligen benutzt werden, die Steuern zahlten. Adlige, die keinen Anteil an diesen Feldern hatten, durften dagegen nicht zur Steuerzahlung verpflichtet werden. Die Adligen in Salzburg hatten keinen Anteil an den Gemeinschaftsfeldern, deshalb erteilte Zsigmond Báthory die Anweisung, dass der Salzkämmerer, der das Richteramt über die Adligen innehatte, und der Stadtrichter jedes Jahr Äcker den Adligen zuteilten, wofür diese außer dem Kirchenzehnten keine weiteren Steuern zu zahlen hatten. Sie durften den Gemeindewald und, zum Hausbau, mit richterlicher Genehmigung sogar den *verbotenen Wald* benutzen. Adlige von Thorenburg durften Wein aus anderen Orten nur mit Genehmigung des Richters in die Stadt einführen, in Salzburg hingegen wurde gegen Zahlung eines bestimmten Betrags jedem das Schankrecht eingeräumt, zumal das Oppidum keinen eigenen Weinberg besaß. In Thorenburg und Salzburg hatten Adlige keine bäuerlichen Dienste, dafür aber Bauleistungen am Zaun um den Marktflecken herum, an der Brücke und dem Damm zu erbringen sowie Nachtwache zu leisten und die Regeln für Wochenmärkte zu beachten. In Salzburg beschwerten sich die Bürger 1590, dass sich die Adligen diesen Diensten entzogen hätten. Zsigmond Báthorys Anweisung änderte nur insofern die Situation, als er versicherte, er werde im Oppidum künftig niemand in den Adelsstand erheben. In Thorenburg offenbarte sich der rechtliche Sonderstatus der Adligen darin, dass diese lediglich beim herrschaftlichen Richterstuhl des Fürsten oder beim Gerichtshof des Komitates verklagt werden konnten, während vor dem Gericht des Ortes nur die von Adligen gegen Bürger eingeleiteten Prozesse verhandelt wurden. In Salzburg konnten vor dem Salzkämmerer als Vertreter des Fürsten Prozesse gegen Adlige geführt werden, und als Rechtsbehelf war eine Berufung an das Fürstliche Gericht möglich. Das Gerichtsbar-

⁴² Thorenburg spielte im politischen und Verwaltungsleben des Fürstentums Siebenbürgen eine wichtige Rolle. Zwischen 1541 und 1600 wurden dort mehr als fünfzig Landtage abgehalten. Eine Zeitlang wurden dort auch die im Land erhobenen Steuern gesammelt. *Torda város tanácsülési jegyzőkönyve* 5–21.

⁴³ Für die 1550er Jahre ist für Desch eine Bevölkerung von rund 600 Personen, in Thorenburg von rund 4.000 Einwohner anzusetzen. *Oborni: Erdély*, 78, 82.

keitsprivileg von Desch wich davon ein wenig ab: In lokalen Prozessen der dort beheimateten Adligen wurden die Urteile, wie bereits erwähnt, vom Richter des Oppidums gefällt.⁴⁴

Aus neueren Forschungen ist bekannt, dass auch in anderen Marktflecken eine ähnliche Situation entstanden war. In Straßburg, einem Ort in der Nähe der fürstlichen Residenzstadt Weißenburg, ließen sich ab der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts viele Adlige nieder. Diese Ansiedlungen führten zu zahlreichen Konflikten. Im Prozess zwischen den beiden gesellschaftlichen Ständen sprach der Woiwode 1579 das Urteil, das die Adligen begünstigte, wonach letztere ähnlich den Adligen in Salzburg und Desch von den Bürgerlasten (Steuer- und Dienstleistungen) befreit wurden und lediglich zur Vergütung des Priesters und zum Zaunbau im Ort einen Beitrag zu leisten hatten. Gleichzeitig konnten Adlige bezüglich der freigestellten Häuser am Gericht des Komitates oder des Woiwoden verklagt werden; ging es jedoch um nicht privilegierte Häuser und Felder, war der Richter des Oppidums für sie zuständig. Die Lage in Gross-Schlatten (*Abrudbánya*, *Abrud*) ähnelte vermutlich wegen des dortigen Goldbergwerks mehr der Lage in Thorenburg. Der Woiwode entschied sich nämlich 1592 zugunsten der dort ansässigen Bürger, indem er eine frühere Donation an die Adligen für nichtig erklärte, weil diese trotz der altüberlieferten Privilegien des Oppidums sich weigerten, die festgesetzten öffentlichen Lasten zu tragen.⁴⁵

Salzhauer

Die Salzhauer hatten, obwohl sie in Desch lebten, nicht den gleichen Rechtsstatus wie die Bürger. Sie wurden von der Salzkammer als Lohnarbeiter in der Salzgewinnung eingesetzt, waren jedoch von allen anderen Diensten und der Steuer befreit.⁴⁶ Es lassen sich zwei Gruppen unterscheiden: Manche verdingten sich für ein ganzes Jahr und erhielten unter anderem auch Filzstoff als Lohn. Deshalb wurden sie als *Salzhauer mit Filzstoff* (ungarisch: *posztós*

⁴⁴ Thorenburg: 30. August 1581. MNL OL GYKOL, F 1, 17, 43^f–44^f; Salzburg: 27. Juni 1583. *Az erdélyi fejedelmek Királyi Könyvei* 115–116, Nr. 288; MNL OL GYKOL, F 2 Protocolla, XXX, 162–164.

⁴⁵ Emőke *Gálfi*: A gyulafehérvári uradalom néhány mezővárosáról a 16. század második felében. In: Cluj – Kolozsvár – Klausenburg 700. Várostörténeti tanulmányok / Studii de istorie urbană. Hg. Mária Makó Lupescu. Kolozsvár 2018, 329–336.

⁴⁶ *A kolozsmonostori konvent fejedelemség kori jegyzőkönyvei*. I: 1326–1590. Hg. Zsolt Bogdándi. Kolozsvár 2018, 26, Nr. 16; 31, Nr. 36.

sóvágó) bezeichnet, während die anderen, die sich nur zeitweilig im Bergwerk betätigten, die *Gast-Salzhauer* waren. Organisation und Leitung der Arbeit in den Schächten gehörten, was die Salzhauer mit Filzstoff betraf, zum Aufgabenbereich der Salzhauerrichter und der *Dekane*, im Falle der Gast-Salzhauer zu dem der Kapitäne.⁴⁷ Die Befugnis des Salzhauerrichters reichte bis zu einem Streitwert von 1 Forint, gewichtigere Angelegenheiten unterlagen dem Vorstand des Marktflleckens.⁴⁸ Das ist einer der Beweise dafür, dass Salzhauer einen eigenen Stand im Oppidum bildeten, und dass der Kompetenzbereich ihres Richters dem eines Dorfrichters am nächsten stand.⁴⁹ Es kam oft zu Konflikten mit dem Arbeitgeber, dem Salzkämmerer. Zum Jahr 1552 wird etwa berichtet, dass die Beamten der Salzkammer die alten Privilegien der Salzhauer in den Vorjahren nicht beachtet hätten.⁵⁰

Auf einen Konflikt zwischen den Salzhauern und Bürgern in Desch weist eine Urkunde des Königs Johann I. aus dem Jahr 1531 hin, wonach der Magistrat die Salzhauer zur Erfüllung der auch von den Bürgern geleisteten Pflichten, zur Tragung öffentlicher Lasten und zum Militärdienst verpflichtet hatte, weshalb sie fortan davon freigestellt werden sollen.⁵¹ 1553 ergab sich erneut ein Streit wegen der Befugnisse des Salzhauerrichters. In jenem Jahr kam eine Einigung zustande, wobei die Salzhauer dem Magistrat versprachen, sich in Streitfällen mit einem Streitwert von über 1 Forint dem Gericht des Oppidums unterwerfen zu wollen.⁵² 1594 war jedoch der Magistrat gezwungen, sich zur Verteidigung der Privilegien und Interessen des Marktflleckens an den Fürsten zu wenden. Die Delegation aus Desch trug vor, dass die Gemeinschaft beziehungsweise die Vorsteher der Salzhauer gegen die vor langer Zeit getroffene Einigung verstoßen hätten. Fälle mit einem Streitwert von über 1 Forint wären von dem Gericht des Marktflleckens zu beurteilen gewesen, aber die Vorsteher der Salzhauer urteilten auch in wichtigeren Angelegenheiten: »alias etiam causas, quae honorem, haereditates, debita, effusionem sanguinis, vel membrorum abscisionem concernerent«. Vor der

⁴⁷ Zu den Salzhauern in Siebenbürgen und der Marmarosch: István *Draskóczy*: Sóbányászat és -kereskedelem Magyarországon a középkorban. In: *Valóság* 57 (2014) 4, 56–67, hier 61; László Szabolcs *Gulyás*: Városfejlődés a középkori Máramarosban. Kolozsvár 2014, 69–70; *Torda város tanácsülési jegyzőkönyve* 15–16.

⁴⁸ SJANC PD 149.

⁴⁹ Anikó Szász: A kolozsvári református egyházközség úriszéke (1676–1695). In: *Erdélyi Múzeum* 72 (2010) 3–4, 88–105, hier 91.

⁵⁰ SJANC PD 145.

⁵¹ SzD 18.

⁵² SJANC PD 149.

Entscheidung führte der Fürst Abstimmungsgespräche mit dem Salzkämmerer und dem Magistrat von Thorenburg. Anschließend ordnete er die Einhaltung der früheren Einigung an.⁵³

Die Situation der Salzhauer von Thorenburg war ähnlich. Aus einer Zeugenaussage von 1584 geht hervor, dass die *Salzhauer mit Filzstoff* Grundstücke im Marktflecken besaßen und keine öffentlichen Dienste (bei Mühlen oder Dämmen) zu erbringen hatten, weshalb ihnen keine Anteile an Einkünften aus Gemeinschaftsgütern (zum Beispiel Mühlen) zustanden. Sie erhielten in der Regel Gemeinschaftsfelder zugeteilt und zahlten ein Viertel des Kirchenzehnten an den Priester. Für größere Angelegenheiten beziehungsweise die Aufteilung von – im Oppidum liegenden – Erbschaften war nicht der Salzhauerrichter, sondern der Magistrat zuständig, dem auch der Salzhauerrichter angehörte. Unter den *Gast-Salzhauern* waren zwei Gruppen zu unterscheiden: Einige von ihnen besaßen ein Grundstück in Thorenburg und zahlten wie Bürger Steuern; für sie galt die gleiche Gerichtsbarkeit wie für die *Salzhauer mit Filzstoff*. Die Übrigen erhielten keine Felder zugeteilt.⁵⁴

Zigeuner

Gesellschaftliche Lage und Rechtsstatus der Siebenbürger Zigeuner im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit sind bislang wegen der Spärlichkeit der Quellen unerforscht geblieben.⁵⁵ Die Anwesenheit dieser Volksgruppe ist in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bereits in zahlreichen Orten Siebenbürgens belegt.⁵⁶ Aus den Verordnungen des Landtages geht hervor, dass die Zi-

⁵³ Ebenda, 243. Spätere Bekräftigung: SJANC PD 305.

⁵⁴ Ebenda, 212.

⁵⁵ Die Zigeuner waren von der Balkanhalbinsel allmählich auf das Gebiet Siebenbürgens und Ungarns eingewandert. Es ist beinahe unmöglich, den Beginn ihrer Anwesenheit diesseits der Karpaten zu datieren. Der erste eindeutige Beleg dafür stammt aus Kronstadt (*Brassó, Braşov*) aus dem Jahr 1416. In Hermannstadt (*Szeben, Sibiu*) wurden sie 1476 erstmals erwähnt. Es ist eine Urkunde vom 8. April 1487 überliefert, mit der König Matthias I. Corvinus die Steuerfreiheit der zum Dienst für die Stadt Hermannstadt verpflichteten Zigeuner bekräftigte. *Az erdélyi fejedelmek Királyi Könyvei* 34–35, Nr. 24; 130, Nr. 357. Siehe noch *A magyarországi cigánykérdés dokumentumokban 1422–1985*. Hg. Barna Mezey. Budapest 1986; Gyula Kristó: *Nem magyar népek a középkori Magyarországon*. Budapest 2003, 245–247.

⁵⁶ *Az erdélyi fejedelmek Királyi Könyvei* 118–119, Nr. 301; 185, Nr. 614; 189, Nr. 634; 229, Nr. 779. Sie waren zum Teil auf ewig schollengebundene Menschen im Knechtstatus: 1583 schenkte der Fürst dem Vizekapitän der Hofreiterei, László Briny, einen Zigeuner mitsamt Familie und Zelten. Ebenda, 118–119, Nr. 301.

geuner unter dem Vorstand eines mit landesweitem Amt ausgestatteten Adligen (Woiwoden) lebten, dem sie eine Jahressteuer von 1 Forint zahlten.⁵⁷

Die Gemeinschaft der Zigeuner stellte auch in Desch eine kleine, eigenständige Gruppe dar. Ähnlich den Salzhauern dienten sie der Salzkammer und hatten keine Steuern zu zahlen; sie unterschieden sich allerdings von den Salzhauern dadurch, dass sie im Eigentum des Marktfleckens standen. Sie waren wahrscheinlich schon gegen Ende des Mittelalters in Desch erschienen. Erwähnt wurden sie erstmals in einer Urkunde von 1552, nach der Statthalter Georg Martinuzzi (1542–1551) früher die aus zehn Zelten bestehende Zigeunergemeinschaft von Desch in die Burg Neuschloss (*Szamosújvár*, *Gherla*) beordert hatte. Sie wurden jedoch 1552 von Ferdinand I. dem Marktflecken zurückgegeben und von der Steuerzahlung erneut befreit. Ihre Steuerfreiheit wurde 1556 und 1557 bekräftigt.⁵⁸

Über die vorstehenden Daten hinaus ist lediglich ein interessanter Fall aus dem Jahr 1576 bekannt: Der Zigeunerwoiwode Tamás, Sohn des alten János, der schon seit der Zeit seiner Vorfahren »zu Desch gehörte«, floh zweimal aus Desch, um sich in den Dienst eines anderen adligen Grundbesitzers zu stellen. Er wurde nun wieder geschnappt und vom Gericht in Desch zum Tod durch den Strick verurteilt. Vor der Vollstreckung des Urteils wurde er auf Ersuchen von zwei Magistratsmitgliedern begnadigt. Hierauf versprach er wieder, »auf ewig, von Sohn auf Sohn, Zigeuner der Stadt zu bleiben und ihr zu dienen«. Hierfür wurden auch Bürgen gestellt, nämlich der Zigeunerwoiwode Máté aus Neuschloss, der Zigeunerwoiwode von Bethlen (*Beclan*) sowie ein Woiwode namens Mihály beziehungsweise zwei Zigeuner aus Desch: ein anderer Woiwode Mihály und der Zigeuner Ádám. Sie versprachen, den Richtern am darauffolgenden Sonntag das Blutgeld (*homagium*) zu bezahlen, um damit das Leben des zum Tode Verurteilten zu retten. Außerdem wurde vereinbart, dass sie bei einer erneuten Flucht des Woiwoden Tamás 100 Forint zu zahlen hatten.⁵⁹ Dieser Fall beleuchtet, dass der Magistrat den Woiwoden Tamás genauso behandelte wie flüchtige Leibeigene, obwohl die Zigeuner keine Leibeigenen waren. Insofern belegt dieser Konflikt ein Verhältnis zwischen einem auf ewig gebundenen (also nicht freien) Menschen im Knechtstatus und einem Grundbesitzer. Gleichzeitig wird deutlich,

⁵⁷ Zsolt Trócsányi: *Törvényalkotás az erdélyi fejedelemségben*. Budapest 2005, 61.

⁵⁸ SJANC PD 162, 163, 168.

⁵⁹ Es ist interessant, dass die Bürgen die in ungarischer Sprache ausgefertigte Urkunde mit dem eigenen Ringsiegel bekräftigten: »[...] die Zigeunerwoiwoden als Bürgen haben dieses Schreiben mit ihrem Siegel darunter herausgegeben«. Ebenda, 193.

dass auch in den benachbarten Marktflecken Zigeunergemeinschaften lebten, und zwar vermutlich unter den gleichen gesellschaftlichen Verhältnissen.

In der hier behandelten Periode kam es in Desch häufig zu Konflikten zwischen Bürgern und Einwohnern mit anderem Status bezüglich Steuerzahlung, Erfüllung der Pflichten, Einhaltung der Gesetze des Oppidums, Missbrauch von Privilegien und Beteiligung an Gemeinschaftseinkünften. Gelang es dem Magistrat nicht, den Streit zu schlichten, wandten sich die Parteien an den Fürsten, der die Rechte und Pflichten mit Anordnungen in Form von Privilegbriefen festlegte. Die vorhandenen spärlichen Quellen vermitteln kein vollständiges Bild über die gesellschaftlichen Verhältnisse in Desch, daher sind lediglich einige Details der Konflikte aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bekannt. Die Angaben lassen die Schlussfolgerung zu, dass der Magistrat regelmäßig Gemeinschaftsfelder an die Adligen in Desch verteilte, während diese in der Mehrheit nicht wie die Bürger Steuern zahlten, sondern nur geringere Dienstleistungen zu erbringen und eine Abgabe an den Priester zu zahlen hatten. In ihrem Beschwerdebrief wiesen die Bürger klar darauf hin, dass die Anzahl der im Ort lebenden und keine Steuern zahlenden Adligen stark gestiegen sei beziehungsweise dass Letztere oft selbst die Erfüllung geringerer Pflichten verweigert hätten. Gleichzeitig lässt sich feststellen, dass ein Teil der Adligen keine freigestellten Häuser besaß und die gleichen Steuern zu entrichten hatte wie die Bürger. Konflikte mit den Salzhauern gab es hauptsächlich bezüglich der Gerichtsbarkeit, während die Zigeuner im Eigentum der Oppidalgemeinschaft standen, was ihre gesellschaftlichen Verhältnisse grundlegend prägte.

Klára Jakó, Budapest

Ungarische Sekretäre (*secretarii*) im Dienst des rumänischen Woiwoden Michael des Tapferen*

Die Amtszeit des walachischen Woiwoden Michael des Tapferen (1593–1601) stellt ein eigenes Kapitel in der Untersuchung der ungarischen Schriftlichkeit der Kanzleien der rumänischen Woiwodschaften dar. Der Woiwode nahm nach seinem Einmarsch in Weißenburg (*Gyulafehérvár, Alba Iulia*, später deutsch: *Karlsburg*) am 1. November 1599 als Gouverneur Siebenbürgens zumeist die Dienste der dortigen fürstlichen Kanzlei in Anspruch, in der die Kenntnis des Ungarischen und des Lateinischen als selbstverständlich galt. Deshalb sollen im vorliegenden Beitrag in erster Linie die ungarischsprachige Kanzlei Praxis seiner Amtszeit vor der siebenbürgischen Amtsübernahme und dabei hauptsächlich die Lebenswege der hierbei mitwirkenden Personen untersucht werden.

Es ist allgemein bekannt, dass die meistens mit nur einer, seltener mit zwei oder mehreren Personen besetzte ungarische *Abteilung* in den moldauischen und walachischen Woiwodenkanzleien aus der Gruppe der lateinischsprachigen, fast ausschließlich in außenpolitischen Korrespondenzen beschäftigten Schreiber (ungarisch: *deák*) hervorgegangen war. Mit der Verbreitung der muttersprachlichen Schriftlichkeit bei der Kontaktpflege mit den Staaten westlich der Karpaten spielten in der Region ab der Mitte des 16. Jahrhunderts neben dem Latein auch das Ungarische und das Polnische (letzteres vor allem in der Moldau) eine zunehmend wichtige Rolle. Es erschwert die Rekonstruktion der Arbeit der Woiwodenkanzleien erheblich, dass weder in der Moldau noch in der Walachei ein Woiwodenarchiv aus jener Zeit erhalten ist (diese wurden erst im 18. Jahrhundert von der Fürstenfamilie Mavrocordat

* Umgearbeitete Fassung von K. Jakó: Mihály vajda magyar secretariusairól. In: Erdélyi Múzeum 77 (2015) 1, 113–127.

angelegt).¹ Aus dem häufigen Herrscherwechsel ergaben sich auch hinsichtlich der Aufbewahrung von Urkunden weitere Schwierigkeiten. Die einzige Möglichkeit der Geschichtsforschung, ein annähernd realistisches Bild über die Arbeit der Woiwodenkanzleien und über deren Mitarbeiter zu zeichnen, besteht in der Untersuchung der von ihnen ausgefertigten Urkunden. Diese Arbeit wurde für die Moldau von Nicolae Grămadă in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bereits in großen Zügen ausgeführt,² und für die Walachei befasste sich Dumitru Ciurea mit dem Thema.³ Dennoch sind, insbesondere die Walachei betreffend, mehrere Fragen unbeantwortet. Somit sind auch für die Struktur der walachischen Kanzlei des Woiwoden Michael des Tapferen lediglich anhand allgemeiner Feststellungen Schlussfolgerungen möglich.⁴ Die einschlägige rumänische Fachliteratur fokussierte bis jetzt mehr auf die diplomatische Analyse der in der walachischen Woiwodenkanzlei ausgefertigten Urkunden, ohne den Kanzleimitarbeitern beziehungsweise der ungarischen Abteilung Beachtung zu schenken.⁵ Dabei besaß die außenpolitische Schriftlichkeit der Kanzlei infolge des Status des Woiwoden Michael des Tapferen in der internationalen politischen Arena und seiner Rolle bei den diplomatischen Geschehnissen jener bewegten Epoche mehr Bedeutung als die Kanzleien früherer Herrscher, und die schriftlichen Erträge der Kanzlei blieben in größerer Zahl erhalten (was nicht zuletzt der entwickelten Urkundenaufbewahrungspraxis der Habsburger zu verdanken war). Es ist bekannt, dass in der Kanzlei des Woiwoden Michael des Tapferen neben dem Schreiber, der des Ungarischen und des Lateinischen mächtig war, auch einer mit Türkischkenntnissen tätig war,⁶ und dass die in polnischer Sprache erhaltenen Briefe vermutlich von einem auf diese Sprache spezialisierten Sekretär ver-

¹ Dumitru Ciurea: *Diplomatica latină în Țările Române. Noi contribuții*. In: *Anuarul Institutului de Istorie și Arheologie A. D. Xenopol, Iași* 8 (1971) 1–24, hier 2.

² Nicolae Grămadă: *Cancelaria domnească în Moldova până la domnia lui Constantin Mavrocordat*. In: *Codrul Cosminului* 9 (1935) 9, 129–131.

³ Dumitru Ciurea: *Observații pe marginea documentelor latine românești*. In: *Apulum* 2 (1943–1945) 215–250.

⁴ Klára Jakó: *A társadalmi felemelkedés lehetősége a moldvai és havasalföldi magyar secretariusok körében*. In: *Arisztokrata életpályák és életviszonyok*. Hgg. Klára Papp, Levente Püski. Debrecen 2009, 25–40.

⁵ Traian Ionescu-Nișcov: *Cancelaria domnească a lui Mihai Viteazul*. In: *Revista de Istorie* 32 (1979) 5, 865–874; Maria Soreja: *Acte de cancelarie de la Mihai Viteazul*. In: *Revista Arhivelor* 52 (1975) 2, 171–178.

⁶ Ion Sirbu: *Istoria lui Mihai-Vodă Viteazul, domnul Țării Românești. I–II. București 1904–1907*, hier I, 553; Hinweis bei Bernárfy János *krímiai követsége 1598-ban*. Hg. Árpád Károlyi. In: *Történelmi Tár* 1 (1878) 574–576.

fasst wurden.⁷ Außerdem kam man auch mit griechischsprachigen Briefen zurecht.⁸ Am Hofe des Woiwoden Michael des Tapferen verkehrten viele Ausländer, die selbst Korrespondenzen führten oder Berichte an ihre Auftraggeber versandten. Trotzdem waren es der Woiwode und seine höheren Beamten, die die Dienste der ungarischen Sekretäre der Kanzlei in Anspruch nahmen. Anhand eigener Archivforschungen konnte die Verfasserin durch die Untersuchung der auf Ungarisch verfassten Briefe der Kanzlei in der untersuchten Periode vier verschiedene Schreiber identifizieren. Zwei von ihnen, János Rác und Lukács Brassay, sind namentlich bekannt,⁹ außerdem ist die Mitwirkung einer fünften Person anzunehmen, die von János Darai,¹⁰ der allerdings wohl nicht als Sekretär im herkömmlichen Sinne angestellt war.

Woiwode Michael der Tapfere entschuldigte sich bereits am 29. Oktober 1593, unterwegs zu seiner Amtseinführung in die Walachei, in einem Schreiben an den siebenbürgischen Fürsten dafür, dass er keinen ungarischen Schreiber zur Hand hatte.¹¹ Seine ungarischsprachigen Briefe aus den Jahren 1594¹² und 1595¹³ weisen verschiedene Handschriften auf, diese sind jedoch

⁷ Vgl. etwa die polnischen Briefe in folgenden Bänden: Ilie Corfus: Corespondență inedită asupra relațiilor între Mihai Viteazul și Polonia (culeasă din arhivele din Varșovia). Cernăuți 1935; I. Corfus: Mihai Viteazul și polonii în documente inedite în anexe. București 1937; *Mihai Viteazul în conștiința europeană. I: Documente externe*. Hg. Ion Ardeleanu [u. a.]. București 1982; P. P. Panaitescu: Documente privitoare la istoria lui Mihai Viteazul. București 1936.

⁸ *Mihai Viteazul în conștiința europeană* 166.

⁹ Géza Istványi: A magyar nyelvű írásbeliség kialakulása. Budapest 1934, 85.

¹⁰ In den zeitgenössischen Quellen kommt der Name als *Darai* und *Darahi* vor. In diesem Beitrag wird *Darahi* verwendet, weil er seinen Namen in dieser Form unterzeichnete. Eudoxiu de Hurmuzaki: Documente privitoare la istoria românilor. III/1: 1576–1599. București 1880, 433.

¹¹ »Euer Gnaden möchten glauben, dass ich jetzt keinen ungarischen Schreiber hatte.« Zeitgenössische Abschrift im Báthory-Protokoll, aufbewahrt in der Bibliothek der Kathedrale Gran (*Esztergom*): Mss. I, 310, 651. Ediert von Andrei Veress: Documente privitoare la istoria Ardealului, Moldovei și Țării Românești. IV: Acte și scrisori (1593–1595); V: Acte și scrisori (1596–1599). București 1932, hier IV, 38. Originalsprache der Quelle: Ungarisch.

¹² Archiv des siebenbürgischen (Cseszneker) Zweiges der Grafenfamilie Esterházy von Galánta (*Fond Familial Esterházy*) im ehemaligen Archiv des Siebenbürgischen Nationalmuseums Siebenbürgen, derzeit verwaltet von der Bezirksdirektion Cluj des Rumänischen Nationalarchivs: Arhivele Naționale ale României. Direcția Județeană Cluj [im Folgenden: ANR DJC]. Derzeit hieraus entnommen und überstellt in die Sammlung mittelalterlicher Dokumente des ANR DJC 127 (*Colecția de documente medievale*). Ediert von Veress: Documente, V, 46–47.

¹³ Archiv der Stadt Bistritz (*Fond Primăria Orașului Bistrița*) Nr. 5825. ANR DJC. Ediert von Eudoxiu de Hurmuzaki: Documente privitoare la istoria românilor. Acte relative la războaiele lui Mihai Vodă Viteazul. XII: 1591–1602. Hg. Nicolae Iorga. București 1903, 40–41.

weder mit der Handschrift des in den späteren Urkunden ab 1597 belegten János Rác¹⁴ noch mit der ab 1598 in der Walachei eingesetzten Lukács Brassay identisch.¹⁵ Die letzten Beiden lassen sich identifizieren, weil die Schreiber die von ihnen ausgefertigten Briefe gegenzeichneten.

Bezüglich des Einsatzes ungarisch- und lateinischsprachiger Sekretäre jenseits der Karpaten ist bekannt, dass die Woiwoden nicht selten den siebenbürgischen Fürsten oder dessen Kanzler darum baten, ihnen mit der Kanzleiarbeit vertraute Personen zu empfehlen.¹⁶ So konnte es vorkommen, dass ein früher in der fürstlichen Kanzlei beschäftigter Schreiber diese als Vertrauensposten angesehene Stelle neben dem Woiwoden übernahm. Die Schreiber übersetzten nicht nur die von dem Woiwoden Michael des Tapferen wahrscheinlich auf Rumänisch diktierten Briefe ins Ungarische oder Lateinische – Berichten aus der Zeit und Angaben der Fachliteratur zufolge sprach der Herrscher neben Rumänisch nur Türkisch und Griechisch¹⁷ –, sondern sie dolmetschten und übertrugen die eingegangenen ungarisch- oder lateinischsprachigen Briefe für den Woiwoden oder dessen Kanzler (rumänisch: *logofăt*). Darauf machte Meletie Pigas, Patriarch von Alexandrien und Vikar von Konstantinopel, Michael den Tapferen im Sommer 1597 in einem Brief aufmerksam: »Suche dir einen mit guten Lateinkenntnissen, der dir die an den unbesiegbaren Rudolf geschriebenen Briefe übersetzt, damit du siehst, was ich schreibe«, und der sie erst danach an den jeweiligen Adressaten weiterleitet.¹⁸

Es scheint auch erwiesen zu sein, dass diese Schreiber neben der Schreibarbeit in vielen Fällen auch nachrichtendienstliche Aufgaben wahrnahmen; mit etwas Übertreibung könnte man sie sogar als ständige Gesandte des siebenbürgischen Fürsten am Woiwodenhofe betrachten. Auf diesen Aufgabenbereich lässt auch schließen, dass der siebenbürgische Fürst ihre Dienste mit Besitzschenkungen belohnte.¹⁹ Tagesaktuelle Informationen dürften natürlich

¹⁴ Veress: Documente, V, 51–52.

¹⁵ Österreichisches Staatsarchiv, Haus- Hof- und Staatsarchiv, Wien. Ungarische Akten [im Folgenden: HHStA UA]. Fasc. 132, 29. Juni 1598. Ediert von Árpád Károlyi: Okmányok Mihály havaseli vajda 1598-iki meghódolása történetéhez. In: Történelmi Tár 2 (1879) 61–62.

¹⁶ Kovácsóczy Farkas levelei (1572–1594). Hg. Lajos Szádeczky. In: Történelmi Tár 15 (1892) 694.

¹⁷ *Istoria Românilor*. IV. Hgg. Ștefan Ștefănescu [u. a.]. București 2001, 597; *Mihai Viteazul în conștiința europeană* 282.

¹⁸ *Mihai Viteazul în conștiința europeană* 166. Originalsprache der Quelle: Griechisch.

¹⁹ Jakó: A társadalmi felemelkedés, 38.

auch für die Steuerung der Außenpolitik des Fürstentums Siebenbürgen von besonderer Wichtigkeit gewesen sein; dafür hervorragend geeignet war der Sekretär, der sich am Woiwodenhof aufhielt und den Fürsten neben lokalen Neuigkeiten auch mit Nachrichten aus der osmanischen Pforte beliefern konnte – zumeist im Rahmen der offiziellen Korrespondenz des Woiwoden. Das Haus Habsburg setzte auch in dieser Region ein bezahltes Agentennetz zur Informationsbeschaffung ein. Von dem aus Ragusa (*Dubrovnik*) stammenden Diplomaten Giovanni de’Marini Poli erfährt man zum Beispiel, dass er 1594 teilweise mit dem Ziel in die Walachei fahren musste, von seinen bezahlten Informanten Nachrichten bezüglich der Lage im osmanischen Reich einzuholen. In seinem Bericht klagt er über nicht ausreichendes Geld zur Bezahlung dieser Dienste; von dem bemängelten Betrag hätte ihm vermutlich ein Teil zugestanden.²⁰ Infolge der Doppelagentenrolle der auch für Informationsbeschaffung zuständigen Sekretäre des Woiwoden galt dieser Beruf auf keinen Fall als ungefährlich.

Zum Arbeitsentgelt der in der walachischen Woiwodenkanzlei tätigen fremdsprachigen Schreiber liegen leider keine Angaben vor. Als Vergleichsgrundlage bieten sich allerdings zwei Belege an: Der eine ist eine Anweisung des Erzherzogs Matthias vom 18. September 1599 aus Wien im Zusammenhang mit der Ernennung von Giorgio Basta zum Landeshauptmann von Oberungarn, in der einzeln aufgeführt ist, dass er sowohl für Schreiber als auch für Dolmetscher monatlich einen Lohn von zwölf Gulden verrechnen durfte, während für Spionage 65 Gulden ausgegeben werden durften.²¹ Nach dem anderen Beleg verdiente Lestár Gyulaffy 1598 zweiundzwanzig Gulden im Monat.²² Obwohl der Sekretär des Fürsten von Siebenbürgen als ein höheres Amt galt, kann sein Gehalt immerhin als Anhaltspunkt für die Vergütung des ungarischen Schreibers des walachischen Woiwoden herangezogen werden. Anhand der beiden vorgenannten Analogien können wir bei den ungarischen Sekretären des Woiwoden Michael des Tapferen von einem Monatsverdienst von 22 bis 24 Gulden ausgehen, zumal diese Schreiber, wie bereits erwähnt, gegebenenfalls auch Dolmetscherdienste übernahmen. Über das vermutliche Gehalt hinaus wurden Aufgaben im *Außendienst*, wie bereits

²⁰ *Călători străini despre Țările Române*. III–IV. Hg. Maria Holban. București 1971–1972, hier III, 236.

²¹ Endre Veress: Basta György hadvezér levelezése és iratai (1597–1607). Budapest 1909, 266.

²² *Gyulafy Lestár feljegyzései*. In: Magyar történelmi évkönyvek és naplók a XVI–XVIII. századokból. Hg. Károly Szabó. Budapest 1881, 115. Auf diesen Beleg hat mich Veronka Dáné aufmerksam gemacht, für deren Hilfe und Ratschläge hier gedankt sei.

angesprochen, nicht selten mit fürstlichen Schenkungen belohnt beziehungsweise bei Erteilung des Auftrags für sie womöglich solche in Aussicht gestellt.

Ein beredtes Beispiel liefert der Fall eines Schreibers, später Sekretärs in der größeren Kanzlei, namens János Bernárdfy,²³ der 1598 mit György Rác, einem Mitarbeiter des Woiwoden Michael des Tapferen, als Gesandter bei den Krimtataren weilte. Seine Korrespondenz²⁴ untermauert eindeutig das vorhin Ausgeführte. Als Bernárdfy auf dem Heimweg in die Moldau vom Rücktritt Zsigmond Báthorys erfuhr, verfasste er verzweifelt mehrere Briefe, damit seine Dienste nicht unvergütet blieben. In einem Brief an Gáspár Kornis schrieb er: »Nun weiß ich es nicht mehr, gnädiger Herr, wer mir diese [seine Kosten als Gesandter, K. J.] bezahlt und von wem ich den Lohn für meinen frommen, treuen Dienst zu erwarten habe, ich war zuversichtlich ob der Güte unseres erlauchten Herrn, dass er auf meinen langen Dienst Rücksicht nehmen würde, und Seine Majestät hat sich angeboten, mich nicht ohne ein kleines Gut leer ausgehen zu lassen.«²⁵ Nicht viel später wandte er sich mit derselben Bitte an István Bocskay, zumal »mein erlauchter Herr hat sich in all seiner Güte angeboten, mich nicht ohne ein Gut ausgehen zu lassen.«²⁶

Die im Beamtenstatus beschäftigten Intellektuellen konnten mit den durch Kanzleidienste erworbenen Besitzschenkungen in den meisten Fällen zum eigenen gesellschaftlichen Aufstieg und dem ihrer Familien beitragen beziehungsweise sich finanzielle Existenzgrundlagen verschaffen.²⁷

Die erhaltene ungarischsprachige Korrespondenz aus der Zeit des Woiwoden Michael des Tapferen nimmt ab 1597 zahlenmäßig zu. Hierbei spielt eine wesentliche Rolle, dass diese Briefe schließlich meistens in die Archive der habsburgischen Herrscher gelangten, und im Gegensatz zu den in Stadt- und Familienarchiven verstreut vorkommenden Briefen im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv beziehungsweise im Tiroler Landesarchiv in Innsbruck aufbewahrt werden. Das fürstliche Archiv Siebenbürgens, in dem sich vermutlich ebenfalls in größerer Zahl zeitgenössische Briefe aus der Walachei befanden, erlitt leider genau in jener Zeit, beim Rücktritt Zsigmond Báthorys im Jahre 1598, große Verluste, da der abdankende Fürst viele Urkunden ver-

²³ Zsolt Trócsányi: *Erdély központi kormányzata 1540–1690*. Budapest 1980, 189.

²⁴ *Bernárdfy János krímiai követsége 563–576*.

²⁵ Ebenda, 565. Originalsprache der Quelle: Ungarisch.

²⁶ Ebenda, 570–571. Originalsprache der Quelle: Ungarisch.

²⁷ *Jakó: A társadalmi felemelkedés*, 25–39.

brannte, wie vom Historiografen István Szamosközy, dem Requisitor des Weißenburger Domkapitels, beschrieben.²⁸

Es scheint wahrscheinlich, dass die Beschäftigung der siebenbürgischen Sekretäre und die Zunahme ihrer Rolle auch mit dem Vertrag im Zusammenhang steht, der von Zsigmond Báthory und dem Woiwoden Michael des Tapferen am 20. Mai 1595 in Weißenburg abgeschlossen wurde, und in dem auch die formalen Merkmale der in der Woiwodenkanzlei ausgefertigten Schriftstücke geregelt wurden. Im Sinne der Vereinbarung durfte der Woiwode in seinem Titel die Formel *aus Gottes Gnade* nicht benutzen, die Städte und Orte, in denen seine Briefe datiert wurden, nicht als seine eigene bezeichnen; ferner hatte er statt des offiziellen Landessiegels sein eigenes Familienpertschaft mit rotem Wachs zu verwenden. Außerdem steht im Vertrag, dass sämtliche Amtsträger als Beamten Zsigmond Báthorys und nicht als solche des Woiwoden galten.²⁹ Es scheint naheliegend, dass bei der Einhaltung der angeführten Vertragsbedingungen auch der ungarisch-lateinische Sekretär der Woiwodenkanzlei eine Schlüsselfigur war.

Im Folgenden wollen wir uns wieder den ungarischen Sekretären des Woiwoden Michael des Tapferen zuwenden und den Lebensweg der namentlich bekannten Sekretäre anhand des gegenwärtigen Forschungsstandes nachzeichnen. Als erster ist János Rác sozusagen als *Hauptfigur* und bestimmende Persönlichkeit der untersuchten Periode hervorzuheben, die nach derzeitigem Kenntnisstand am frühesten in den Dienst des walachischen Woiwoden trat. Vor der Beschreibung seines Lebenswegs und seiner beruflichen Karriere sei in wenigen Worten sein familiärer Hintergrund skizziert.

Rác war, wie schon der Name zeigt, raizischer Abstammung: Szamosközy identifizierte ihn als »Raizensohn« (»rácfi«),³⁰ und in einem Bericht der kaiserlichen Kommissare wurde er als »rascianus« (Raize, Rascier) bezeichnet.³¹

²⁸ Zsigmond Jakó: Az erdélyi fejedelmek levéltáráról. In: Tanulmányok Borsa Iván tiszteletére. Hg. Enikő Csukovits. Budapest 1998, 108–109.

²⁹ Farkas Bethlen: Erdély története. IV. Budapest/Kaposvár 2006, 128–129. Die Textvariante des Vertrags wurde unlängst von Tamás Fejér in einem Formelbuch der Kanzlei aus dem ausgehenden 16. Jahrhundert aufgefunden. Tamás Fejér: Kancelláriai formuláskönyv a 16. század végéről. In: Erdélyi Múzeum 77 (2015) 1, 84–112, hier 109.

³⁰ Magyar nyelvű kortársi feljegyzések Erdély múltjából. Szamosközy István történetíró kézirata. XVII. század eleje. Hgg. Erzsébet E. Abaffy, Sándor Kozocsa. Budapest 1991, 176; Szamosközy István történeti maradványai. IV: 1542–1608. Hg. Sándor Szilágyi. Budapest 1880, 111.

³¹ Hurmuzaki: Documente privoitoare, XII, 360.

Im Siebenbürgen des ausgehenden 16. Jahrhunderts war der Familienname Rác vielfach belegt³² – auch in Verbindung mit dem Vornamen János. So konnten die betreffenden Personen später zum Teil nur anhand des Herkunftsnamens – wie *dorogi, galgói, pródi, tövisi* (von Dorog, von Galgó [Gálgău, Gálgău Almaşului] von Pruden [Pród, Prod], von Dreikirchen [Tövis, Teiuş] – voneinander unterschieden werden. In den Quellen kamen damals bei manchen Personen auch verzerrte Formen des ursprünglichen südslawischen Namens vor (etwa Zteolyt,³³ Boskowitz/Boskowitz, Radowitty, Vincenzowitty³⁴). Es handelt sich hierbei offensichtlich um Angehörige jener südslawischen Volksgruppen, die vor den Osmanen nach Siebenbürgen flüchteten. Neben den Raizen/Serben kamen auch viele Kroaten ins Fürstentum, unter anderen die Familien Vegliai und Petrichevich-Horváth. Die Raizen taten sich vor allem im Kriegsdienst hervor, aber in vielen Fällen sie konnten sie auch ihre näheren Kenntnisse der türkischen Welt und Sprache auf dem Gebiet der Diplomatie einsetzen. Sie spielten insbesondere in der östlichen Außenpolitik des Fürstentums eine Rolle, indem sie als Gesandte oder Kuriere (ungarisch: »posta«) agierten. Sie bewegten sich sowohl in osmanischen als auch in christlich-orthodoxen Gefilden gewandter als Beamte mit nur siebenbürgischen Wurzeln.

Auch der Sekretär des Woiwoden Michael des Tapferen entstammte ganz bestimmt einer dieser Familien. Bei Szamosközy erfährt man, dass Rác auch den Namen János Maro (oder wie es in einem handschriftlichen Exemplar belegt ist: Marco) benutzte.³⁵ Dafür liegt allerdings keine einzige weitere Quelle vor – ausgenommen Farkas Bethlen, der diese Namensform unmittelbar von Szamosközy übernahm.³⁶ Der Sekretär (früher: Schreiber der größeren Kanzlei) selbst hat ihn nach Zeugnis der erhaltenen, eigenhändig verfassten Schriftstücke nie benutzt, es kann jedoch angenommen werden, dass der namhafte Historiograf präzise Informationen über Rác besaß, es kann ja nicht einmal ausgeschlossen werden, dass sich die Beiden aus der Residenz-

³² Für Archivfragmente siehe etwa: Magyar Nemzeti Levéltár Országos Levéltára. Kisebb családi fondtöredékek. R 319, 20, Nr. 1677, oder das Archiv der Familie Rác: P 2257.

³³ *Az erdélyi káptalan jegyzőkönyvei 1222–1599*. Hgg. Zsolt Bogdándi, Emőke Gálfi. Kolozsvár 2006, 343, Nr. 928.

³⁴ *Az erdélyi fejedelmek Királyi Könyvei. I: 1569–1602. Báthory Zsigmond Királyi Könyvei 1582–1602*. Hgg. Tamás Fejér [u. a.]. Kolozsvár 2005, 333, Nr. 1219.

³⁵ *Magyar nyelvű kortársi feljegyzések Erdély múltjából* 176; *Szamosközy István történeti maradványai* II: 1566–1603. Hg. Sándor Szilágyi. Budapest 1876, 295.

³⁶ Farkas *Bethlen*: Erdély története. V. Budapest 2010, 144.

stadt des Fürsten kannten,³⁷ wo sie vermutlich zum Teil in derselben Zeit bedienstet waren.

In der rumänischen Fachliteratur wurde zum Familienhintergrund von János Rác die Annahme veröffentlicht,³⁸ dass der Sekretär des Woiwoden Michael des Tapferen mit jenem János Rác identisch sein könnte, der in der siebenbürgischen Reisebeschreibung des aus Genua stammenden und am Hofe des walachischen Woiwoden Petru Cercel tätigen Franco Sivori aus dem Jahr 1585 genannt wird. Der italienische »Diplomat« berichtet, dass die Söhne Petru Cercels einst auf einem Landgut von Ferenc Kendy (Gesandter an der osmanischen Pforte, Obergespan des Komitates Kokelburg [*Tárnava, Küküllő*] und Ratsherr) in Dátos (*Dătășeni*) im Komitat Thorenburg (*Torda, Turda*) im Haus von »Gianus Zabo Ratiano« (János Szabó Rác), dem Gutsverwalter Kendys, Zuflucht fanden. Sowohl der Vater als auch Ferenc Kendy machten Sivori auf den damals 15jährigen Gutsverwaltersohn »Giovanni Ratiano« (János Rác) aufmerksam. Sivori nahm den jungen Rác nach Genua mit, wo er gute Fortschritte im Studium machte. Die Bekanntschaft zwischen Ferenc Kendy und János *Arpately* Zteolyt Rác ist auch durch andere Belege untermauert.³⁹ 1577 waren Kendy und Rác Gutsnachbarn in Nagymező (*Pruni*).⁴⁰ 1585 verkaufte Rác mehrere Landgüter – in Tálásfalva (*Blidărești*), Radákszi-nye (*Răzbuneni*) und Nagymező⁴¹ – an Kendy. Ein eklatanter Beweis für den engen Kontakt zwischen Ferenc Kendy und János Rác Szabó ist die Tatsache,

³⁷ Emőke Gálfi meint, Szamosközy habe den Posten des Requisitors beim Domkapitel zu Weißenburg erst ab 1602 nachweislich bekleidet (Emőke Gálfi: Szamosközy István, a requisitor. In: Erdélyi Múzeum 74 [2012] 3, 116–123, hier 116–117). Andere setzen den Beginn seiner Tätigkeit um 1593–1594 an (István Szamosközy: Erdély története [1598–1599, 1603]. Hg. István Sinkovics. Budapest 1977, 10–11; *Magyar művelődéstörténeti lexikon. Középkor és kora újkor*. X. Hg. Péter Kőszeghy. Budapest 2010, 450–451). Sollte es trotzdem anders gewesen sein, hatte er als Hofchronist Gelegenheit, die Mitarbeiter der fürstlichen Kanzlei kennenzulernen.

³⁸ *Călători străini* III, 62.

³⁹ Károly Tagányi – László Réthy – József Pokoly: Szolnok-Doboka vármegye monographiája. VI. Ds 1903, 458, 459, 547. Der Namenszusatz *Arpately* ist höchstwahrscheinlich eine entstellte Form des Ortsnamens *Arpatarló* im Komitat Syrmien, nordöstlich von Syrmisch Mitrowitz (*Szávaszentdemeter, Sremska Mitrovica*), der heute *Ruma* heißt und bereits um 1570 mit diesem Namen in osmanischen Deftern vorkommt. Pál Engel: Magyarország a középkor végén. Digitális térkép és adatbázis a középkori Magyar Királyság településeiről. CD-ROM. Budapest 2001; Bruce W. McGowen: Sirem sancağı mufassal tahrir defteri. Ankara 1983, 315. Für den Hinweis sei hier Klára Hegyi gedankt.

⁴⁰ Károly Tagányi – László Réthy – József Pokoly: Szolnok-Doboka vármegye monographiája. V. Ds 1901, 213.

⁴¹ *Az erdélyi fejedelmek Királyi Könyvei* 198, Nr. 676.

dass nach dem Tod von Rác Ferenc Kendy am 17. Januar 1591 zum Vormund der minderjährigen Waisen bestellt und bis zu ihrer Volljährigkeit mit der Verwaltung ihrer landesweit verstreut liegenden Güter beauftragt wurde.⁴² Aus einem Hinweis Szamosközys, auf den später noch einmal eingegangen wird, geht hervor, dass die Mutter von János Rác damals noch Kontakte außerhalb Siebenbürgens unterhalten haben dürfte.⁴³ Den verfügbaren Daten ist zu entnehmen, dass der Schreiber János neben den südslawischen möglicherweise auch rumänische Vorfahren hatte. Darauf weist auch Farkas Bethlen hin, indem er nach Szamosközy⁴⁴ schreibt, dass Rác sowohl nach dem Namen als auch nach der Abstammung ein Raize gewesen sei,⁴⁵ aber auch »die Sprache und die Schrift der Walachen«, das heißt, die kyrillische Schrift, gekannt habe. Sofern die Annahme richtig ist, dass János Rác, der ungarische Sekretär des Woiwoden Michael des Tapferen, mit dem Sohn des vorgenannten János Arpately Zteolyt Rác Szabó identisch war, kann er als Beamter mit adliger Abstammung angesehen werden.⁴⁶

Aufgrund der spärlichen Quellen ist über die Schulausbildung von Rác nicht viel bekannt; die Grundkenntnisse hat er vermutlich zu Hause erworben, wie Farkas Bethlen anhand von Szamosközy feststellt: Rác ist in Siebenbürgen »aufgewachsen und hat dort seine Bildung erworben«.⁴⁷ Darauf baute seine Ausbildung in Genua auf, wo er nach Sivoris Worten große Fortschritte in der Aneignung der Wissenschaften machte.⁴⁸ Es fehlen zwar genauere Angaben zu seinen Schulen, die Ergebnisse der Ausbildung sind allerdings bekannt: Er beherrschte mehrere Sprachen in Wort und Schrift, über die bereits erwähnte rumänische Sprache und die kyrillische Schrift hinaus konnte er ausgezeichnet auf Ungarisch schreiben (das belegt auch die Sprache seiner erhaltenen Briefe), und auch im Latein war er mündlich wie schriftlich sehr beschlagen, was nicht nur seine noch vorhandenen lateinischsprachigen Briefe⁴⁹ beweisen, sondern auch der bereits erwähnte Bericht István Szuhays und Miklós Istvánffys vom 11. Juni 1598, in dem der Serbe János Rác, der

⁴² Ebenda, 374, Nr. 1376.

⁴³ »Seine Mutter hielt sich damals in Siebenbürgen auf.« *Szamosközy István történeti maradványai* IV, 111. Originalsprache der Quelle: Ungarisch.

⁴⁴ Ebenda, II, 295–296.

⁴⁵ *Bethlen: Erdély története*, V, 144.

⁴⁶ *Az erdélyi fejedelmek Királyi Könyvei* 374, Nr. 1376.

⁴⁷ *Bethlen: Erdély története*, IV, 144; *Szamosközy István történeti maradványai* II, 296. Originalsprache der Quelle: Ungarisch.

⁴⁸ *Călători străini* III, 62.

⁴⁹ *Hurmuzaki: Documente privatoare*, XII, 338.

rumänische Sekretär des Woiwoden, der in der ungarischen Sprache sehr bewandert sei und auch das Lateinische gut kenne, erwähnt wird.⁵⁰ Dank seiner Kenntnisse und Fähigkeiten war er nach Zeugnis der Protokolle des Domkapitels zu Weißenburg Anfang 1591 – also unmittelbar nach dem Tode seines Vaters, sofern wir die oben formulierte Hypothese bezüglich seiner Abstammung gelten lassen – als Schreiber in der größeren fürstlichen Kanzlei tätig.⁵¹ Somit gehörte er im Fürstentum der Schicht der Beamtenintelligenz an. Der nach unseren Berechnungen damals erst 21 Jahre junge Mann, der sich ohne väterliche Unterstützung behaupten musste, hatte diese Stelle dringend nötig. Es ist nicht auszuschließen, dass ihm auch sein einflussreicher Vormund Ferenc Kendy beim Erlangen der Stelle behilflich war. Dort lernte er vermutlich die Besonderheiten der Kanzleiarbeit kennen und eignete sich die typische (nicht von italienischen Merkmalen geprägte) Kanzleischrift an, in der er seine Briefe verfasste und die er auf sehr hohem Niveau beherrschte.⁵²

Zum Familienstand ist nach derzeitigen Forschungsergebnissen lediglich so viel bekannt, dass er verheiratet und seine Gattin Anna ebenfalls von adliger Abstammung war. Ihrer Ehe entstammten zwei Söhne, György und János.⁵³ Vom Ráczen Grundbesitz sind nur die Güter bekannt, die Zsigmond Báthory in seinem am 18. Dezember 1601 in Diemrich (*Déva, Deva*) datierten Schenkungsbrief als neue Schenkung den Kindern des damals schon verstorbenen János Rác zukommen ließ, wobei diese Güter früher bereits vom damaligen Fürsten Siebenbürgens, András Kardinal Báthory, an János Rác verschenkt, aber kurz vor der erneuten Schenkung durch Konfiszierung dem Grundbesitz der Burg Lippa (*Lipova*) angegliedert worden waren. Es handelt sich um die kompletten Landbesitze Alsó- und Felsőkápolnás⁵⁴ sowie um das *Praedium* Valiemare⁵⁵ als Teil des Ortes Zad im Komitat Arad mit sämtlichen königlichen Rechten und Zubehör.

Nun zurück zur Berufskarriere von János Rác: Der erste Beleg, der ihn als Schreiber der größeren Kanzlei bezeichnet, stammt aus dem Februar 1591.⁵⁶

⁵⁰ Ebenda, 360.

⁵¹ *Az erdélyi káptalan jegyzőkönyvei* 300, Nr. 807.

⁵² HHStA UA Fasc. 132, 26. März 1598; Tiroler Landesarchiv, Innsbruck [im Folgenden: TLA]. Geheimer Rat. Selekt Ferdinandea 86, Kt. 73, 23. Juli 1598.

⁵³ *Az erdélyi fejedelmek Királyi Könyvei* 457, Nr. 1719; *Az erdélyi fejedelmek oklevelei (1560–1689). Erdélyi Királyi Könyvek*. Hg. Éva Gyulai. DVD. Budapest 2005, XXXII, 21^v–22.

⁵⁴ Heute wahrscheinlich Kápolnás (*Căpălnaș*) im Komitat Arad (Rumänien).

⁵⁵ Heute vermutlich Marosnagyvölgy (*Valea Mare*) im Komitat Arad (Rumänien).

⁵⁶ *Az erdélyi káptalan jegyzőkönyvei* 300, Nr. 807.

Es steht jedoch nicht fest, dass es der spätere Sekretär des Woiwoden Michaels des Tapferen war, der als Familiaris des siebenbürgischen Fürsten im Oktober 1594 in die Moldau entsandt wurde,⁵⁷ wie es in der Fachliteratur heißt.⁵⁸ Denn in derselben Zeit gab es auch unter den Rácz aus Prod, die bekanntlich als Familiaris des Fürstenhofes dienten, einen mit dem Vornamen János.⁵⁹

Im nächsten Beleg begegnet uns Rácz 1597 in der Walachei als Mitarbeiter der Kanzlei des Woiwoden Michael des Tapferen. Wie er diesen Posten erlangt hatte, ist nicht bekannt. Farkas Bethlen will (anhand einer Mitteilung von Szamosközy) wissen, dass Rácz von Michael dem Tapferen aus Siebenbürgen in die Walachei geholt worden sei.⁶⁰ Wenn wir annehmen, dass er mit dem in Dátos aufgewachsenen János Rácz identisch war, der bei Franco Sivori erwähnt wird und dessen Vater die Söhne Petru Cercels in sein Haus aufgenommen hatte,⁶¹ dann ist es erklärbar, warum Woiwode Michael der Tapferer ihn als Vertrauensmann auserkoren hatte und warum der Woiwode seine Dienste »in Anspruch nahm, wenn er schreiben wollte, so dass er einen Großteil seiner Pläne und Geheimnisse mit ihm teilte.«⁶² Michael der Tapferer flüchtete vor dem Beginn seiner Herrschaft im Jahre 1591 nach Ungarn (der Autor benutzt dieses Wort vermutlich für Siebenbürgen)⁶³ und weilte dort dank Boldizsár Báthorys Unterstützung und der Gastfreundschaft der Siebenbürger eine kurze Zeit,⁶⁴ bevor er an die osmanische Pforte weiterzog. So ist es möglich, dass er während dieser Zeit den jungen, damals noch in der größeren Kanzlei beschäftigten Schreiber kennenlernte.

Denkbar ist jedoch auch, dass er, wie bereits angesprochen, möglicherweise aufgrund des mit Zsigmond Báthory im Mai 1595 abgeschlossenen Vertrags in der Kanzlei des walachischen Woiwoden angestellt wurde. Aus einem Brief Andrzej Tarnowskis an Jan Zamoyski vom Januar 1598 wird ja deutlich: »im Umfeld und am Hof der muntenischen Woiwoden gibt es einen

⁵⁷ *Hurmuzaki*: Documente privatoare, XII, 10.

⁵⁸ *Sírbu*: Istoria, II, 526.

⁵⁹ *Az erdélyi káptalan jegyzőkönyvei* 243, Nr. 647; *Az erdélyi fejedelmek Királyi Könyvei* 90, Nr. 179.

⁶⁰ *Bethlen*: Erdély története, IV, 144; *Szamosközy István történeti maradványai* II, 296.

⁶¹ *Călători străini* III, 62.

⁶² *Bethlen*: Erdély története, IV, 144; *Szamosközy István történeti maradványai* II, 296. Originalsprache der Quelle: Ungarisch.

⁶³ Dan *Simionescu*: *Cronica lui Balthasar Walther despre Mihai Viteazul în raport cu cronicile contemporane*. In: *Studii și Materiale de Istorie Medie* 3 (1959) 7–99, hier 61.

⁶⁴ *Bethlen*: Erdély története, IV, 120; *Szamosközy István történeti maradványai* II, 286–287; *Lajos Szádeczky*: *Erdély és Mihály vajda története 1595–1601*. Temesvár 1893, 65.

ungarischen Hetman, einen ungarischen Oberhofmeister (Marschall), einen ungarischen Oberstallmeister und einen ungarischen Hauptmann. Die Hofbediensteten sind alle Ungaren.⁶⁵

Auf welche Weise auch immer János Rácz in die Kanzlei des Woiwoden Michael des Tapferen gelangt sein mag, Tatsache ist, dass der Brief Michael des Tapferen an Erzherzog Maximilian im Januar 1597 schon von ihm gekennzeichnet wurde, und zwar vermutlich, wie gewohnt, rechts unten. Die hypothetische Form ist angebracht, weil der von Endre Veress veröffentlichte Brief im Bestand der „Ambraser Akten“ in Innsbruck damals noch vorzufinden war.⁶⁶ In der Zwischenzeit wurde diese Archivabteilung jedoch aufgelöst und ihr Bestand in andere Fonds übernommen; im Sommer 2013 konnten mehrere einst dort aufbewahrte ungarischsprachige Originalbriefe nicht mehr vorgelegt werden, es sind nur deren deutsche oder lateinische Übersetzungen vorhanden.⁶⁷ Auch hatte die Autorin keine Gelegenheit, die Originale der ebenfalls von Endre Veress veröffentlichten, am 16. Juni 1597 in Târgoviște entstandenen Briefe von Rácz, die an János Gibárti Keserű adressiert waren,⁶⁸ anzusehen; diese befanden sich früher im Archiv der Familie Bethlen in Kreisch (*Keresd, Criș*), in der Bezirksdirektion Klausenburg (*Kolozsvár, Cluj*) des Rumänischen Nationalarchivs.⁶⁹ Sie sind jedoch spurlos verschwunden, können seit Jahren nicht mehr vorgelegt werden.

Fest steht nachweislich, dass János Rácz seine Arbeit als Sekretär hervorragend verrichtete, und dass die von ihm ausgefertigten Dokumente der Kanzlei Praxis der Region entsprachen; sie waren sowohl sprachlich als auch dem Erscheinungsbild nach anspruchsvoll gestaltet. Es war Rácz, der in den Briefen und Protokollen, die von der walachischen Kanzlei ausgefertigt wurden, durch die zweisprachige Formulierung der Texte die ungarische Sprache einführte, zum Beispiel: »*Illustris et magnifice domine, domine, amice observande. Salutem et nostri benevolam commendationem. Istentől nagyságodnak kívánok sok jókat és jó egészséget megadatni / Istentől kegyelmednek minden jókat kívánok megadatni / Adjon Isten minden jót kegyelmednek és*

⁶⁵ *Mihai Viteazul în conștiința europeană* 175. Originalsprache der Quelle: Polnisch.

⁶⁶ Veress: Documente, V, 51–52.

⁶⁷ TLA Kanzlei Maximilian (Hofregistratur), Aktenserie, Einlauf 1598, Kt. 4, 14. September 1598; Ebenda, Gesammelte Akten über Mihael Waivoda II., Ferdinandea 86, Kt. 73, 20. Oktober 1598.

⁶⁸ Veress: Documente, V, 72–75.

⁶⁹ Archiv der Familie Bethlen in Kreisch (*Fond Familial Bethlen de Criș*) im ehemaligen Archiv des Siebenbürgischen Nationalmuseums Siebenbürgen, derzeit verwaltet von ANR DJC.

jó egészséget.«⁷⁰ Es ist eine weitere Besonderheit der von ihm verfassten Briefe, dass er, um den festlichen Stil des Schreibens zu betonen, insbesondere in der Korrespondenz mit dem Wiener Hof, häufig römische Ziffern im Datum verwendete.⁷¹ In den Briefen, die aus seiner Feder stammen, erscheint der Titel der unterzeichnenden Person zwischen dem Datum und der Unterschrift in eigenartiger Form und wird mit einer Höflichkeitsformel begleitet, zum Beispiel: »Sacrae caesarae regiae que maiestatis vestrae humilis fidelis queservitor Michael vaivoda regni Transalpinensis« oder »Generose dominationis vestrae amicus Michael vaivoda regni Transalpinensis« beziehungsweise »Felségednek szolgál az havasalföldi Mihail vajda.«⁷² Da Woiwode Michael der Tapfere keine lateinischen Buchstaben schreiben konnte, ist es anzunehmen, dass die in lateinischer Schrift ausgeführte Unterschrift des Herrschers in den von János Rácz als Sekretär gegengezeichneten Briefen von Rácz stammt.⁷³ Sein Arbeitsbereich als Sekretär umfasste auch die Übersetzung der bei dem Woiwoden eingegangenen Briefe. Darauf weist Rácz in seinem Schreiben an die kaiserlichen Kommissare vom 30. Mai 1598 selbst hin: »Was Euer Gnaden geschrieben hatten, habe ich dem gnädigen Herrn [dem Woiwoden, K. J.] Wort für Wort vorgelegt.«⁷⁴ Die in Innsbruck heute noch vorhandenen ungarischen Übersetzungen der Briefe des Metropolitens Dionysius zu Trnovo an den Woiwoden Michael den Tapferen sind vermutlich ebenfalls im Rahmen der Übersetzertätigkeit von Rácz entstanden.⁷⁵ In diesem Fall konnte Rácz von seiner Kenntnis der kyrillischen Schrift Gebrauch machen.

Neben der Ausfertigung von Dokumenten verwickelte sich der Sekretär unvermeidbar auch in außenpolitische Angelegenheiten. In seinen Briefen gab er die vom Woiwoden Michael des Tapferen diktierten Gedanken und Argumente sinngetreu wieder. Die untersuchten Briefe sind, was ihren Inhalt anbelangt, fast ausschließlich politischer Art und stehen mit dem Lavieren des Herrschers zwischen habsburgischem Hof und osmanischer Pforte im

⁷⁰ Frei übersetzt: »Gott möge Euch, gnädiger Herr, alles Gute und gute Gesundheit schenken.« Klára *Jakó*: Fejezet a XVI–XVII. századi moldvai és havasalföldi magyar nyelvű levelek diplomatikai elemzéséből. In: *Fons* 17 (2010) 2, 215–229, hier 219–220.

⁷¹ Ebenda, 225.

⁷² »Der walachische Woiwode Michael zum Dienste Eurer Hoheit.« Ebenda, 227.

⁷³ HHStA UA Fasc. 130, 21. November 1597; *Sírbu*: Istoria, I, 541, Anm. 4. Ediert von *Veress*: Documente, V, 117–119.

⁷⁴ HHStA UA Fasc. 131, 30. Mai 1598. Ediert von *Hurmuzaki*: Documente privitoare, XII, 369–370. Originalsprache der Quelle: Ungarisch.

⁷⁵ TLA Geheimer Rat, Selekt Ferdinandea 86, Kt. 73, 12. März und 19. März 1597).

Zusammenhang. Als häufigstes Thema erscheint die Bitte um Geld zur Bezahlung der Söldner. Es ist interessant, dass der in den Briefen beschriebene Gedankengang im Bericht des päpstlichen Nuntius Germanico Malaspina über seine Friedensvermittlungsverhandlungen mit dem Woiwoden Michael den Tapferen vor der Schlacht bei Schellenberg (*Sellenberk*, *Şelimbăr*) beinahe wörtlich, jedoch in eigenem Ton, wiederzufinden ist.⁷⁶

Unter den Adressaten der von János Rác geschrieben, heute noch vorhandenen Briefe finden sich Angehörige des habsburgischen Herrscherhauses wie Rudolf II. und Erzherzog Maximilian oder Zsigmond Báthorys Gattin, Fürstin Maria Christierna, beziehungsweise die kaiserlichen Kommissare István Szuhay und Miklós Istvánffy; auch die Treueerklärung des Woiwoden und der Bojaren an András Báthory wurde am 26. Juni 1599 in Târgovişte von Rác ausgefertigt.⁷⁷

Neben Schreibaufgaben erledigte Rác auch Dolmetschaufträge. Im Bericht, den István Szuhay und Miklós Istvánffy am 11. Juni 1598 aus Târgovişte an den Kaiser versandten, wird auch angegeben, dass er bei den Verhandlungen am Sitz des walachischen Woiwoden gedolmetscht habe (im Text wird er als rumänischer Sekretär des Woiwoden bezeichnet). Außerdem wird festgestellt, dass er – wie oben bereits erwähnt – sowohl das Ungarische als auch das Lateinische sehr gut beherrschte. In einem entlegenen Winkel des Gartens, der als Verhandlungsschauplatz diente, beteiligte sich Rác an der in engem Kreis stattfindenden stundenlangen Besprechung über die Angelegenheit der am Woiwodenhof weilenden tatarischen Delegation, die bis zum Abend dauerte, so dass er wahrscheinlich über alles Bescheid wusste.⁷⁸ Durch seine Arbeit hatte er auch einen allgemeinen Einblick in die politische Hexenküche des Woiwoden Michael des Tapferen und Zugang auch zu geheimen Informationen. Hier sei Farkas Bethlen, der wiederum auf Szamosközy zurückgreift,

⁷⁶ »Wenn Siebenbürgen untergeht, geht auch die Walachei unter, wenn das eine bestehen bleibt, wird auch das andere bestehen bleiben.« *Mihai Viteazul în conştiinţa europeană* 278. Originalsprache der Quelle: Latein; »[...] denn sollte dieses Land in Feindeshand fallen, wovor uns Gott bewahren möge, so bedenkt doch, wie der Zustand und Fortbestand Siebenbürgens und genauso anderer christlicher Länder möglich wäre.« HHStA UA Fasc. 132, 30. Juni 1598. Originalsprache der Quelle: Ungarisch.

⁷⁷ HHStA UA Fasc. 134, 26. Juni 1599. Ediert von *Hurmuzaki*: Documente privitoare, III/1, 331, 332.

⁷⁸ »A prandio in abdito horti loco privatim soli convenimus, et, interprete secretarius ipsius olaho seu valacho, Ioanne Racz, videlicet Rasciano, peritissimo tam hungaro latinoque non ignaro, in tractatu legationis tartaricae, ad vesperam usque, multas horas consumpsimus.« *Hurmuzaki*: Documente privitoare, XII, 360.

zitiert: »weil er die arglistigen Pläne des Woiwoden aus deutlichen Zeichen erkannte und ihn das Schicksal seines Vaterlandes berührte (er wollte nämlich ein Siebenbürger sein und auch als solcher angesehen werden, er war ja dort aufgewachsen und hatte dort seine Bildung erworben), setzte er Fürst András über all das in Kenntnis.«⁷⁹

Zur Informantenrolle von János Rác liegen schon aus früheren Jahren Belege vor. Im Frühjahr 1598 war ein Treffen des Woiwoden Michael des Tapferen mit dem Beauftragten des Kaisers, Bartholomeus Pezzen, in Kronstadt (*Brassó, Braşov*) geplant, aber der Plan scheiterte. Der Woiwode wollte nämlich nicht, dass das Treffen zustande kam, und ließ ausrichten, dass er krankheitsbedingt nur bis Târgovişte reisen könne. Offensichtlich wäre ihm die Walachei als Schauplatz der Verhandlungen lieber gewesen. Das billige Schauspiel wurde jedoch, wie aus Pezzens Bericht vom 23. April 1598 ersichtlich, vom Sekretär des Woiwoden enthüllt, indem dieser Pongrác Sennyei mitteilte, dass der Gesundheitszustand des Woiwoden im Gegensatz zu den Behauptungen des Logofáts Theodosie nicht so schlecht sei, dass er nicht bis an die Grenze weiterreisen könnte.⁸⁰

Danach gerät János Rác im Juni desselben Jahres wieder ins Blickfeld, und zwar als Dolmetscher bei den schon erwähnten Verhandlungen mit Szuhay und Istvánffy. Aber zuvor, am 30. Mai 1598, hatte er die kaiserlichen Kommissare bereits mit einem im eigenen Namen verfassten Brief kontaktiert. In diesem schrieb er selbstverständlich nichts Konkretes – seine Aufgabe bestand eigentlich in der Organisation des bevorstehenden Treffens –, doch nebenbei vermerkte er, dass er den Empfängern Wichtiges mitzuteilen hätte.⁸¹ Im Juli, nach den Verhandlungen am 9. Juni in Târgovişte, schickte Woiwode Michael der Tapfere Rác als Gesandten zu den Kommissaren Rudolfs. Damals genoss er noch das unbeschränkte Vertrauen des Woiwoden.⁸²

⁷⁹ *Bethlen*: Erdély története, IV, 144; *Szamosközy István történeti maradványai* II, 296. Originalsprache der Quelle: Ungarisch.

⁸⁰ *Hurmuzaki*: Documente privitoare, XII, 343; *Erdélyi országgyűlési emlékek*. IV. Hg. Sándor Szilágyi. Budapest 1878, 174.

⁸¹ »Ich müsste Euch, gnädiger Herr, von vielerlei Dingen berichten, aber weil mir das in keiner Weise möglich ist, werde ich, sobald Gott Euch zu uns geführt hat, Euch von all dem mit Sicherheit Bescheid geben, [und] ich denke, dass Ihr den Worten eines armen Dieners Eurer Herrschaft Glauben schenken und Euch darüber beruhigen werdet.« HHStA UA Fasc. 131, 30. Mai 1598. Originalsprache der Quelle: Ungarisch.

⁸² *Veress*: Documente, V, 171. Im Schreiben, das am 7. Juli 1598 in Ploieşti entstand, heißt es: »Ego nihil dubito in ipsarum erga me benevolentia.«

Der Sommer 1599 brachte eine Schicksalswende im Leben von János Rác. Aus dem in der Fachliteratur häufig zitierten „Darahi-Bericht“ – den der Verfasser im Dezember 1599 oder im Februar 1600 an den Hauptmann von Sathmar (*Szatmár, Satu Mare*), Mihály Székely schrieb –, wird deutlich, dass der ungarische Sekretär des Woiwoden Michael des Tapferen András Báthory früher auf irgendeine Weise benachrichtigt hatte, wonach dieser die Gesandten, die aus der Walachei an den habsburgischen Hof geschickt worden waren, beobachten lassen sollte. Der Fürst ließ dementsprechend die Wege überwachen und konnte zwei Männer des Woiwoden, Péter Örmény und István Petneházy,⁸³ auf deren Heimweg aus Prag gefangen nehmen und nach Weißenburg verbringen lassen. Die von ihnen mitgeführten Briefe wurden allerdings nicht entdeckt: Trotz aller Vorkehrungen wurde das Schreiben des Erzherzogs Matthias von Péter Örmény aufgelesen, während es Petneházy auf irgendeine listige Weise gelang, den Brief Kaiser Rudolfs schließlich doch dem Woiwoden zukommen zu lassen.⁸⁴ Auf diese Weise konnten die von János Rác vorgebrachten Anschuldigungen nicht nachgewiesen werden. Allem Anschein nach wird inzwischen auch der Sekretär des Woiwoden in Siebenbürgen gewesen sein, kam er doch mit einem Teil der Gesandten in die Walachei zurück. Darauf weist auch eine Eintragung in den Rechnungsbüchern von Törzburg (*Törcsvár, Bran*) hin, wonach Rác in der Begleitung von Miklós Vitéz und Mátyás Pribék am 6. Juli 1599 dort erschienen sei.⁸⁵ Nach seiner Rückkehr an den Hof des Woiwoden merkte jedoch der Sekretär selbst das Misstrauen, mit dem man ihm begegnete, denn er konnte über die Verhandlungen nichts erfahren: Woiwode Michael der Tapfere enthielt ihm diesbezüglich, im Gegensatz zur früheren Praxis, jede Information vor. Trotzdem verfasste er Anfang August erneut einen Brief an András Báthory mit der folgenden Warnung: »Eure Majestät möge gut aufpassen, denn der Kaiser und der Woiwode bereiten eine Arglist gegen Eure Majestät und mein geliebtes Vaterland vor. Nehmen Sie sich vor den Deutschen in Acht und lassen Sie die Männer, die Eilboten des Woiwoden und die geheimen Verräter am Hof gefangen nehmen. Schicken Sie jemanden hierher, dem ich mündlich alles er-

⁸³ *Erdélyi országgyűlési emlékek* IV, 89.

⁸⁴ Ebenda; *Hurmuzaki*: Documente privitoare, III/1, 427.

⁸⁵ Eudoxiu de *Hurmuzaki*: Documente privitoare la istoria românilor. XI: Acte din secolul al XVI-lea relative mai ales la domnia și viața lui Petru Țchiopul. Hg. Nicolae Iorga. București 1900, 841.

zählen kann.«⁸⁶ Er nannte die Personen auch mit den Namen: Péter Örmény, István Petneházy, Gergely Balogh, János Székely und Mátyás Pribék.⁸⁷ Es ist jedoch zu vermuten, dass der Woiwode RácZ damals bereits beobachten ließ, außerdem hatte er seit Mitte Juli den kaisertreuen Darahi bei sich am Hof, der insgeheim auch die Aufgaben des ungarischen Sekretärs wahrnahm (er übersetzte die abgefangenen Briefe András Báthorys, und der Text des oben zitierten Schreibens ist aus seinem Bericht bekannt). Nach alledem überrascht es nicht, dass der zitierte Brief abgefangen und der Text von Darahi für den Woiwoden übersetzt wurde – deshalb konnte sich Darahi selbst nach einem halben Jahr so genau daran erinnern.

János RácZ wurde sofort gefangen genommen und verbrachte sieben Wochen im Arrest. Danach ließ ihn der Woiwode, der sich schon gegen Siebenbürgen rüstete, auf Wunsch seiner Szekler-Soldaten bei deren Vereidigungsfeier frei. Der in Ungnade gefallene Schreiber zog mit dem Heer des Woiwoden Michael des Tapferen nach Siebenbürgen, wo er am Vorabend der Schlacht am Schellenberg in András Báthorys Lager überlief, aus dem er nach der Niederlage der siebenbürgischen Truppen wiederum flüchtete.⁸⁸ Szamosközy berichtet über die letzten Tage von RácZ. Er hielt sich an adligen Höfen und in verschiedenen Marktflecken versteckt und hatte vor, sich nach Ungarn abzusetzen.⁸⁹ Eine Zeit lang versteckte er sich bei dem Ratsherrn István Tholdi, Obergespan des Komitats Kokelburg, schließlich begab er sich an den Hof der Witwe von Miklós Apafi (und das war möglicherweise kein Zufall: sein ehemaliger Vormund, Ferenc Kendy, und Miklós Apafi teilten streckenweise den Posten des Kokelburger Obergespans miteinander). Dort wurde er nach einigen Tagen verhaftet,⁹⁰ Woiwode Michael der Tapfere hatte nämlich eine regelrechte Hetzjagd nach ihm gestartet. Sein Versteck wurde angeblich von dem durch Drohungen eingeschüchterten Tholdi verraten, gleichzeitig bat dieser jedoch für RácZ um Gnade.⁹¹ Der Woiwode verweigerte aber die Begnadigung und ließ RácZ in der Weißenburger Außenstadt auf besonders unmenschliche und unbarmherzige Art hinrichten. Aus Angst vor den Teu-

⁸⁶ *Hurmuzaki: Documente privitoare, III/1, 424.* In ungarischer Übersetzung bei Szádeczky: *Erdély és Mihály vajda, 60.*

⁸⁷ *Hurmuzaki: Documente privitoare, III/1, 424.*

⁸⁸ Ebenda.

⁸⁹ *Szamosközy István történeti maradványai II, 382–383.*

⁹⁰ *Magyar nyelvű kortársi feljegyzések Erdély múltjából 176; Szamosközy István történeti maradványai IV, 111.*

⁹¹ *Szamosközy István történeti maradványai II, 383.*

felspraktiken, die der Mutter von János Rác nachgesagt wurden, ließ er sogar diese angeblich umbringen.⁹² Die Verstümmelung des Sekretärs des Woiwoden war selbst nach einem guten halben Jahr im öffentlichen Bewusstsein stark präsent; darauf nehmen auch die kaiserlichen Kommissare in ihrem am 5. Mai 1600 in Weißenburg entstandenen Schreiben Bezug.⁹³

Nach dem Tod von Rác erhielten seine Kinder György und János beziehungsweise deren Nachkommen im Dezember 1601 von Zsigmond Báthory auf die Fürsprache seiner Ratsherren sozusagen als Rehabilitation und in Anbetracht der Treue und der treuen Dienste ihres verstorbenen Vaters die bereits erwähnte Besitzschenkung in der Umgebung von Lippa. Jener János Rác, der 1604/1605 einen Teil der damals zu Lippa gehörenden, einst im Eigentum des inzwischen verstorbenen István Tholdi stehenden Landgüter in Besitz nahm, könnte vielleicht der Sohn des einstigen Woiwodensekretärs gewesen sein.⁹⁴ Unter den Grundherren in der Umgebung von Lippa findet man zu Beginn des 17. Jahrhunderts und auch später viele mit dem Nachnamen Rác, aber eine Verwandtschaft mit dem ehemaligen Sekretär des Woiwoden kann nach gegenwärtigem Forschungsstand leider nicht nachgewiesen werden.

⁹² »Itaque Maro Albam tractus, ubi in conspectum Vajvodae deductus est, primum omnium convitiis verberatione affectus; mox carnificibus, quos Armas vocant, ad excruciosos fontes exercitissimis traditus est mactandus. Hi ut iussum erat ad meniam columnam, quae in suburbio Albae eminet, pedes ac manus funibus artissime humi defigunt. Defixo, admotis bipennibus ac mallei valido icta impulsis, primum pedes, secundum genua, alterum post alterum, demum media brachia, qua flexus cubiti est, amputant, atque ita truncum cadaver, omnibus nudum induvisi, ac lacerum biduum in publico jacuit, caeno et sanguine coopertum.« (*Szamosközy István történeti maradványai* II, 383.) In seinen ungarischsprachigen Aufzeichnungen fügte Szamosközy mit dem Auftritt eines schwarzen Schäferhundes, den die in Teufelsmagie bewanderte Mutter von Rác hingeschickt haben soll, auch ein magisches Element in die Beschreibung der Hinrichtung ein: »Er ließ ihn [Rác] unter dem Weißenburger Pranger so töten, dass man ihm beide Beine ab den Knien und die Hände ab den Ellenbögen abschnitt und [den Körper] unter dem Pranger so liegen ließ. Aber nachdem ihm ein Bein abgetrennt worden war, starb er sofort. Während man ihm die Gliedmaßen abtrennte, erschien plötzlich ein schwarzer Schäferhund unter den walachischen Fußsoldaten, so dass diese sogleich derart erschrecken, dass sie auf die Burg zurannten. Es wird gesagt, der schwarze Schäferhund sei von der Mutter von János Rác durch Teufelskünste bewirkt worden, um ihren Sohn zu befreien. Aber sie konnte es nicht bewerkstelligen. Seine Mutter war damals in Siebenbürgen, und danach ließ der Woiwode sie, damit sie ihm keinerlei Teufelszauberei antat, töten.« *Szamosközy István történeti maradványai* IV, 111. Originalsprache der Quelle: Ungarisch.

⁹³ *Hurmuzaki*: Documente privitoare, XII, 890.

⁹⁴ *Aradvármegye és Arad szabad királyi város monographiája. Aradvármegye és Arad szabad királyi város története*. II. Hg. Benedek Jancsó. Arad 1895, 223.

Über den anderen namentlich bekannten ungarischen Sekretär in der walachischen Kanzlei des Woiwoden Michael des Tapferen liegen viel weniger Informationen und Kenntnisse vor. Bei Lukács Brassay ist lediglich zu vermuten, dass seine Familie aus Kronstadt stammte. Es ist sogar möglich, dass er ursprünglich einen anderen Familiennamen trug, und eine sächsische Abstammung ist ebenfalls nicht auszuschließen. Seine Karriere begann – wie bei János Rác – mit einem Schreiberposten in der größeren Kanzlei des Fürsten; die beiden dürften etwa zu gleicher Zeit dort tätig gewesen sein.⁹⁵ Dazu liegen, solange keine neuen Archivbelege zum Vorschein kommen, nur drei Daten vor: 1593 war Lukács Brassay schon dort beschäftigt⁹⁶ und im Mai 1597 war er noch immer in der Kanzlei tätig.⁹⁷ Es ist bemerkenswert, dass in dem am 14. April 1596 in Weißenburg verfassten Befehlsschreiben Zsigmond Báthorys an den Konvent in Kolozsmonostor (*Cluj-Mănăştur*), mit dem der Woiwode Michael der Tapfere gerade in den Besitz seiner Landgüter im Komitat Doboka eingeführt wurde, unter den königlichen Beauftragten auch Lukács Brassay, Schreiber der größeren Kanzlei, genannt wird.⁹⁸ Da in der größeren Kanzlei des Fürsten ab Mitte des 16. Jahrhunderts gleichzeitig etwa zwanzig bis fünfundzwanzig fest angestellte Mitarbeiter arbeiteten,⁹⁹ kann mit großer Wahrscheinlichkeit davon ausgegangen werden, dass Brassay und János Rác einander kannten. Möglicherweise ist es auch kein Zufall, dass sie in der Woiwodenkanzlei der Walachei gleichzeitig erschienen. In den Woiwodenkanzleien jenseits der Karpaten wurden verhältnismäßig selten gleichzeitig zwei ungarische Sekretäre beschäftigt. Der Grund dafür, dass es trotzdem dazu kam, dürfte im internationalen politischen Engagement des Woiwoden Michael des Tapferen liegen: Er brauchte gleichzeitig mehrere Schreiber, die je nach Bedarf in der diplomatischen Korrespondenz oder als Dolmetscher eingesetzt werden konnten. Falls Lukács Brassay sächsischer Herkunft war, konnten seine Deutschkenntnisse für Michael den Tapferen nützlich sein. Die von Brassay ausgefertigten Briefe wurden in der typischen Kanzleischrift geschrieben, und auch er gegenzeichnete sie wie János Rác rechts unten.¹⁰⁰ Aufgrund dieser Merkmale kann seine Schreibertätigkeit in der Wala-

⁹⁵ *Istványi*: A magyar nyelvű írásbeliség, 85.

⁹⁶ *Trócsányi*: Erdély központi kormányzata, 189.

⁹⁷ *Székelly oklevéltár*. VIII. Hg. Samu Barabás. Budapest 1934, 338. Auf diese Quelle hat mich Zsolt Bogdándi aufmerksam gemacht, wofür ihm hier gedankt sei.

⁹⁸ *Veress*: Documente, V, 28–29.

⁹⁹ Zsigmond *Jakó* – Radu *Manolescu*: A latin írás története. Budapest 1987, 108.

¹⁰⁰ HHStA UA Fasc. 132, 29. Juni 1598.

chei erst 1598 mit Sicherheit belegt werden.¹⁰¹ Es ist auch denkbar, dass er in dieser Zeit Rác vertrat, der als Gesandter des Woiwoden Michael des Tapferen zu den kaiserlichen Kommissaren unterwegs war.¹⁰² Weitere Recherchen in den Archiven werden vielleicht unsere Kenntnisse bezüglich Lukács Brassays Lebens- und Berufsweg erweitern.

Der letzte Sekretär, auf den hier eingegangen werden muss, ist János Darahi, aus dessen Berichten auch die letzten Monate von János Rác bekannt sind. Darahi wird in der Fachliteratur¹⁰³ ebenfalls als ungarischer Sekretär des Woiwoden Michael des Tapferen behandelt, und in bestimmten Quellen ist er als solcher belegt.¹⁰⁴

Die frühe Periode seiner Tätigkeit am Hof des Woiwoden Michael des Tapferen fällt in den Zeitraum ab Mitte Juli 1599. Als Adliger aus der Umgebung von Sathmar¹⁰⁵ unterstanden seine Familie und seine Güter der kaiserlichen Oberhoheit. Sein Haus und Hof lagen eine Meile von Sathmar entfernt.¹⁰⁶ Darahi wurde am 9. Juli 1599 vom Sathmarer Hauptmann und kaiserlichen Beauftragten Mihály Kövendi Székely zum Woiwoden der Walachei geschickt. Obwohl er über die ungarisch- und lateinischsprachige Korrespondenz hinaus auch Dolmetschaufgaben für den Woiwoden übernahm, kann er nicht eindeutig als Sekretär bezeichnet werden. Es sind von ihm hauptsächlich Berichte an den Hauptmann von Sathmar beziehungsweise an die kaiserlichen Kommissare erhalten, jedoch keine gegengezeichneten Kanzleischreiben, wie sie von János Rác oder Lukács Brassay verfasst wurden. Zu seiner Ausbildung oder etwaigen im Vorfeld gesammelten Erfahrungen mit der Schriftlichkeit liegen derzeit keine Informationen vor. Insbesondere ab Januar 1600 wurde er auch als Kurier eingesetzt; als Vertrauensmann der kaiserlichen Beauftragten hatte er im Grunde genommen die Geschehnisse am Woiwodenhofe zu beobachten. Im Folgenden sei seine Tätigkeit nur bis zum Abschluss seines ersten Auftrags, bis Dezember 1599, ausführlich behandelt.

Der auch des Rumänischen mächtige János Darahi begab sich, wie bereits erwähnt, am 9. Juli 1599 auf den Befehl seines Vorgesetzten Mihály Székely, Hauptmann von Sathmar, in die Walachei. Das war nicht sein allererster Auf-

¹⁰¹ Ebenda sowie 30. Juni 1598. Beide Quellen ediert von *Károlyi*: Okmányok, 61–62.

¹⁰² *Veress*: Documente, V, 171.

¹⁰³ Lajos *Demény*: Mihály vajda és a székelyek. Bukarest 1977, 93.

¹⁰⁴ So wird er etwa in einem Bericht David Ungnads vom 31. Mai 1600 als »des Mihals ungrischer Secretari« bezeichnet. *Hurmuzaki*: Documente privitoare, XII, 659.

¹⁰⁵ Ebenda, 767.

¹⁰⁶ Ebenda.

trag in einer siebenbürgischen Angelegenheit: Ende August 1598 erschien er in der Burg Sathmar als einer der Vorgeladenen im Prozess gegen den ehemaligen Kanzler Siebenbürgens, István Jósika.¹⁰⁷ Er betonte in dem Bericht über seinen Auftrag beim Woiwoden Michael dem Tapferen, dass er dem Kaiser einen Treueid geleistet hatte, und dass der walachische Woiwode ihn nie gebeten habe, ihm ebenfalls Treue zu schwören.¹⁰⁸ Aus dem Bericht erfährt man, dass der Woiwode ihn bei seiner Ankunft Mitte Juli in Ploiești aufforderte, keinen Kontakt zu János Rácz, den der Woiwode für einen Verräter hielt, zu unterhalten. Darahi musste heimlich die Sekretärsaufgaben übernehmen, bis sich der Verdacht des Woiwoden Michael des Tapferen bestätigte und János Rácz gefangen genommen wurde.¹⁰⁹ So ist etwa bekannt, dass der Brief des Woiwoden an Kaiser Rudolf im Auftrag des Woiwoden von Darahi verfasst wurde.¹¹⁰

In der Folgezeit verbindet sich eine mehr als zwielichtige Sekretärsaufgabe mit Darahis Namen. Seinem eigenen Bericht zufolge habe er nämlich auf Befehl des Woiwoden Michael des Tapferen bei der Ausfertigung des gefälschten Privilegbriefes der Szekler vor der Schlacht am Schellenberg gemeinsam mit Péter Örmény die Hauptrolle gespielt. Der auch für diplomatische Dienste bereite Péter Örmény wirkte diesmal als »Bildschreiber« mit: Darahi und Örmény fertigten die Urkunde gemeinsam aus, zeichneten die Unterschrift des Kaisers nach und versahen das Dokument mit einem kaiserlichen Siegel, das sie von einer anderen kaiserlichen Urkunde entfernt hatten. Der Woiwode zeigte den auf diese Weise ausgefertigten Privilegbrief einem schriftunkundigen Hauptmann der Szekler, István Hamar, und teilte ihm den Inhalt mündlich mit. Dieser hielt die Urkunde angesichts des Siegels und der Unterschrift für echt und vermittelte dann den Inhalt seinen Männern weiter.¹¹¹ Diese Geschichte ist ein gutes Beispiel dafür, dass Darahi damals das uneingeschränkte Vertrauen des Woiwoden Michael des Tapferen genoss. In diesem ersten, bis 10. Dezember 1599 dauernden Abschnitt seiner Tätigkeit bei dem Woiwoden¹¹² bekleidete Darahi eigentlich die Rolle eines provisorischen Sekretärs und Dolmetschers. Nach dem Einmarsch des walachischen Herrschers in Siebenbürgen lief auch der Betrieb der fürstlichen Kanzlei nicht

¹⁰⁷ Veress: Documente, V, 181.

¹⁰⁸ *Călători străini* IV, 131–132; *Hurmuzaki*: Documente privitoare, III/1, 431.

¹⁰⁹ *Călători străini* IV, 148.

¹¹⁰ *Hurmuzaki*: Documente privitoare, III/1, 428.

¹¹¹ *Demény*: Mihály vajda, 93–94. Hinweis bei *Hurmuzaki*: Documente privitoare, III/1, 431.

¹¹² *Hurmuzaki*: Documente privitoare, III/1, 427.

störungsfrei. Es ist gerade aus einem Bericht Darahis bekannt, dass die Schreiber gezwungen waren, in verschiedenen Häusern zerstreut zu arbeiten.¹¹³ Nicht einmal Kanzler Demeter Náprágyi war imstande, die Arbeit hinreichend zu beaufsichtigen. Vom November 1599 an stützte sich der Woiwode Michael der Tapfere bei der Bearbeitung siebenbürgischer Angelegenheiten, wie es auch aus den dort ausgestellten ungarisch- und lateinischsprachigen Urkunden hervorgeht, auf die fürstliche Kanzlei.¹¹⁴ Gleichzeitig hatte er auch die Mitarbeiter seiner walachischen Kanzlei in Siebenbürgen mit dabei. Diese wirkten grundsätzlich bei der Ausfertigung von Dokumenten in slawischen Sprachen beziehungsweise auf Rumänisch im Zusammenhang mit transkarpatischen Angelegenheiten mit,¹¹⁵ erstellten aber rumänischsprachige Urkunden auch zu siebenbürgischen Sachen wie etwa den Grenzstreitigkeiten in den Dörfern des Fogarascher Distrikts (*Fogarasvidék, Districtul Făgăraşului*).¹¹⁶ Der Versuch zur Einführung der kyrillischen Schrift in Siebenbürgen scheiterte jedoch, worauf auch eine Stelle im Gesetzesartikel Nr. 20 des Siebenbürger Landtages vom Juli 1600 hinweist: »Es kam auch vor, dass manche von unseren Landsleuten Briefe von Euch erhielten, die mal auf Raizisch, mal auf Walachisch geschrieben waren, weswegen man aus ihnen Euren Befehl und Euren Willen nicht verstehen konnte. Deshalb wurde beschlossen, dass Briefe an Adlige entweder auf Ungarisch oder auf Latein verfasst werden sollen; wer sich mit einem in walachischer oder raizischer Sprache geschriebenen Brief unter den Adligen herumtreibt, soll gefangen genommen und mitsamt dem Brief dem gnädigen Herrn vorgeführt werden.«¹¹⁷ Dass der ungarischen Sprache in der Bearbeitung von auswärtigen Angelegenheiten nach wie vor eine wichtige Rolle zukam, wird auch in einer Bemerkung zu einem Brief der kaiserlichen Kommissare an Banus Mihalcea vom Mai 1600 deutlich: »Banus Mihalcea hat auf Deutsch geschrieben, also antworten wir ebenfalls auf Deutsch, aber wir haben [das Schreiben, K. J.] auch ins Ungarische übersetzen lassen, damit es, falls es an den Woiwoden verschickt werden sollte, umso besser verstanden wird, weil wir aus Erfahrung wissen, dass man für ihn am

¹¹³ Ebenda, 433.

¹¹⁴ *Szádeczky: Erdély és Mihály vajda*, 307–310.

¹¹⁵ *Documente privind Istoria României. Seria B: Țara Românească*. Hgg. Ion Ionașcu [u. a.]. București 1953, 370–371, 372–373.

¹¹⁶ *Szádeczky: Erdély és Mihály vajda*, 335–337.

¹¹⁷ *Erdélyi országgyűlési emlékek IV*, 526. Originalsprache der Quelle: Ungarisch.

besten aus der ungarischen Sprache dolmetschen lässt, was man ihm zu verstehen geben will.«¹¹⁸

Darahi hielt sich 1600 noch in Siebenbürgen auf. Am Anfang des Jahres wurde er vom Woiwoden Michael dem Tapferen bereits argwöhnisch beobachtet.¹¹⁹ Die kaiserlichen Kommissare waren schon um ihn besorgt, als er längere Zeit kein Lebenszeichen von sich gab, denn man erinnerte sich noch sehr wohl an das Schicksal von János Rác. In dieser Zeit wird aber Darahi in den Quellen zumeist als *Kurier* (Eilbote) erwähnt,¹²⁰ und er erhielt auch eine entsprechende Vergütung.¹²¹ Er sicherte den Kontakt zwischen dem Woiwoden und den kaiserlichen Kommissaren, außerdem stellte er sogar Briefe an den Kaiserhof zu. Neben der zügigen Zustellung dieser Schreiben und mündlicher Nachrichten wurde er auch zur Beschaffung von Informationen eingesetzt, so dass er als einer der wichtigsten Informanten der kaiserlichen Kommissare angesehen werden kann. Ab Mitte desselben Jahres musste er diesen Arbeitsbereich als Kurier und Informator mit dem Kroaten Barilovics/Bari-glavitsch teilen.¹²² Darahis letzter Bericht datiert vom 12. Juni.¹²³ Der weitere Verlauf seines Lebens ist derzeit nicht bekannt.

Die von János Darahi unterzeichneten oder anonym verfassten Berichte erweisen sich heute als wertvolle Quellen zu den Ereignissen jener Zeit. Darahi berichtete über die Schlacht am Schellenberg, den Zeitraum vom Juli bis Dezember 1599, den Empfang der türkischen Delegation durch den Woiwoden Michael des Tapferen in Kronstadt im März 1600 und die Geschehnisse in der Moldau im Sommer 1600.¹²⁴ Dank seines guten Gedächtnisses zitiert Darahi in seinen Berichten auch Briefe, die vom Woiwoden abgefangen worden sind – diese wurden vermutlich von Darahi für den Woiwoden übersetzt, so etwa das Schreiben von János Rác an András Báthory vom Sommer 1599 –, beziehungsweise die ihm vom Woiwoden diktiert worden sind, deren Inhalt lediglich aus Darahis Berichten bekannt ist, weil die Originale nicht mehr erhalten sind.

¹¹⁸ *Regeszták Mihály vajda történetéhez 1599–1601*. Hg. Lajos Szádeczky. In: *Történelmi Tár* 2 (1884) 443. Originalsprache der Quelle: Ungarisch.

¹¹⁹ *Călători străini* IV, 112.

¹²⁰ *Hurmuzaki: Documente privitoare*, XII, 764, 771, 891, 903.

¹²¹ »Currir-Gelt, funf und achtzig Taller«. Ebenda, 764. Originalsprache der Quelle: Deutsch.

¹²² *Călători străini* IV, 114.

¹²³ Ebenda.

¹²⁴ *Hurmuzaki: Documente privitoare*, III/1, 427–431; Eudoxiu de *Hurmuzaki: Documente privitoare la istoria românilor 1600–1649*. IV/1. Hg. Ioan Slavici. București 1882, 72–73; *Veress: Documente*, VI, 54–56.

Die Lebenswege der in der untersuchten Periode tätigen Woiwodensekretäre zeichnen einerseits die damaligen Karrieremöglichkeiten der Beamtenintelligenz im Schreiberdienst jenseits der Karpaten nach. Hier sind in erster Linie János Rácz und Lukács Brassay gemeint, János Darahi kann nicht ohne Weiteres dieser Kategorie zugerechnet werden. Andererseits belegen sie auch die Gefahren und Risiken einer solchen Karriere. Die Schicksale der Sekretäre berühren sich an vielen Stellen. Letzten Endes stammen mehrere Informationen zu János Rácz gerade von Darahi. Gegen Ende dieser verworrenen Zeit, im Jahre 1601, beginnt eine neue Sekretärskarriere, nämlich die von István Boér. Von den Briefen, die Michael der Tapfere aus Prag oder Wien an die Szekler nach Siebenbürgen verschickte, und in denen der Woiwode die Deutschen beschimpfte, wurden »die mit kyrillischen Buchstaben auf Walachisch geschriebenen« bei Zsigmond Báthory von einem jungen Burschen aus dem Fogarascher Distrikt, István Boér, [ins Ungarische, K. J.] übersetzt. Und bevor Basta in Siebenbürgen einmarschierte, erkundigte er sich in Klausenburg bei István Boér nach dieser Sache und über diese Briefe, und István Boér berichtete Basta alles wahrheitsgemäß über den Woiwoden Michael den Tapferen. Das hat auch zum Tod des Woiwoden Michael des Tapferen wesentlich beigetragen.«¹²⁵ Dieser junge Bursche aus dem Fogarascher Distrikt wurde später ungarischer und lateinischer Sekretär des moldauischen Woiwoden Constantin Movilă.¹²⁶

¹²⁵ Szamosközy István történeti maradványai IV, 150. Originalsprache der Quelle: Ungarisch.

¹²⁶ Klára Jakó: Báthory Gábor és a román vajdaságok. In: Báthory Gábor és kora. Hgg. Klára Papp [u. a.]. Debrecen 2009, 123–132, hier 129–130.

László Pakó, Klausenburg

Zur Rechtspflege und Vermögensverwaltung im Siebenbürgen des 16.–17. Jahrhunderts

Fiskaldirektoren im frühneuzeitlichen Klausenburg (1584–1660)*

Vorwort

Die 1405 zur königlichen Freistadt erhobene Siedlung Klausenburg (*Kolozsvár, Cluj*) verfügte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts infolge politischer und wirtschaftlicher Veränderungen über eine ausgeprägte und umfassende Selbstverwaltung. Sie gehörte neben Hermannstadt (*Nagyszében, Sibiu*) und Kronstadt (*Brassó, Braşov*) zu den wichtigsten Städten des Fürstentums Siebenbürgen und war – bis auf die fürstliche Gewalt – vom Einfluss aller anderen Städte oder Gerichtsstände unabhängig. Die aus Bürgern ungarischer und sächsischer Nationalität bestehende Stadtgemeinschaft gestaltete ihr Leben nach ihren eigenen internen Rechtsvorschriften. Ihr wichtigstes regierendes und gesetzgebendes Gremium war die *Hundertmannschaft* (oder *Rat der Hundert, Zentumvirat, domini centumvirii*). Der aus dessen Mitte gewählte Oberrichter (*judex primarius*), zwölf Geschworene (*jurati cives/senatores*) sowie der aus deren Mitte auserkorene, mit beschränkten Befugnissen ausgestattete Königsrichter (*judex regius*) als Mitarbeiter des Oberrichters leiteten als Organe der der judikativen und exekutiven Gewalt das Alltagsleben der Stadt. Sie urteilten in Strafsachen der Stadteinwohner und bei Straftaten, die von Fremden auf dem Gebiet der Stadt begangen wurden. In diesem institutionellen Rahmen erschien im ausgehenden 16. Jahrhundert die Institution der *Fiskaldirektoren*,¹ die zum Grundpfeiler der städtischen Gerichtsbarkeit und Vermögensverwaltung wurde. Zu Beginn der 1660er Jahre, in der

* Der vorliegende Beitrag ist mit Förderung durch das Forschungsstipendium „János Bolyai“ (BO/00677/18/2) entstanden.

¹ In den Quellen kommen die Bezeichnungen *directores causarum*, später *directores causarum fiscalium* (ungarisch: *direktorok*) vor.

von Wirren geprägten Zeit kurz vor beziehungsweise nach dem Ende der Herrschaft von Fürst György II. Rákóczi (1648–1660, mit Unterbrechungen) verlor Klausenburg seinen früheren Rang und unterstand wie die Adelsstädte (*oppidum nobilium*) dem Komitat, in unserem Fall dem Komitat Klausenburg (*Kolozs, Cluj*) und dessen Obergespan. Weil diese Entwicklung Veränderungen auch im Verwaltungs- und Rechtsprechungssystem der Stadt bewirkte, schließen wir unsere Analyse an der Grenze dieser beiden Perioden ab.

Die Institution des Klausenburger Fiskaldirektors blieb in der Forschung lange Zeit unberücksichtigt. András Kiss berichtete als Erster von ihrer Tätigkeit.² Als Fortsetzung seiner Forschungen skizzierten wir die Entstehung und Geschichte der Institution im 16. Jahrhundert.³ Seit neuerem wird an der Erschließung der bis 1660 dauernden Periode gearbeitet. Nachstehend sollen die Ergebnisse dieser Studien zusammengefasst werden. Anhand unserer früheren Ergebnisse wird die Tätigkeit der Fiskaldirektoren als öffentliche Ankläger skizzenhaft beschrieben, wobei die Darstellung ihrer von der Forschung bisher vernachlässigten Bemühungen um Bewahrung und Vermehrung des städtischen Vermögens besonderes Gewicht bekommt. Es wird zu zeigen sein, dass der Magistrat der Stadt Klausenburg durch die Errichtung der Institution des Fiskaldirektors nicht nur eine engere Überwachung der städtischen Gesellschaft durch die Justiz bewirkte, sondern auch der Sicherstellung des materiellen Wohlstandes der Stadt besondere Aufmerksamkeit zukommen ließ.

Die Errichtung der Institution

Die Analyse der Institution der öffentlichen Ankläger muss in einem breiteren Kontext zu Beginn des 13. Jahrhunderts ansetzen, als der ermittelnde, das heißt, der inquisitorische Verfahrenstyp in die kirchliche Gerichtsbarkeit einbezogen wurde. Auf eine frühere Initiative von Papst Innozenz III. hin genehmigte das IV. Laterankonzil (1215), dass Gerichtsverfahren nicht nur auf Ansuchen eines Privatklägers, sondern auch einer Behörde eingeleitet

² [András Kiss]: Primăria municipiului Cluj-Napoca. In: Îndrumător în Arhivele Statului. Județul Cluj. II. București 1985, 55–152, hier 64; András Kiss: Ante Claram Bóci (Egy 1565-beli ismeretlen kolozsvári boszorkányper). In: Ders.: Más források – más értelmezések. Marosvásárhely 2003, 291–310, hier 301.

³ László Pakó: The Inquisitors in the Judicial Practice of Cluj at the End of the 16th Century. In: *Transylvanian Review* 21 (2012) Supplement 2, 181–198.

werden konnten.⁴ Weil diese Neuerung für die Bestrebungen der sich zentralisierenden Staatsmächte, die Justiz durch Zurückdrängung der Privatklagen einer staatlichen Aufsicht zu unterstellen, dienlich war, setzte sich die Institution bald auch in der weltlichen Rechtsprechung durch. Mit der allmählichen Einführung von Verfahren mit öffentlicher Anklage (*ex officio*) war die Staatsmacht bestrebt, den Prozess der Ermittlung und Bestrafung des Täters in eigene Hände zu nehmen, um die staatliche Kontrolle über die Gesellschaft zu stärken. An die Stelle der Privatmacht trat die auf öffentlichen Gesetzen beruhende Macht, und die Funktion der Privatrache wurde durch die Bestrafung von Straftaten bei offiziellen Gerichtsorganisationen übernommen.⁵ In Florenz, Bologna, Perugia und anderen italienischen Stadtstaaten zeigte sich dieser Prozess bereits in den letzten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts deutlich. Bis zum Ende des 14. Jahrhunderts wurde statt des akkusatorischen das inquisitorische Verfahren zumindest in bedeutenderen Strafsachen zum vorherrschenden Verfahrenstyp in der Rechtsprechungspraxis der Gerichte.⁶ Das Phänomen blieb auch den englischen, französischen und spanischen Ländern Gebieten nicht unbekannt.⁷ Im deutschen Recht lässt sich diese Entwicklung in der Zeit der Rezeption des römischen Rechts, in Kodizes von der Wende

⁴ Richard M. Fraher: IV Lateran's Revolution in Criminal Procedure: the Birth of *Inquisitio*, the End of Ordeals and Innocent III's Vision of Ecclesiastical Politics. In: *Studia in honorem eminentissimi cardinalis Alphonsi M. Stickler*. Hg. Rosalio Josephus Castillo Lara. Rome 1992, 97–111.

⁵ Sarah R. *Blanshei*: Criminal Justice in Medieval Perugia and Bologna. In: *Law and History Review* 1 (1983) 2, 256–257; S. R. *Blanshei*: Politics and Justice in Late Medieval Bologna. Leiden/Boston 2010, 313–314; Joanna *Carraway Vitiello*: Public Justice and the Criminal Trial in Late Medieval Italy. Reggio Emilia in the Visconti Age. Leiden/Boston 2016, 1–4; Laura *Ikins Stern*: Inquisition Procedure and Crime in Early Fifteenth-Century Florence. In: *Law and History Review* 8 (1990) 2, 297–308, hier 299; L. *Ikins Stern*: The Criminal Law System of Medieval and Renaissance Florence. Baltimore/London 1994, 5–6; Brian P. *Levack*: State-building and witch hunting in early modern Europe. In: *Witchcraft in early modern Europe. Studies in culture and belief*. Hgg. Jonathan Barry [u. a.]. Cambridge 1996, 97, 104; B. P. *Levack*: The Witch-hunt in Early Modern Europe. Harlow ³2006, 75–79.

⁶ Allerdings drängte der inquisitorische Verfahrenstyp den akkusatorischen Verfahrenstyp nicht vollständig in den Hintergrund. Dessen zahlreiche Elemente – etwa die Anstrengung eines Gerichtsverfahrens durch eine Privatperson – wurden nämlich je nach Justizbehörde in unterschiedlichem Maße adaptiert und lebten somit im neuen Verfahrenstyp fort. *Ikins Stern*: Inquisition Procedure, 298; *Ikins Stern*: Criminal Law System, 24, 228; Laura *Ikins Stern*: Public Fame in the Fifteenth Century. In: *American Journal of Legal History* 44 (2000) 2, 198–222, hier 198; *Blanshei*: Criminal Justice, 254–255; *Carraway Vitiello*: Public Justice, 4, 54–56, 67.

⁷ *Blanshei*: Criminal Justice, 256.

des 15. zum 16. Jahrhundert, nachverfolgen.⁸ Für das Fürstentum Siebenbürgen betonte Günther H. Tontsch in einer Analyse der strafrechtlichen Bestimmungen des 1583 erschienenen sächsischen Gesetzbuches „Statuta Jurium Municipium Saxonum in Transilvania“, dass sich die behördliche Kontrolle infolge des allmählichen Vordringens von Verfahren mit öffentlicher Anklage auch in der siebenbürgischen strafrechtlichen Praxis im 16. Jahrhundert immer mehr bemerkbar machte, während das sächsische Statutarstrafrecht bei vielen Straftaten noch privatrechtlichen Charakter aufwies.⁹ Ähnlich der sächsischen Praxis konnte ein Gerichtsverfahren in der Klausenburger Gerichtspraxis bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts nur auf Ansuchen eines Privatanklägers eingeleitet werden. Der erste verlässliche Beleg dafür, dass die Stadt von Amts wegen ein Verfahren gegen Straftäter einleitete, stammt aus dem Jahr 1572. Dabei traten beauftragte Anwälte der Stadt als Ankläger auf.¹⁰

Bei den Recherchen zu den möglichen Ursachen für die Entstehung der Institution des Klausenburger Fiskaldirektors muss man sich vor Augen halten, dass – wie die siebenbürgischen Städte Hermannstadt und Bistritz (*Beszterce, Bistrița*) – auch die Klausenburger Stadtleitung gegen Ende des 16. Jahrhunderts bestrebt war, die unter dem Motto „Gute Ordnung und Polizey“ gebündelten Ideen europäischer Gesellschaften im 16. Jahrhundert (etwa der deutschen Reichsstädte Augsburg oder Nürnberg) bezüglich des Regierens, der Relation von Vorstehern und Untertanen oder der Sozialdisziplinierung¹¹ in die Praxis umzusetzen. Zur Verwirklichung einer idealen Gesellschaftsordnung und des Friedens auf der Grundlage der von allen Mitgliedern der Ge-

⁸ Die straf- und verfahrensrechtlichen Kodizes „Wormser Reformation“ (1498), „Constitutio Criminalis Bambergensis“ (1507) und „Constitutio Criminalis Carolina“ (1532) bauten schon auf die Dualität von Anklage- und Ermittlungsgrundsatz auf; in den beiden letztgenannten Kodizes war das inquisitorische Verfahren der dominierende Verfahrenstyp. György Bónis: *Buda és Pest bírósági gyakorlata a török kiűzése után, 1686–1708*. Budapest 1962, 71–72.

⁹ Günther H. Tontsch: *Dispozițiile penale ale statutelor municipale săsești din anul 1583*. In: *Studia Universitatis Babeș-Bolyai. Series Iurisprudentia* 18 (1972) 81–100, hier 84.

¹⁰ Arhivele Naționale ale României, Serviciul Județean Cluj, Cluj-Napoca [im Folgenden: ANR SJC]. *Primăria orașului Cluj* [im Folgenden: POC]. *Protocoloalele adunării generale ale orașului Cluj* [im Folgenden: PAG]. I/3, 67°.

¹¹ Mária Pakucs: „Gute Ordnung und Disziplin“. *Patterns of Social Discipline in Sibiu (Hermannstadt) in the Sixteenth Century*. In: *New Europe College Yearbook* 11 (2003/2004) 173–206; Mária Pakucs-Willcocks: *Sibiu în veacul al XVI-lea: ordine și disciplină în vremea premodernității*. In: *Lumea orașului. Cercetări de istorie urbană*. Hg. Simion Călția. București 2015, 51–66; Robert Scribner: *Social Control and the Possibility of an Urban Reformation*. In: *Ders.: Popular Culture and Popular Movements in Reformation Germany*. London 1987, 175–184, hier 175–178.

meinschaft anerkannten bürgerlichen, politischen und moralischen Werte versuchte auch der Vorstand von Klausenburg, die Kontrolle über die städtische Gesellschaft enger zu spannen. Der Anstieg der Zahl der Fremden (Flüchtlinge, Knechte, Händler), die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in die Stadt kamen, machte dieses Vorhaben zweifelsohne notwendig. Es ist also kein Zufall, dass der Stadtrat in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Jahr für Jahr wiederholt Beschlüsse erließ, welche die Bändigung von nächtlichen Ruhestörern, Schlittenfahrern, Kneipengängern, Glücksspielern, Fluchern, untätigen Taugenichtsen, Raufern oder des Ehebruchs verdächtigen Personen bezweckten oder aber den Besuch von beziehungsweise den Respekt gegenüber kirchlichen Zeremonien fördern sollten.¹² Hierzu zählen aber auch die Stadtbeschlüsse, die von allen Einwohnern der Stadt dem jeweiligen gesellschaftlichen Status entsprechende Kleidung und entsprechendes Verhalten forderten.¹³

Ferner wird bei der Entstehung der Institution und der Gestaltung ihrer Befugnisse auch der Tätigkeit von György Igyártó eine bedeutende Rolle zugeschrieben, der als beauftragter Stadtanwalt unter den Ersten ein Gerichtsverfahren mit öffentlicher Anklage in Klausenburg einleitete. Seine aus Charakterfehlern resultierenden fachlichen Übergriffe dürften jedoch den Stadtvorstehern zu der Erkenntnis verholfen haben, dass eine von Amts wegen eingeleitete Strafverfolgung nur effektiv sein könne, wenn Personen zu öffentlichen Anklägern bestellt würden, die neben ihrem Auftrag nicht gleichzeitig auch eine berufsmäßige Privatpraxis betrieben.¹⁴

Bezüglich der Personen, die Prozesse mit öffentlicher Anklage einleiteten, wird in der internationalen Fachliteratur betont, dass in der Rolle des Klägers infolge des inquisitorischen Verfahrenstyps Vertreter der Justizgewalt auftraten: gelegentlich der Oberrichter selbst, Stadanwälte oder aber der öffentliche Ankläger, der auf deutschen Gebieten oft als *fiscal* bezeichnet wurde.¹⁵ Die ungarische Rechtsgeschichtsschreibung setzt den Beginn der Tätigkeit der

¹² Veröffentlichter Teil der von der Stadtversammlung erlassenen Beschlüsse: *Corpus statutorum Hungariae municipalium / A magyar törvényhatóságok jogszabályainak gyűjteménye*. I. Hgg. Sándor Kolosvári, Kelemen Óvári. Budapest 1885, 194–195, 204–205, 231–233.

¹³ *Corpus statutorum* 239–240; Gyöngy Kovács Kiss: Adatok a viselet szabályozásához a 16–17. századi Kolozsváron. In: Dies.: Megidézett múlt. Tanulmányok, forrásközlések. Kolozsvár 2008, 43–48, hier 46–48.

¹⁴ László Pakó: Witchcraft, Greed and Revenge: The Prosecutor Activity of György Igyártó and the Witch Trials of Kolozsvár in the 1580s. In: *Witchcraft and Demonology in Hungary and Transylvania*. Hgg. Gábor Klaniczay, Éva Pócs. Basingstoke 2017, 91–109.

¹⁵ *Levack*: The Witch-hunt, 77.

Amtsanwälte, die in Komitaten und Städten Mitglieder von Verwaltungsbehörden aus der Position des Klägers von amtlich eingeleiteten Prozessen verdrängten, im 17.–18. Jahrhundert an.¹⁶ Im Falle der grundherrschaftlichen Gerichte oder von solchen, die auf größeren Landgütern in Ungarn tätig waren, wird ebenfalls das 17. Jahrhundert als Zeitraum der Etablierung ständiger Anwälte datiert.¹⁷ Aus Ferenc Eckharts Forschungen geht jedoch hervor, dass die Anklage bereits in den 1580er Jahren von einem im Dauerdienst stehenden Schreiber (ungarisch: *deák*), einer fallweise beauftragten, rechtsgelehrten Person oder vom Gutsverwalter des Grundherrn vertreten wurde.¹⁸ Der erste Beleg für Siebenbürgen stammt aus dem Jahr 1608 und betrifft den Fiskaldirektor des fürstlichen Hofrichters von Weißenburg (*Gyulafehérvár, Alba Iulia*); eine frühere Existenz des Amtes ist jedoch nicht auszuschließen.¹⁹

Der Umstand, dass die Institution der öffentlichen Ankläger in Klausenburg bereits früher, im 16. Jahrhundert erschienen war, bereichert das einschlägige Bild um weitere Details.

Dem Verbrechen auf der Spur²⁰

Die beiden »inquisitores malefactorum in Causae« der Stadt begegnen uns in einem Klausenburger Hexenprozess von 1584. Anhand der spärlichen Angaben zur Anfangsphase ihres Wirkens lassen sich ihre Aufgaben von jenen der von der Stadt beauftragten Anwälte nur schwer abgrenzen. Schließlich agierten beide in strafrechtlichen Verfahren als Ankläger im Namen der Stadt.²¹

¹⁶ Ferenc *Finkey*: A magyar büntetőeljárás tankönyve. Budapest 1908, 41; *Magyar jogtörténet*. Hg. Barna Mezey. Budapest 2004, 391; Iván *Meznerics*: A megyei büntető igazságszolgáltatás a 16–19. században. Budapest 1933, 36; László *Nánási*: Ügyészek a rendi Magyarországon. In: *Jogtörténeti Szemle* 2009/3, 34–40, hier 37–39; Martyn *Rady*: Customary Law in Hungary. Courts, Texts and the Tripartitum. Oxford 2015, 117.

¹⁷ István *Kállay*: Úriszéki bíráskodás a XVIII–XIX. században. Budapest 1985, 40; *Rady*: Customary Law, 117; Endre *Varga*: Úriszék. XVI–XVII. századi perszövegek. Budapest 1958, 42, 1025.

¹⁸ Ferenc *Eckhart*: A földesúri büntetőbíráskodás a XVI–XVII. században. Budapest 1954, 43.

¹⁹ Emőke *Gálfi*: Tisztartók és udvarbírák, avagy a gyulafehérvári uradalom jószágkormányzata a 16. század második felében. In: *Hivatalnok értelmiség a kora újkori Erdélyben*. Hgg. Zsolt Bogdándi, Tamás Fejér. Kolozsvár 2017, 81–96, hier 87.

²⁰ Diesem Abschnitt liegt eine frühere Publikation des Autors zugrunde: *Pakó*: The Inquisitors, 183–191.

²¹ Zur Tätigkeit der Klausenburger Stadtanwälte im ausgehenden 16. Jahrhundert: László *Pakó*: Prókátorok Kolozsváron a 16. század utolsó évtizedeiben. In: *Certamen. I. Előadások a Magyar Tudomány Napján az Erdélyi Múzeum-Egyesület I. Szakosztályában*. Hgg. Emese Egyed [u. a.]. Kolozsvár 2013, 251–267, hier 251–255.

Erstmals geregelt wurden die Befugnisse der Fiskaldirektoren am 14. März 1587 von der Hundertmannschaft.²² Als Pflicht wurde ihnen auferlegt, in den ihnen bekannt gewordenen Strafsachen im Namen der Stadt als Träger der öffentlichen Gewalt aufzutreten. Ihre Tätigkeit wurde von der Hundertmannschaft laufend beobachtet; man forderte sie mehrmals zur Verfolgung, Verhaftung und Verklagung von Verbrechern auf. Darüber hinaus hatten sie auch die Anweisungen des Richters zu befolgen und konnten auch in Fällen, die von Privatpersonen gemeldet worden waren, Prozesse einleiten. Unterstützt wurde ihre Tätigkeit von einem ständigen Ausschuss, der aus ehemaligen Oberrichtern, bürgerlichen Geschworenen und bekannten Rechtsanwälten bestand. Die beiden Fiskaldirektoren wurden von der Hundertmannschaft jährlich aus der eigenen Mitte gewählt, wobei das zwischen ungarischen und sächsischen Einwohnern praktizierte Paritätsprinzip bei der Ernennung von Amtsträgern der Stadt konsequent eingehalten wurde. Ihr Mandat galt für ein Jahr, wurde jedoch oft, sogar mehrfach verlängert, war doch die Hundertmannschaft bestrebt, amtserprobte Personen möglichst lange im Amt zu behalten.

Tabelle 1: Anzahl und Anteil der Fiskaldirektoren nach Amtsjahren

Amtsjahre	Anzahl der Beamten	Anteil der Beamten
1	15	25 %
2	20	34 %
3	7	12 %
4	12	20 %
5	3	5 %
6	1	2 %
7	–	–
8	1	2 %

Weil Fiskaldirektoren in jener Zeit – ebenso wie Rechtsanwälte – keine theoretische Ausbildung hatten, galt bei ihrer Auswahl die Weitergabe des im Amt erworbenen Wissens und der praktischen Erfahrung als Grundsatz. Zu ihren juristischen Kenntnissen liegen nur lückenhafte Informationen vor. Anhand der städtischen Positionen, die sie früher innehatten, wird angenommen, dass sie gewisse Erfahrungen bei der Lösung rechtlicher Fragen vorwiesen. Angaben aus dem 16. Jahrhundert zufolge bekleideten nur wenige Fiskaldirektoren nach Ablauf ihrer Amtszeit einen bedeutenderen Posten in der Stadtverwal-

²² ANR SJC POC PAG I/5, 24^v–25^r. Ediert von Pakó: *The Inquisitors*, 183.

tung. Dies änderte sich allerdings im darauffolgenden Jahrhundert: Während Inhaber des Amtes des städtischen Fiskaldirektors anfangs nicht unbedingt mit einem rapiden und spektakulären Aufstieg im Hinblick auf Beruf, gesellschaftlichen Status oder Vermögen rechnen konnten, führte der Berufsweg für mehrere von ihnen ab dem 17. Jahrhundert aufwärts, in die oberste Ebene der Stadtleitung mit Geschworenen und Ober- oder Königsrichtern.

Die Fiskaldirektoren wirkten auf die städtische Rechtsprechungspraxis nachhaltig ein. Sie richteten ihr Augenmerk auf die Bestrafung von Straftaten, welche die innere Ordnung und Sicherheit der städtischen Gesellschaft gefährdeten (Straftaten gegen das Leben, die körperliche Unversehrtheit, Familie und Moral – Ehebruch, Bigamie, Unkeuschheit, Verleumdung –, in geringerem Maße Delikte gegen das Vermögen der Stadt oder von deren Einwohnern). Durch die Tätigkeit der Fiskaldirektoren stieg die Zahl der mit öffentlicher Anklage eingeleiteten Strafverfahren am Gerichtshof der Stadt an. Die Verfolgung mehrerer Deliktarten (Säuglings-, Raub- und Meuchelmorde) durch das Gericht war ausschließlich ihnen zu verdanken. In anderen Sachen (Unkeuschheit, Ehebruch, Totschlag) wiederum nahm die Zahl der gerichtlich verfolgten Fälle zu. So geschah es, dass die Stadt Klausenburg – ähnlich der bereits früher eingeführten Praxis in anderen europäischen Ländern – sowohl die Intensität als auch die Effizienz ihrer Strafverfolgungsaktivitäten steigerte und bei der Sozialdisziplinierung der Stadt bewusst eine Stärkung der Justiz anstrebte.

Mit Blick auf die effektive Mitwirkung der Fiskaldirektoren bei der Strafverfolgung in Klausenburg gegen Ende des 16. Jahrhunderts muss die Aussage der internationalen Historiografie nuanciert werden, wonach sich der inquisitorische Verfahrenstyp in Siebenbürgen erst in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts verbreitet haben soll.²³ Bestimmte Elemente, etwa die Praxis der von Amts wegen erfolgenden Prozesseinleitung durch die Stadt, waren bereits in der Gerichtspraxis des ausgehenden 16. Jahrhunderts vorhanden. Zu berichtigen ist auch der bereits erwähnte Standpunkt der ungarischen Rechtsgeschichtsschreibung, nach dem die Anfänge der Position der Amtsanwälte auf Komitats- und Stadtebene erst um das 17./18. Jahrhundert anzusetzen seien.²⁴

²³ *Levack: The Witch-hunt*, 234.

²⁴ *Finkey: A magyar büntetőeljárás*, 41; *Magyar jogtörténet* 391.

Schutz des Stadtvermögens

Die Fiskaldirektoren spielten – wie aus dem letzten Satz des Beschlusses vom 14. März 1587 deutlich wird²⁵ – auch bei der Verwaltung der städtischen Einkünfte eine Rolle. An dieser Stelle sei an die von der Klausenburger Stadtleitung übernommene Idee des *guten Regierens* im Europa des 16. Jahrhunderts erinnert, die zur restlosen Sicherstellung der gesellschaftlichen Ordnung und des Friedens an jedes Mitglied der Gemeinschaft die Anforderung stellte, die eigenen Freiheiten in bestimmten Fällen dem Gemeinwohl unterzuordnen. Für den Vermögensübergang in der Stadt bedeutete das so viel, dass die Stadtleitung die Rechte der Einwohner auf Vererbung ihres Vermögens in gewissem Maße einschränkte. Um das Eindringen von Fremden in die Stadtgemeinschaft sowie die Störung der städtischen Ordnung zu verhindern, wurde den Stadtbürgern verboten, Liegenschaften in fremde Hände zu übergeben.²⁶ Im Zuge dieser Bemühungen setzte die Klausenburger Leitung sogar durch, dass sie selbst über Vermögensteile der Stadt verfügen durfte, die eigentlich der Schatzkammer des Landes zustanden. Es ist eine Urkunde vom 20. Dezember 1575 bekannt, in der István Báthory bestimmte, dass das bewegliche und unbewegliche Vermögen von Stadtbürgern, die ohne Nachkommen verstorben waren, nicht auf die Schatzkammer, sondern für das Gemeinwohl und zur Erbauung der Stadt auf dieselbe übergingen.²⁷ Dieser Schenkungsurkunde zufolge bedankte sich der Fürst auf diese Weise für die Treue, die ihm die Stadt im Konflikt mit dem Thronforderer Gáspár Bekes erwiesen hatte. Es ist denkbar, dass sich die Stadt auch durch die Besitzaneignungen von Ferenc Forgách im Jahre 1574 zur Beantragung dieses Privilegs veranlasst sah, bei denen der Kanzler in der Gemarkung der Stadt liegende Äcker und Weingärten von Klausenburger Einwohnern mit der Begründung für die Schatzkammer beschlagnahmte, dass die Eigentümer ohne Nachkom-

²⁵ »Sie sollen auch andere Privilegien der Stadt bewahren, das heißt, aufpassen, wenn irgendjemand in der Stadt ohne Nachkommen stirbt.« ANR SJC POC PAG I/5, 25.

²⁶ *Scribner: Social Control*, 177; *Pakucs-Willcocks: Sibiu*, 57, 63. Zur diesbezüglichen Bemühung der Stadtleitung von Klausenburg: László Pakó: Citizen or Noble? Nobility and Properties in the Free Royal Town of Kolozsvár in the 16–17th Centuries. In: *Studies in the History of Early Modern Transylvania*. Hg. Gyöngy Kovács Kiss. Colorado [u. a.] 2011, 423–448.

²⁷ »[...] in emolumentum et aedificationem publicam civitatis«. *Oklevéltár Kolozsvár története második és harmadik kötetéhez*. Hg. Elek Jakab. Budapest 1888, 97–98.

men gestorben waren.²⁸ Báthorys Urkunde vom Dezember 1575 hielt auch fest, dass der Übergang der betreffenden Güter auf die Stadt nur unter Beachtung der für Erbschaften und Testamente geltenden alten Gesetze und Bräuche der Stadt erfolgen durfte. Das Privileg wurde seiner Bedeutung entsprechend auch im letzten Titel (XII) der städtischen Erbschaftsregelung von 1603 festgehalten, wobei eigens betont wurde, dass es eine Abweichung von den Vorschriften der landesweit gültigen Gesetze darstellte.²⁹

Dieses Privileg war aber keine Klausenburger Besonderheit. In Ofen (*Buda*) mussten zum Beispiel die Güter von ohne Erben und Testament verstorbenen Bürgern seit dem Privilegienbrief von Ladislaus IV. aus dem Jahr 1276 zu einem Drittel für eine Stiftung zum Seelenheil des Verstorbenen ausgegeben werden; der Rest war für die Befestigung und den Bau der Ofner Burg vorgesehen.³⁰ Diese Bestimmung wurde auch in das Ofner Rechtsbuch aufgenommen,³¹ aus dem mehrere Vorschriften ab 1488 mit kirchlicher Zustimmung auch von Klausenburg übernommen wurden. Ähnliche Auflagen finden sich in zahlreichen anderen Rechtsbüchern des Mittelalters, so in denen der Städte Freiburg, Zipser Neudorf (*Igló, Spišská Nová Ves*), Schemnitz (*Selmechánya, Banská Štiavnica*) beziehungsweise im „Schwabenspiegel“, und sie kommen auch im 1496 erteilten Privileg des Marktfleckens Gyula vor.³² Im 1583 angenommenen Statut der Siebenbürger Sachsen wurde ebenfalls verfügt, dass das Vermögen aller ohne Nachkommen verstorbenen Bürger auf die Stadt übergehen musste.³³

²⁸ ANR SJC POC A 2 Acte fasciculate [im Folgenden: A 2]. Fasc. II, Nr. 22. Die Originalurkunde liegt nicht vor. Zur Mikrofilmkopie siehe ANR SJC POC Colectia de microfilme, Nr. 271.

²⁹ *Corpus statutorum* 272. Aus einem Urteil eines Verteilungsrichters aus dem Jahr 1631 geht genau hervor, was man darunter verstanden hat: »[...] was den Fürsten in diesem Land zusteht, wenn eine singularis persona in semine defiziert [ohne Nachkommen stirbt, L. P.], also wenn dieser es sonst mit den Verwandten geteilt hätte, aber es ein proprium acquisitum [etwas selbst Erworbenes, L. P.] ist und kein Testament darüber gemacht worden ist, wird es in der Regel sofort an den fiscus [die Schatzkammer, L. P.] appliziert, Par. I. Tit. 47, 2. §«. Magyar Nemzeti Levéltár Országos Levéltára, Budapest [im Folgenden: MNL OL]. R 374, Serie II, Band III, Päckchen X, Nr. 11. Das heißt, wenn es kein entsprechendes Privileg gab, fiel das Vermögen einer ohne Erben und Testament verstorbenen Person, dem zitierten Teil aus dem „Tripartitum“ von István Werbőczy entsprechend, an die Schatzkammer.

³⁰ *Elenchus Fontium Historiae Urbanae*. III/2. Hg. András Kubinyi [u. a.]. Budapest 1997, 65, Nr. 55.

³¹ *Das Ofner Stadtrecht*. Hg. Karl Mollay. Budapest 1959, 129–130, Art. 204–205.

³² *Buda város jogkönyve*. II. Hgg. László Blazovich, József Schmidt. Szeged 2001, 421, Anmerkung 3 (mit weiterführender Bibliografie).

³³ Vgl. *Das Eigen-Landrecht der Siebenbürger Sachsen*. Hg. Adolf Laufs. München 1973; Felix Sutschek: *Statutele municipale ale saşilor din Transilvania*. Stuttgart 1997, 191–192.

Es stellt sich die Frage, zu wessen Kompetenzbereich der Erwerb dieser Güter gehörte. Dazu ist zwei Belegen aus dem Jahr 1577 zu entnehmen, dass die Stadtrichter und die Geschworenen solche Güter beschlagnahmen ließen.³⁴ Anfang 1579 verpflichtete die Hundertmannschaft die Stadtanwälte unter Eid dazu, sich neben Unkeuschen, Ehebrechern, Mördern und Dieben auch um das Schicksal des Vermögens von ohne Nachkommen verstorbenen Personen zu kümmern.³⁵ Anfang 1580 legte die Hundertmannschaft dem Richter, den Geschworenen und den Stadtanwälten die Ermittlung erbenloser Vermögen nahe.³⁶ Im April 1581 wurden bestimmte Güter ebenfalls von den Stadtanwälten im Namen der Stadtleitung beschlagnahmt.³⁷ Allem Anschein nach waren es also in der Zeit nach dem von István Báthory erteilten Privileg der Stadtrichter, die Geschworenen und die Stadtanwälte, die sich für den Erwerb der Güter, die an die Stadt fielen, einsetzten. Gleiches geht aus einer Abrechnung von György Igyártó aus dem Jahr 1586 hervor: Der beauftragte Rechtsanwalt der Stadt berichtete außer der gerichtlichen Ahndung von Verbrechen auch über Maßnahmen, die den Erwerb des Vermögens von erbenlos verstorbenen Bürgern für die Stadt bezweckten.³⁸ In einem Fall aus dem Jahr 1586 traten jedoch neben dem Stadtanwalt auch schon die seit 1584 erwähnten Fiskaldirektoren auf.³⁹ Die Kompetenzlage war also damals noch nicht restlos geklärt. Für Ordnung sorgte vermutlich erst der bereits erwähnte Ratsbeschluss vom März 1587, der den Fiskaldirektoren neben der Strafverfolgung auch die Beaufsichtigung von Vermögen nachkommensloser Verstorbener anvertraute.⁴⁰ Die gleiche Regelung wurde auch im einschlägigen Teil der Erbschaftsregelung von 1603 wiederholt.⁴¹

Die Bemühungen um den Erwerb des Vermögens von ohne Erben Verstorbenen wurden unmittelbar von der Hundertmannschaft beaufsichtigt. Neben den Belegen aus den Jahren 1579 und 1580 ist bekannt, dass die Hundertmannschaft im April 1588 die Fiskaldirektoren anwies, die Witwe des Apothekers vor Gericht zu laden, die mit ihrem Geliebten das Vermögen ihres verwaisten Kindes – also jene Güter, die im Todesfall des Kindes der Stadt

³⁴ *A kolozsmonostori konvent fejedelemség kori jegyzőkönyvei*. I: 1326-1590. Hg. Zsolt Bogdándi. Kolozsvár 2018, Reg. 87, 100.

³⁵ ANR SJC POC PAG I/3, 184^v.

³⁶ Ebenda, 211.

³⁷ *A kolozsmonostori konvent*, Reg. 297.

³⁸ ANR SJC POC Socotelile oraşului Cluj [im Folgenden: SOC]. 3/XXV, 1–10.

³⁹ ANR SJC POC Protocoalele de judecată [im Folgenden: PJ]. II/1, 218.

⁴⁰ Siehe Anmerkung 35.

⁴¹ Siehe Anmerkung 29.

zugestanden hätten – verschwendete.⁴² Im Februar 1603 ersuchte die Hundertmannschaft die Stadtrichter, die jeweilige Angelegenheit unverzüglich auf die Tagesordnung zu setzen, falls die Fiskaldirektoren im Nachlass von verstorbenen Stadtbewohnern der Stadt zustehende Güter finden und sich damit an die Richter wenden sollten.⁴³ Im September 1608 wurde ebenfalls der Oberrichter der Stadt gebeten, die Verhandlung jener Prozesse vorzuziehen, die von den Fiskaldirektoren zum Erwerb des Vermögens verstorbener Klausenburger Bürger eingeleitet werden.⁴⁴ Im März 1606 wurden die Fiskaldirektoren im Zusammenhang mit Schulden, die während einer Vormundschaft entstanden waren, gebeten, die Betroffenen vor die Richter zu laden, den Fall in einem kurzen Prozess zu entscheiden und das Erworbenene den Rechnungsprüfern auszuhändigen.⁴⁵

Wie funktionierte das von István Báthory erteilte Privileg in der Praxis? Nach einer Erklärung vom 20. April 1577 wurde das Vermögen des verstorbenen Klausenburger Márk Hegedűs und seiner ebenfalls verstorbenen Ehegattin von den Richtern und Geschworenen der Stadt als erbenloses Vermögen beurteilt und beschlagnahmt. Ebenfalls 1577 wurde das gesamte Vermögen von István Borbély, nachdem er ohne Nachkommen verstorben war, bis auf das der Witwe zustehende Drittel von einem Richter und den Geschworenen der Stadt beschlagnahmt. Im April 1581 beschlagnahmten die Klausenburger Stadtanwälte die Güter des verstorbenen Tamás Erdő unter dem Rechtstitel der Nachkommenslosigkeit für die Stadt. Weitere Belege stammen aus einer Abrechnung des Stadtanwalts György Igyártó zum Jahr 1586, wonach er im Laufe des betreffenden Jahres in sechs Fällen das Vermögen nachkommenslos verstorbener Klausenburger für die Stadt erwarb.⁴⁶ Ab 1590, dem Beginn der Reihe der von den Fiskaldirektoren erstellten Abrechnungen, liegen wesentlich mehr Quellen vor.

Die wichtigsten Partner der Fiskaldirektoren bei dieser Tätigkeit waren die *Verteilungsrichter*, mit den Erbschaftsregeln der Stadt bestens vertraute Personen. Sie wurden in der Regel von den Erben der verstorbenen Stadtbewohner mit der Aufteilung des Nachlasses beauftragt.⁴⁷ Wenn sie im Nachlass Güter

⁴² ANR SJC POC PAG I/5, 42.

⁴³ Ebenda, 220.

⁴⁴ Ebenda, 55.

⁴⁵ ANR SJC POC PAG I/6, 9.

⁴⁶ Zu den vorstehenden Angaben siehe die Anmerkungen 34, 37 und 38.

⁴⁷ Gyöngy Kovács Kiss: A kolozsvári osztóbírói intézmény és a kibocsátott osztálylevelek. Kolozsvár 2012.

identifizierten, die der Stadt zustanden, meldeten sie sie den Fiskaldirektoren, die diese einzutreiben versuchten.

Die Erben übergaben die von der Stadt beanspruchten Güter manchmal problemlos. In anderen Fällen konnten die Fiskaldirektoren die Ansprüche der Stadt nur gerichtlich geltend machen. 1603 übergaben die Verwandten des verstorbenen Georg Alczner bei der Verteilung des Nachlasses bereits einen Teil an die Stadt, bevor die Fiskaldirektoren ihren – wie es sich später herausstellte – unrechtmäßigen Anspruch anmeldeten.⁴⁸ 1619 wandten sich die Verwandten der verstorbenen Gattin von György Szigyártó an die Verteilungsrichter, die nach einer Untersuchung der Abstammungslinie der Familie feststellten, dass ein Drittel vom Vermögen der Stadt zustand; sie riefen die Fiskaldirektoren herbei, die sich mit den Hinterbliebenen auf zwölf Forint einigten.⁴⁹ Die von den Fiskaldirektoren aufgesetzten Abrechnungen zeigen, dass sie sich in vielen Fällen an das Gericht wandten. 1592 zitierten sie zum Beispiel Lőrinc Medve dreimal vor Gericht, und in zwei Fällen verboten sie eine Verteilung der Güter, um ein Drittel des Nachlasses der verstorbenen Gattin für die Stadt zu erwerben.⁵⁰

Wir fanden mehrere Fälle, in denen die Fiskaldirektoren eine Einigung mit den Erben erzielten und statt der Güter deren Gegenwert ausbezahlt bekamen. 1603 einigten sie sich in Anwesenheit der Verteilungsrichter mit der Witwe von Mihály Botos über den *Zweidrittelanteil* (*dualitas*) des verstorbenen Ehegatten und erhielten 300 Forint.⁵¹ Im selben Jahr vereinbarten sie mit einer Frau, dass sie, falls sie ihnen für den Zweidrittelanteil ihres verstorbenen Mannes 40 Forint zahlt, nicht auf einer detaillierten Abrechnung der Güter ihres Gatten bestehen würden.⁵² Wenn die Lebensverhältnisse der Erben – etwa die finanzielle Lage oder Krankheit der Witwe – eine Einigung unmöglich machten, gaben sich die Fiskaldirektoren auch mit geringeren Beträgen zufrieden. 1622 verlangten sie von der Witwe von Gergely Kecskeméti wegen ihrer Armut und ihrer Schulden nur 26 Forint als Ablösung für den Zweidrittelanteil ihres Mannes.⁵³

Wenn die Fiskaldirektoren im Falle eines zur Aufteilung gelangten Vermögens einen der Stadt zustehenden Anteil zu entdecken glaubten, schalteten sie

⁴⁸ ANR SJC POC SOC 10/XV, 48.

⁴⁹ Ebenda, 15a/VIII, 4.

⁵⁰ Ebenda, 5/XIV, 9, 12.

⁵¹ Ebenda, 10/XV, 47.

⁵² Kovács Kiss: A kolozsvári osztóbírói intézmény, 66.

⁵³ ANR SJC POC SOC 15b/XIX, 4.

die Verteilungsrichter ein. 1609 fiel auf diese Weise ein Anteil an den Gütern von Bálint Zábó durch Zutun der Verteilungsrichter an die Stadt: Diese untersuchten auf Wunsch der Fiskaldirektoren, ob die Güter des Mannes der Stadt oder den Verwandten der väterlichen Linie zustanden, und entschieden sich zugunsten der Stadt.⁵⁴

Es kam vor, dass die Nachkommen den Nachlassteil, welcher der Stadt zustand, verheimlichen wollten. 1615 erfuhr die Witwe von Martinus Rögör, dass die Verteilungsrichter auf Wunsch der Fiskaldirektoren die Güter ihres verstorbenen Gatten überprüfen wollten, und versteckte sich »wie ein Fuchs« vor ihnen, weshalb der Fall vor das Gericht kam.⁵⁵ Im November 1609 wurde Kelemen Kerekes vorgeladen, weil er den der Stadt zustehenden Zweidrittelanteil vom Vermögen seines verstorbenen Mündels nicht herausgeben wollte. Weil auch die gesetzlich angeordnete Frist von 15 Tagen ohne Zahlung verstrich, ließ der Richter den entsprechenden Teil der Erbschaft durch Vollstreckung eintreiben.⁵⁶

Es gibt auch dafür Beispiele, dass die Fiskaldirektoren als *Nebenintervenienten* (*ingerens*) Privatprozessen beitraten, wenn sie der Meinung waren, dass an der streitgegenständlichen Erbschaft auch der Stadt ein Anteil zustand. 1614 wurde während des Schuldenprozesses zwischen Antal Csehi und István Csonka erkannt, dass an dem Haus von Csehis Gattin, das von ihrem früheren Ehemann stammte, auch die Stadt einen Eigentumsanteil hatte. Der Antrag wurde vom Gericht als berechtigt anerkannt, so dass die Frau vom Erlös des inzwischen verkauften Hauses sechs Forint an die Stadt zahlte.⁵⁷ Der Betrag war zwar nicht hoch, aber er lässt erkennen, dass sich die Fiskaldirektoren nicht einmal durch bescheidenere Erlösaussichten entmutigen ließen. 1635 konnten sich die Witwe und die Mutter des verstorbenen Schreibers Ferenc Kézdivásárhelyi nicht über die Erbschaft einigen, weshalb sie sich an den Rat um eine Lösung wandten. Die Fiskaldirektoren traten dem Prozess bei und verlangten vom Rat den Zweidrittelanteil des Mannes, den sie auch zugesprochen bekamen, weil der Verstorbene kein Kind und als *Zugezogener* (*extraneus*) auch keinen anderen Erben hatte, der den Anteil hätte beanspruchen können.⁵⁸

⁵⁴ Ebenda, 12b/IV, 14–15.

⁵⁵ Ebenda, 13b/II, 9, 12.

⁵⁶ Ebenda, 12b/IV, 16–17.

⁵⁷ Ebenda, 13a/XVIII, 2, 4.

⁵⁸ Ebenda, 20/III, 828–829.

Das nachfolgende Beispiel beleuchtet die Rolle der Fiskaldirektoren als Nebenintervenienten in städtischen Erbschaftsprozessen und die rechtliche Beurteilung des Status von Zugezogenen, die Erbschaftsansprüche stellten. Im Juni 1631 kam es bezüglich des Nachlasses des heiratsbedingt vermutlich aus Hajdúböszörmény nach Klausenburg übersiedelten István Hatvani zu einem Streit zwischen seiner Witwe und seinen in Hajdúböszörmény, Debrecen und Klausenburg wohnhaften Verwandten. Dem Streit trat auch ein Fiskaldirektor der Stadt bei und sprach sich unter Bezugnahme auf die Stadtprivilegien dagegen aus, dass die nicht in Klausenburg gebürtigen Verwandten einen Anteil an den Gütern des Verstorbenen haben sollten. Er argumentierte, dass Hatvani bei seiner Umsiedlung nach Klausenburg sein ganzes Erbe seinen daheim verbliebenen Verwandten überlassen habe. Sowohl die in erster Instanz vorgehenden vier Verteilungsrichter als auch die gesamte Körperschaft der Verteilungsrichter, die diese Entscheidung überprüfte, gaben dem Protest statt. Somit gelangte der Fall vor den Senat der Stadt, der den fremden Verwandten einen Schadenersatz von 200 Forint für ihre Mühe und Kosten zusprach, aber ihnen die Teilhabe an der Erbschaft weiterhin verweigerte. Der Streit landete schließlich vor dem Fürsten und wurde sowohl von ihm als auch von seinem Rat mit der Bestätigung des ursprünglichen Urteils abgeschlossen.⁵⁹

Gelegentlich kam es sogar zur unverhofften Vermehrung des Stadtvermögens. Die Fiskaldirektoren nahmen 1593 das Haus einer des Diebstahls verdächtigen und 1652 einer der Zauberei angeklagten Frau in Besitz und verkauften die Häuser, weil die Besitzerinnen vor der Strafe aus der Stadt geflohen waren.⁶⁰ 1621, bei der Erbschaftsteilung nach dem Tode der Ehegattin von Imre Gellyén, sind die Erben der mütterlichen Linie nicht erschienen, so dass der ihnen zustehende Anteil an die Stadt fiel und von den Fiskaldirektoren gegen Zahlung von 300 Forint den Erben der väterlichen Linie überlassen wurde.⁶¹ Im selben Jahr meldete sich nach dem Ableben der Gattin von István Pajzsos kein Erbe für den Drittelanteil (*tertium*) der Frau, weshalb der

⁵⁹ Ebenda, 18b/VIII, 4; 22/I, 679; MNL OL R 374, Serie II, Band III, Päckchen X, Nr. 11. Abschrift des letztgenannten Dokuments aus dem Jahr 1694: ANR SJC Colecția breșle. Breșla tâmplarilor, Nr. 3. Registrul breșlei tâmplarilor 1644–1690 [im Folgenden: RBT]. 44^r–46^r.

⁶⁰ Dokumente des Prozesses von 1593: ANR SJC POC SOC 5/XX, 167, 169; ANR SJC POC PJ II/8, 323, 325–327. Dokumente des Prozesses von 1652: ANR SJC POC SOC 28a/V, 37, 40. Weitere Details zum Prozess: *Kolozsvári boszorkánypercek 1564–1743*. Hgg. András Kiss [u. a.]. Budapest 2014, 249–250.

⁶¹ ANR SJC POC SOC 15b/III, 2.

Anteil von den Fiskaldirektoren beschlagnahmt und anschließend vom Witwer mit Geld abgelöst wurde.⁶²

Nicht jeder Versuch der Fiskaldirektoren war von Erfolg gekrönt. 1593 verloren sie einen Prozess, weil sich der Streitgegenstand noch auf die Zeit vor dem Privileg von 1575 bezog.⁶³ 1603 wurde eine Frau auf Herausgabe des Zweidrittelanteils ihres Ehemannes verklagt, da aber der Mann ein Testament zugunsten seiner Frau hinterlassen hatte, beließ das Gericht die Erbschaft bei ihr.⁶⁴ 1615 wurden vier Personen wegen unrechtmäßigen Besitzes an Geld und Gütern einer verstorbenen Person verklagt, aber die Verdächtigen retteten sich mit einem Eid vor dem Vorwurf.⁶⁵ Im Juni 1618 wollten die Fiskaldirektoren den Nachlass einer armen Verstorbenen für die Stadt erwerben, aber nachdem die Verteilungsrichter festgestellt hatten, dass die Erblässerschulden den Wert der Güter überstiegen, traten sie von der Forderung zurück.⁶⁶

Es kam auch vor, dass sich erst später Erben für die beschlagnahmten Güter meldeten; konnten sie ihren Anspruch nachweisen, erhielten sie die Güter zurück. Nach den erwähnten Berichten vom 20. April 1577 und April 1581 mussten die beschlagnahmten Vermögen von erbenlos gehaltenen Verstorbenen in mehreren Fällen an die Erben, die sich nachträglich meldeten, zurückerstattet werden.⁶⁷ Im Herbst 1592 versuchte eine Frau vor dem Gericht ihre Verwandtschaft mit dem verstorbenen Balázs Nagy nachzuweisen und forderte die von den Fiskaldirektoren schon beschlagnahmten Güter des Verstorbenen für sich.⁶⁸

Über das Vermögen der nachkommenslos Verstorbenen hinaus hatten die Fiskaldirektoren auch die Pflicht, der Stadt testamentarisch vermachte Güter zu erwerben und zu verwalten. Das Klausenburger Erbschaftsrecht ließ eine Vermögensübertragung durch Testament nur bei erworbenem Vermögen zu.⁶⁹ Deshalb fielen diese Güter nur dann an die Stadt, wenn die Verteilungsrichter die Gültigkeit der im Testament getroffenen Verfügungen zuvor ge-

⁶² Ebenda, 15b/III, 2, 7.

⁶³ Ebenda, 5/XX, 171–172, 181.

⁶⁴ Ebenda, 10/XV, 53.

⁶⁵ Ebenda, 13b/II, 8–9.

⁶⁶ Bei der Jahresendabrechnung wurde ihre Entscheidung auch von den Rechnungsprüfern für richtig befunden. Ebenda, 14b/XVII, 3.

⁶⁷ *A kolozsmonostori konvent*, Reg. 87, 297.

⁶⁸ ANR SJC POC PJ II/8, 284–285. Ähnliche Fälle sind aus den Jahren 1593 und 1600 bekannt. Ebenda, II/8, 386; II/9, 447.

⁶⁹ *Corpus statutorum* 264–265; *Kovács Kiss: A kolozsvári osztóbírói intézmény*, 20, 25.

prüft hatten.⁷⁰ Zahlreiche Beispiele belegen, dass sie diese ihre Aufgabe wirklich ernst nahmen. Im März 1603 ließen die Verteilungsrichter während der Erbschaftsaufteilung zwischen der Witwe und dem Mündel von Michael Breiber jene Verfügungen des vorgelegten Testaments, die der Mann über sein angestammtes, also nicht selbst erworbenes Vermögen getroffen hatte, nicht gelten.⁷¹ 1634 wurde dagegen Lorenz Weltzers Testament bestätigt, weil der Mann lediglich über sein selbst erworbenes Vermögen verfügt hatte.⁷² Als Beispiel für gegensätzliche Standpunkte bezüglich der Gültigkeit testamentarischer Verfügungen findet sich ein interessanter Fall in einem Protokoll der Schreinerzunft aus dem Jahr 1615. Der nachkommenslos verstorbene Stadtbürger Benedek Horvát vererbte seiner Gattin im Testament sein ganzes erworbenes Vermögen. Bei der Erbschaftsaufteilung beriefen sich jedoch die Fiskaldirektoren auf die Vorschriften der Klausenburger Erbschaftsregelung und machten der Frau das Erbe streitig. In erster Instanz gaben die Verteilungsrichter ihrem Antrag nach, die Senatoren kehrten aber das Urteil um, weil die Erbschaftsregelung ihrer Meinung nach genau die Bedingung betonte, dass solche Güter nur dann an die Stadt fallen konnten, wenn die verstorbene Person weder Nachkommen noch ein Testament hinterlassen hatte. Weil hier ein gültiges Testament vorlag, verlangte der Senat die Beachtung der testamentarischen Verfügungen.⁷³

Die Fiskaldirektoren nahmen jährlich mehrmals Güter ein, die testamentarisch der Stadt vermacht worden waren. In 75 Prozent der untersuchten Jahre lag die Zahl der Schenkungen nicht über einem halben Dutzend, es gab jedoch auch ein Jahr, aus dem siebzehn Fälle bekannt sind. Der Stadt wurden meistens Geldbeträge vermacht: Bei knapp der Hälfte der Fälle waren es nicht mehr als zehn Forint, in einem Drittel der Fälle Beträge zwischen zehn und 20 Forint; größere Beträge kamen nur selten vor. (Der höchste Betrag war eine Schenkung von 60 Forint.) Mehrere Bürger hinterließen der Stadt Silber zwischen einem halben und vier *gira*, das in der Regel für acht bis zwölf Forint pro *gira* verkauft wurde. In besonderen Fällen konnten auf diese Weise auch ein Fass Wein, Gläser, Pferde oder Häuser ins Eigentum der Stadt gelangen.

⁷⁰ Aufgrund eines Belegs aus dem Jahr 1704 ist es wahrscheinlich, dass die Gültigkeit der testamentarischen Verfügungen gelegentlich auch von den Fiskaldirektoren geprüft wurde. Kovács Kiss: *Osztóbírói intézmény*, 458.

⁷¹ Ebenda, 39.

⁷² Ebenda, 267.

⁷³ ANR SJC RBT 31^{r-v}.

Städtischer Vermögensschutz in Zahlen

Durch Testamente oder infolge von Nachkommenslosigkeit gelangten Geldbeträge, Liegenschaften und bewegliche Sachen (Kleidungsstücke, Besteck, Schmuck und Wein) in den Besitz der Stadt. 1605 erhielt Klausenburg aus dem Zweidrittelanteil von Mihály Rettegi Szócs Kleidungsstücke im Wert von beinahe 50 Forint, außerdem Bettwäsche, Zinngefäße, Teppiche, Kerzenhalter, Waffen sowie das Haus des Verstorbenen.⁷⁴ Diese Güter wurden von den Fiskaldirektoren in der Regel verkauft. Anhand ihrer Abrechnungen veranlassten sie im Jahresdurchschnitt in zwölf Fällen den Erwerb von Gütern, die der Stadt zustanden, und vermehrten damit das Vermögen der Stadt um Beträge von 50 bis über 2.000 Forint. In 25 Prozent aller Jahre überschritten diese Einnahmen 500 Forint, in seltenen Fällen sogar 2.000 Forint.

Tabelle 2: Von den Fiskaldirektoren jährlich eingenommene Beträge in Forint 1590–1660⁷⁵

1590	51,33	1611	94,73	1626	316	1644	186,38
1591	70	1612	50,79	1627	524,64	1646	642,75
1592	175	1613	82,61	1628	392,92	1647	111,85
1593	52,40	1614	101	1629	142	1648	185
1594	46,50	1615	206,31	1630	340,79	1649	145
1597	127,25	1616	296,575	1631	2.070,85	1650	98
1598	83,03	1617	124,66	1633	274,86	1651	890
1601	669,96	1618	113,45	1634	682,60	1652	123
1602	935,51	1619	63	1635	990,60	1653	392,97
1603	570	1620	103,50	1636	112,16	1654	555,20
1604	149,66	1621	504,87	1637	145,67	1655	214,32
1605	137,88	1622	810,45	1638	215,51	1656	122,16
1607	172,71	1623	2.155,74	1640	351,8	1657	448,42
1609	522,91	1624	886,30	1642	459	1658	95,42
1610	60,59	1625	567,65	1643	225,2	1659	435,93
						1660	165,66

Zahlreiche Faktoren beeinflussten die Höhe der Einnahmen. In den Jahren etwa, als in der Stadt die Pest wütete, vermehrten sich die Einnahmen erheb-

⁷⁴ ANR SJC POC SOC 11/XXII, 261–262.

⁷⁵ Aus den nicht angeführten Jahren liegen keine Angaben vor.

lich. Das beste Beispiel liefert die Periode der Pestseuche 1622/1623, die in Siebenbürgen zuallererst die Einwohner von Klausenburg heimsuchte.⁷⁶ Infolge der Epidemie stieg die Zahl der Personen, die ein Testament haben errichten lassen, in den Abrechnungen der Fiskaldirektoren über die Jahre 1622 und 1623 an; es sind mehrere Fälle bekannt, in denen mehrere Generationen ein und derselben Familie gleichzeitig der Seuche erlagen.⁷⁷ Daraus ergab sich, dass die Einnahmen aus den der Stadt zugefallenen Gütern während der ganzen untersuchten Periode im Jahre 1623 das größte Volumen erreichten. Darüber hinaus sind wir der Ansicht, dass die detaillierten Abrechnungen und die hervorragenden Einnahmen des Jahres 1623 den Ehrgeiz der frisch gewählten Fiskaldirektoren, ihre Wachsamkeit bei der Ermittlung von der Stadt zustehenden Erbschaften sowie die effiziente Mitwirkung sowohl der Fiskaldirektoren als auch der Verteilungsrichter bezeugen. 1613 war das einzige Jahr, in dem die Stadt keinerlei Einnahmen aus Gütern von nachkommenslosen Verstorbenen hatte. Dies galt als recht ungewöhnlich. Die Rechnungsprüfer, die die Arbeit der Fiskaldirektoren kontrollierten, hegten den Verdacht, die Fiskaldirektoren seien ihren Aufgaben nicht restlos nachgekommen.⁷⁸

Ein Vergleich der Einnahmen der Fiskaldirektoren mit jenen anderer Stadtbeamter zeigt, dass die Zahlen selbst in den besten Jahren weit hinter den Einnahmen der Steuereinnehmer und der Eintreiber des Dreißigstelzolls zurückblieben und sogar die Einnahmen der Kuratoren nur selten überschritten. Es kam lediglich einmal, während der bereits erwähnten Pestseuche, vor, dass die Einnahmen der Fiskaldirektoren die Einnahmen aus den Dreißigstelzöllen des Jahres 1623 infolge der Störungen im Handel sowie des erheblichen Anstiegs der Klausenburg zugefallenen Nachlässe überschritten.

⁷⁶ Segesvári Bálint történeti feljegyzései (1606–1654). In: *Kolozsvári emlékirók (1603–1720)*. Hgg. József Bálint, József Pataki. Bukarest 1990, 136–172, hier 154. Vgl. Paul Cernovodeanu – Paul Binder: *Cavalerii apocalipsului*. București 1993, 80.

⁷⁷ ANR SJC POC SOC 15b/XIX, 1–7; 16/XII, 1–8.

⁷⁸ Ebenda, 14b/IX, 24.

Tabelle 3: Von den Fiskaldirektoren und anderen Stadtbeamten erzielte Jahreseinnahmen⁷⁹

Jahr	Direktoren	Kuratoren	Dreißiger	Steuereinnahmer
1610	60	314	1.922	7.278
1614	101	325	3.113	7.872
1617	124	302	2.133	5.697
1621	505	764	1.669	7.817
1623	2.155	1.140	918	8.977
1630	340	817	6.975	10.864
1631	2.070	879	4.484	13.087
1635	990	1.089	6.605	10.370

Die Einnahmen der Fiskaldirektoren erbrachten also im Allgemeinen keine besonders hohen Summen, trotzdem deckten sie zahlreiche Ausgaben der Stadt. Über die Verwendung der Beträge ordnete der Senat der Stadt in einem Beschluss vom Februar 1580 Folgendes an: »[...] welches Privileg der polnische König uns bezüglich der Güter und Nachlässe nachkommensloser Verstorbener erteilt hatte, wonach was anfällt, für die Erhaltung der Gebäude und der Stadtmauer ausgegeben werden soll«. ⁸⁰ Dabei wollte die Hundertmannschaft finanzielle Mittel für die Ausbesserung des Turmes über der kleinen Tür in der Magyar Straße beschaffen, aber die Formel »in emolumentum et aedificationem publicam civitatis« in István Báthorys Urkunde ließ offensichtlich auch mehr zu. Die Fiskaldirektoren bestritten aus ihren Einnahmen die Kosten für den Erwerb der Klausenburg zufallenden Güter und für die gegen Verbrecher eingeleiteten Prozesse (hierbei handelte es sich in der Regel um einen Betrag von rund 20 Forint), während der Rest auf Geheiß des Senats für verschiedene Ausgaben der Stadt verwendet wurde. Zum Beispiel zahlte Fiskaldirektor Márton Fenesi Ötvös 1607 von den eingegangenen 128,71 Forint 30 Forint an die Steuereinnahmer beziehungsweise 13 Forint für einen Becher, der als Hochzeitsgeschenk für die Tochter des Richtmeisters János Borsoló gedacht war; außerdem gab er 45 Forint für die Renovierung einer Stadtbrücke und 25,50 Forint für die eines Schilderhauses aus. ⁸¹ 1623 wurden zehn Forint für die Ausbesserung der Kanzel der Kirche im Ortsteil Szentpé-

⁷⁹ In der Tabelle werden nur Jahrgänge berücksichtigt, aus denen für alle Positionen komplette Angaben vorliegen.

⁸⁰ ANR SJC POC PAG I/3, 211.

⁸¹ ANR SJC POC SOC 14b/III, 34.

ter verwendet sowie dem Priester Sámuel 20 Forint für Wein ausgehändigt. 100 Forint erhielten die Rechnungsprüfer als Abzahlung auf die Dreißigsteltzollpacht und ebenfalls 100 der Richter und seine Ratsherren, die zum Landtag in Weißenburg unterwegs waren. An die Steuereinnehmer wurden 208 Forint gezahlt, und zur Abzahlung der für die Stadt vorgeschriebenen Steuer wurde ein Beitrag von 1000 Forint bereitgestellt.⁸² 1624 erhielt ein Lektor (*lector*) der städtischen Schule 15 Forint für Kleidung, ein anderer, erkrankter Lektor sechs und der zugezogene sächsische Priester, der letzteren vertrat, zwei Forint als Beihilfe. Die sächsischen Schüler der Schule erhielten vier Forint, ein französischer Schüler zwei Forint.⁸³

Eine effiziente Durchführung der vorstehenden Aufgaben setzte bei den Fiskaldirektoren gründliches Wissen über die Praxis der Erbschaftsangelegenheiten der Stadt und Erfahrungen im Bereich der Vermögensverwaltung voraus. Vor oder gleichzeitig mit ihrem Amt bekleideten die Fiskaldirektoren in der Regel andere städtische Ämter (Rechnungsprüfer [*exactor rationum*], Steuereinsamler [*dicator*], Mühlrichter, Viertelshauptmann, Marktrichter, Spitalmeister), in denen sie sich Kenntnisse dieser Art aneignen konnten. Manche hatten auch schon als Verteilungsrichter Erfahrungen in der Praxis der Klausenburger Erbschaftsangelegenheiten gesammelt.

Anhand der hier beschriebenen Tätigkeit der Klausenburger Fiskaldirektoren ist der Autor der Ansicht, dass der Magistrat der Stadt bei der Errichtung der Institution mit großer Sicherheit dem Vorbild des Landesfiskaldirektors (*fiscalis director*) der Schatzkammer gefolgt war.⁸⁴ Bei den Befugnissen weisen nämlich die beiden Institutionen auffallende Ähnlichkeiten auf. Der ungarische Verwaltungshistoriker Zsolt Trócsányi hatte festgestellt, dass der Landesfiskaldirektor gleichzeitig als Generalstaatsanwalt und als Verteidiger der Rechte der Schatzkammer tätig war.⁸⁵ In der gleichen Weise betätigten sich die Klausenburger Fiskaldirektoren gleichzeitig als öffentliche Ankläger und als Hüter des Stadtvermögens. Bei der Übernahme des Vorbildes dürften die engen und unmittelbaren Kontakte zwischen den Stadtvorstehern von Klausenburg und der Zentralregierung des Fürstentums Siebenbürgen eine entscheidende Rolle gespielt haben.

⁸² Ebenda, 16/XII, 12.

⁸³ Ebenda, 16/XXVIb, 9.

⁸⁴ Zur Verbreitung von Prozessen mit öffentlicher Anklage und des Amtes des öffentlichen Anklägers nach zentralem Vorbild: *Rady: Customary Law*, 118.

⁸⁵ Zsolt Trócsányi: *Erdély központi kormányszata 1540–1690*. Budapest 1980, 363.

Schlussbemerkungen

Die Institution der Klausenburger Fiskaldirektoren hat die frühneuzeitliche Entwicklung des Rechts- und Gesellschaftslebens der Stadt mitgeprägt. Im Zusammenhang mit der Strafverfolgung wurde festgestellt, dass die Stadt durch die Errichtung der Institution die Rolle der Justiz bei der Sozialdisziplinierung bewusst stärken wollte. Ihre Tätigkeit im Bereich des Erwerbs und der Verwaltung von Nachlässen nachkommensloser Verstorbener und der Stadt vermachten Vermögen zeigt, dass die Stadtleitung auch der Sicherstellung des finanziellen Wohlstandes der Stadt bis besondere Aufmerksamkeit widmete. In der Errichtung der Institution der Fiskaldirektoren und der genauen Abgrenzung ihrer Befugnisse glauben wir die Bemühung der Stadtleitung zu erkennen, die verschiedenen institutionellen Befugnisse für eine effizientere Arbeit der städtischen Organe voneinander zu trennen. Die zunehmend genaue, routinierte und detaillierte Führung der Jahresabrechnungen, der Anstieg der Einkünfte, die besseren Karrieremöglichkeiten von Personen, die das Amt eines Fiskaldirektors versahen, sowie die steigende Effizienz der Kontakte zu anderen städtischen Amtsträgern sprechen für ein wachsendes Ansehen der Fiskaldirektoren im 17. Jahrhundert und spiegeln eine fachmännische Organisiertheit und Professionalisierung des Amtes wider.

Kálmán Tóth, Budapest

Adolph Freiherr Knigge in Ungarn Zur Geschichte der ersten ungarischen Übersetzung von „Über den Umgang mit Menschen“^{*x}

Ein Jahr vor der französischen Revolution, im Jahre 1788, erschien das Werk „Über den Umgang mit Menschen“¹ von Adolf Freiherr Knigge.² Der Verfas-

* Diese Abhandlung wurde an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften in der Textologischen Forschungsgruppe der Klassischen Ungarischen Literatur (*Klasszikus Magyar Irodalmi Textológiai Kutatócsoport*), mit Unterstützung des „Postgraduierten Forschungsprogramms 2013 der Ungarischen Akademie der Wissenschaften“ (*Magyar Tudományos Akadémia, Posztdoktori Kutatói Pályázat 2013*), unter der Leitung von Professor Dr. Attila Debreczeni (Universität Debrecen) und Professor Dr. Márton Szilágyi (Eötvös-Loránd-Universität, Budapest) erstellt.

¹ Adolph Freiherr von *Knigge*: Über den Umgang mit Menschen [1790]. Hg. Gert Ueding. Frankfurt 1977.

² Mit vollständigem Namen Adolph Franz Friedrich Ludwig Freiherr Knigge, geboren am 16. Oktober 1752 in Bredenbeck am Deister, gestorben am 6. Mai 1796 in Bremen (*Knigges Werke*. Eine Bibliographie der gedruckten Schriften, Compositionen und Briefe Adolphs Freyherrn Knigge und seiner Tochter Philippine von Reden, geb. Freiin Knigge. Mit einem Anhang: Sekundärliteratur, zusammengestellt von Ernst August Freiherr Knigge. Göttingen 1996; Gero von *Wilpert*: Deutsches Dichterlexikon. Biographisch-bibliographisches Handwörterbuch zur deutschen Literaturgeschichte. Stuttgart ³1988). Knigges Name erschien in den verschiedenen Auflagen seiner Werke in mehreren Varianten, mit oder ohne seine zahlreichen Vornamen oder Adelsbezeichnung. Er selbst benutzte seinen Adelstitel bedeutungsvoll in ursprünglicher Gestalt, als er sich *der freie Herr Knigge* bezeichnete (Gert Ueding: Die Kunst der gesellschaftlichen Beredsamkeit. Nachwort zu Knigges Diskurs „Über den Umgang mit Menschen“. In: *Knigge*: Über den Umgang mit Menschen, 423–454). Aufschlussreich wären weitere Forschungen zu dieser Frage unter Einbindung gesellschaftshistorischer Methoden in literaturhistorische Untersuchungen sowie unter Einbeziehung weiterer Quellen (zur Methode Márton Szilágyi: *Határpontok*. Budapest 2007). Diese Forschungen könnten auch um den von Knigge gewählten Freimaurernamen *Philo* ergänzt werden (vgl. Augustin *Barruel*: Nachrichten zur Erörterung der Geschichte der Entstehung, der Fortschritte und Folgen der Jakobiner in und außer Frankreich. London 1802). Ein Beispiel für diese Annäherungsweise sind die jüngeren Arbeiten über Ferenc Toldy (ursprünglich Franz Karl Joseph Schedel, 1805–1875), »den Vater der ungarischen Literaturgeschichtsschreibung« (Péter *Dávidházi*: Abstammungsmythen in der ungarischen Literaturgeschichtsschreibung. In: *Geschichtliche Mythen in den Literaturen und Kulturen Ost-*

ser wollte damit pragmatisch Anregungen unterbreiten, »wie der Mensch sich zu verhalten hat, um in dieser Welt und in Gesellschaft mit andern Menschen glücklich und vergnügt zu leben und seine Nebenmenschen glücklich und froh zu machen«.³ Das Werk hatte auch im 19. Jahrhundert einen festen Platz auf dem Buchmarkt und wurde in mehrere Sprachen übersetzt.⁴ Es ist jedoch aufschlussreich, dass man auf eine französische Übersetzung zweihundert Jahre warten musste.⁵ In den meisten Fällen wurden die Übersetzungen mehrfach verlegt, so auch die Ungarischen.⁶ Im Laufe der Zeit erfuhr Knigges Werk zahlreiche Bearbeitungen und gekürzte Ausgaben, diese sind jedoch in der überwiegenden Mehrzahl Nachdrucke ohne Textreinheit und meistens bis zur Unkenntlichkeit verfälscht.⁷

In der deutschen Alltagskultur ist Knigges Name paradoxerweise zum Synonym für Benimmbücher geworden, die den Leser durch ausführliche Beschreibung des *guten Benehmens* für alle Situationen des Lebens ausrüsten. So gibt es einen „Auto-Knigge“ und auch einen „Reise-Knigge“.⁸ Dieses Missverständnis ist anlässlich der Feierlichkeiten, Tagungen und Mediendarstellungen zum 200. Todestag Knigges am 6. Mai 1996 sogar einer breiteren

mittel- und Südosteuropas. Hgg. Eva Behring [u. a.]. Stuttgart 1999, 347–356; P. *Dávidházi*: Egy nemzeti tudomány születése. Toldy Ferenc és a magyar irodalomtörténet. Budapest 2004).

³ *Knigge*: Über den Umgang mit Menschen, 10.

⁴ Vgl. die ausführliche Auflistung in: *Knigges Werke* 103–214.

⁵ Adolphe de *Knigge*: Du commerce avec les Hommes. Préface d'Alain Montandon. Traduction de Brigitte Hébert. Ouvrage publié avec le concours du Centre Regional des Lettres Midi-Pyrénées. Toulouse 1992. Als Vorgeschichte kann eine französische Dissertation aus dem Jahre 1990 angesehen werden, die mit den Konventionen bricht und Knigge von einem neuen Standpunkt aus betrachtet: Pierre-André Bois: Adolph Freiherr Knigge (1752–1796). De la „nouvelle religion“ aux Droit de l'Homme. Wiesbaden 1990.

⁶ János Kis: Az emberekkel való társalkodásról, vagy miképen[!] kellessék minden rendbéli emberekhez magunkat úgy alkalmaztatnunk, hogy a' Világban boldogúlhassunk[!]. Írta német nyelven Báró Knigge Adolf. Szabadon fordította Kis János. Győr 1798. Der Autor der vorliegenden Abhandlung hat die zweite Auflage benutzt: J. Kis: Az emberekkel való társalkodásról, vagy: Miképpen kellessék minden rendbéli emberekhez magunkat úgy alkalmaztatnunk, hogy a' Világban boldogúlhassunk[!]. Írta német nyelven Báró Knigge Adolf. Szabadon fordította Kis János. Teile I–III. Pest 1811. Weitere ungarische Knigge-Ausgaben von 1875 und 1887 sind Übersetzungen von István Nagy: *Érintkezés az emberekkel*. Írta Báró Knigge Adolf. A tizenötödik javított kiadás után Nagy István. Budapest 1875, ²1887.

⁷ Vgl. *Knigges Werke* 167–214.

⁸ Vgl. *Über die deutsche Höflichkeit. Entwicklung der Kommunikationsvorstellungen in den Schriften über Umgangsformen in den deutschsprachigen Ländern*. Hg. Alain Montandon. Bern 1991, 16–18.

interessierten Öffentlichkeit deutlich geworden.⁹ Knigges „Sämtliche Werke“ wurden in 24 Bänden herausgegeben.¹⁰ Nach der gegenwärtigen Forschungslage wird jedoch „Über den Umgang mit Menschen“ für sein bedeutendstes Werk gehalten, denn es beschreibt den Umgang mit allerlei Menschen. In einer Welt der Standesunterschiede sprach das Buch gezielt den Menschen an, sei er Adliger oder Bürger. Gerd Ueding bezeichnete Knigges Werk im Nachwort der Ausgabe von 1977 als das »Grundbuch bürgerlichen Lebens und Strebens« und würdigte es als einen Entwurf über das Ideal der Menschenbildung und der bürgerlichen Geselligkeit, als einen Diskurs, dessen Wirkung auf die sozialen und kulturellen Lebensformen der Folgezeit gar nicht zu überschätzen sei. Ueding hielt Knigge für den Ersten, der »aus einem neuen sozialen Interesse heraus die Verbürgerlichung des Hofmanns konsequent dargestellt und betrieben« habe,¹¹ sein Werk sei das für deutsche Verhältnisse wichtigste Verbindungsglied zwischen adliger und bürgerlicher Kultur. Knigges Konzeption sei »eine Synthese aus aristokratisch-höfischen und bürgerlichen Lebensauffassungen und Umgangsformen, die zwar heftigen polemisch-antifeudalistischen Tendenzen Raum gibt [...], im Ganzen aber ein bürgerliches Selbstbewusstsein vorstellt, das es sich leisten kann, den Umgang mit Hofleuten als ein Kapitel unter sehr viel anderen abzuhandeln.«¹² Ueding pries Knigges Werk im Rahmen eines breiten, gesamteuropäischen, ideengeschichtlichen Deutungshorizontes, in diversen Kontexten von Castiglione bis Diderot, von Gottsched bis Lessing und Schiller als eine durchaus eigenständige Leistung, welche die Ideen der Aufklärung verbreitet habe. Er hob auch seinen Gedankenreichtum, seine stilistische Klarheit und seinen mit idealistischem Enthusiasmus verbundenen Genrerealismus hervor, in denen sich die literarische Bedeutung des Werkes manifestiere.¹³

Die Übersetzungen von Knigges „Über den Umgang mit Menschen“ sind nach Erscheinungsjahr geordnet:

Niederländisch: 1789, 1794/1795;

Dänisch: 1793, 1797, 1800, 1813, 1869, 1892;

Ungarisch: 1798, 1811, 1821, 1875, 1887 (die letzten zwei sind nicht von János Kis);

⁹ Birgit Nübel: Über den Umgang mit Knigge. In: Goethezeitportal. http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/knigge/nuebel_knigge.pdf (27. Februar 2019).

¹⁰ Ebenda.

¹¹ Ueding: Die Kunst der gesellschaftlichen Beredsamkeit, 433.

¹² Ebenda, 437.

¹³ Ebenda, 454.

Schwedisch: 1799, 1804, 1810, 1869, 1897;

Englisch: 1799, 1805;

Italienisch: 1816, 1823;

Russisch: 1820, 1823;

Polnisch: 1830, 1857;

Serbokroatisch:¹⁴ 1831;

Spanisch: 1856/1857;

Böhmisch: 1874, 1882, 1896, 1914;

Französisch: 1992.¹⁵

Nach der Knigge-Bibliografie¹⁶ schloss sich also den niederländischen und dänischen Ausgaben von 1789 beziehungsweise 1793 die ungarische Ausgabe von 1798 am schnellsten an. Diese frühe Veröffentlichung erhöht für den Forscher die Bedeutung dieser Übersetzung und lenkt die Aufmerksamkeit auf den Übersetzer János Kis (1770–1846).¹⁷

Kis war ein Intellektueller der ersten Generation, Sohn einer ungarischen Leibeigenenfamilie evangelisch-lutherischen Glaubens. Sein Lehrer entdeckte früh sein Talent und überredete seine Eltern, ihn weiterstudieren zu lassen. Nach dem Studium in Ödenburg (*Sopron*), Göttingen und Jena¹⁸ wurde er

¹⁴ Die als *serbokroatisch* bezeichnete Knigge-Übersetzung in kyrillischer Schrift erschien laut Titelblatt 1831 in Ofen (*Buda*) und wurde in der königlichen Universitäts-Druckerei zu Pest gedruckt. Der Übersetzer war der Serbe Teodor Pavlovič (1804–1854), Jurist und Schriftsteller aus dem Königreich Ungarn. Aus diesem Grund wäre es richtiger, diese Übersetzung anstatt serbokroatisch als *serbisch* zu betrachten. Es ist nur dieser erste Teil der Übersetzung bekannt. Vgl. *Knigges Werke* 162–163.

¹⁵ Vgl. ebenda, 140–165.

¹⁶ Ebenda.

¹⁷ Mehr zu ihm: Constant von Wurzbach: *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich*. XI. Wien 1864, 310–316.

¹⁸ Neben seiner ungarischen Muttersprache sprach er Griechisch, Lateinisch, Deutsch, Französisch, Italienisch, Englisch und Spanisch. Seine deutschen Sprachkenntnisse, die er während seiner Schulzeit in Ödenburg erworben hatte, entwickelte er später so weit, dass er 1808 zum Pfarrer der deutschen evangelisch-lutherischen Gemeinde in Ödenburg gewählt wurde, als Nachfolger des berühmten deutschen Redners Jacob Bogsch (vgl. *Kis János Superintendens' Emlékezései életéből maga által feljegyezve*. I–II. Sopron 1845, hier I, 46–47, 211–212). Sein Pfarrerkollege, der ungarndeutsche Gottlieb (Teofil) Gamauf, mit dem er 33 Jahre in der evangelisch-lutherischen Gemeinde von Ödenburg zusammenarbeitete, schrieb über seine Predigertätigkeit: »Kisch ist ein geborner Unger, und war zwölf Jahre ungrischer Prediger; und ist doch ein vortrefflicher deutscher Redner. Es kann nur für eine Uebereilung gelten, wenn der äußerst seltene Fall eintritt, daß er gegen die Sprache verstößt. Nicht einmal dem Accente merkt man es sonderlich an, daß er kein geborner Deutscher sei.« Gyula Hamar: Gamauf Teofil feljegyzései Kis Jánosról. In: *Soproni Szemle* 5 (1941) 4, 291–299, Anm. 8.

Schriftsteller, Dichter, evangelisch-lutherischer Pfarrer, später Superintendent, Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Gerichtstafelbeisitzer (ungarisch: *táblabíró*) in mehreren Komitaten und königlicher Rat. Knigges Werk erreichte das ungarische Lesepublikum in seiner Übersetzung.¹⁹

Das Forschungsprojekt, in dessen Rahmen der vorliegende Beitrag entstanden ist, setzt sich zum Ziel, die bisher bekannten, aber unveröffentlichten, sowie die vom Autor in Ungarn entdeckten unbekanntenen Briefe von János Kis zu sammeln und zur Veröffentlichung vorzubereiten. Es befasst sich mit neuen Quellen für eine texterschließende und textinterpretierende Neudeutung der ungarischen Literaturgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, wobei es die Erkenntnisse der jüngsten gesellschaftshistorischen Fachliteratur einbezieht. Dieser Aufsatz fügt sich damit in die Publikationsreihe der Korrespondenz zeitgenössischer Schriftsteller. Er zeigt vor dem Hintergrund der europäischen *Knigge-Renaissance* die Aktualität der Neuentdeckung des »ungarischen Knigge«²⁰ auf.

Die ungarische Übersetzung von Knigges „Über den Umgang mit Menschen“ ist nicht nur Teil der ungarischen Literatur, sondern auch Teil der europäischen Kultur.²¹ Vielversprechend wäre ein europäischer Vergleich der verschiedensprachigen Ausgaben aufgrund des jeweiligen Erscheinungsjahres, des gesellschaftlichen Status des Übersetzers und der verwendeten Übersetzungsstrategien. Oder anders formuliert: Wer waren die Übersetzer? Deshalb wird hier im Zusammenhang mit der ungarischen Knigge-Übersetzung deren Schöpfer als Teil eines zukünftigen europäischen Projektes untersucht, das alle zeitgenössischen Knigge-Übersetzer behandelt und somit ermöglicht, die Bestandteile eines damaligen gemeinsamen europäischen Denkens herauszuarbeiten und zu beschreiben, wie letzteres in die Empfängerkultur eingefügt wurde. Die nach zeitgenössischem Maßstab weite Verbreitung der

¹⁹ Ferenc Bíró: *A felvilágosodás korának magyar irodalma*. Budapest 2003; Attila Debreczeni: *Tudós hazafiak és érzékeny emberek. Integráció és elkülönülés a XVIII. század végének magyar irodalmában*. Budapest 2009; István Fried: *Die dichterische Sprache als Ausdrucksmittel. Klassizismen, Rokoko, Empfindsamkeit*. In: *Geschichte der ungarischen Literatur. Eine historisch-poetologische Darstellung*. Hg. Ernő Kulcsár Szabó. Berlin/Boston 2013, 96–132, hier 96–113.

²⁰ Anna Fábri: *A rendi társadalom rejtett „dimenziói“*. A Knigge ember- és társadalomismereti kézikönyve és magyar adaptációja. Budapest [O. J., 2003], 32.

²¹ Das *Europäertum* als eigenartiges wirtschaftliches, gesellschaftliches Verhältnissystem, als eine geistig-kulturelle Verhaltensform ist historisch geprägt, daher veränderlich. Deshalb könnten die Untersuchungen der damaligen Verhältnisse aufschlussreich sein.

Textausgaben dürfte nämlich europaweit ähnliche Verhaltensnormen hervorgerufen, damit zur Europäisierung Europas beigetragen haben. Um diesen Vorgang zu untersuchen, ist die Kenntnis der nationalen Geschichte unentbehrlich.

In seinen „Erinnerungen“²² führte János Kis seine Werke nicht bloß bei-läufig an, sondern berichtete sowohl über den Zweck ihrer Entstehung als auch über ihre Wirkung.²³ So schreibt er über Knigges „Über den Umgang mit Menschen“, dass er es für diejenigen Personen übersetzt habe, für die es seines Erachtens nützlich war – sich selbst inbegriffen.²⁴ Über die Ausgabe-geschichte erwähnt er, dass auf die erste Auflage²⁵ von 1811 im Einvernehmen zwischen Übersetzer und Herausgeber die zweite folgte.²⁶ Es ist interessant, dass Kis jedoch die von der Knigge-Bibliografie angeführte dritte Ausgabe von 1821 in seinen „Erinnerungen“ nicht erwähnt. Die Aufdeckung und Deutung der *verborgenen Spuren* der Nachwirkungen der Ausgaben auf die Beziehungen zwischen Buchdrucker, Buchhändler und Schriftsteller ist ein For-schungsthema, dessen Bearbeitung den Rahmen dieser Studie sprengen würde. Wichtig ist jedoch die Frage, wer *diejenigen Personen* waren, für die Kis die Übersetzung anfertigte und denen er sich zugehörig fühlte?

Gegenwärtige ungarische Forschungen nähern sich durch die Untersu-chung des deutschen Originaltextes und dessen ungarischer Adaptation an den Übersetzer als Schriftsteller an. Antal Wéber²⁷ hebt die zeitgenössische Aktualität der ungarischen Übersetzung hervor und betont, dass sie mehrere Ausgaben erlebte, bemerkt aber zugleich, dass ihre Wirkungsgeschichte bis heute unerforscht ist. Er konstatiert, dass die ungarische Übersetzung des „Über den Umgang mit Menschen“, das Buch „Az embekkel való társalko-dásról“ von János Kis, sich dem kulturellen Programm der Aufklärung an-passt. Sein Gegenstand, die gebildete Konversation, manifestierte sich auch in der Literatur und wurde später ein selbstverständlicher Bestandteil der Um-gangssprache. Wéber betrachtet von diesem Standpunkt aus die Komödie von György Bessenyei (1747?–1811)²⁸ Komödie „A filozófus“ (*Der Philosoph*) von

²² Kis János *Superintendentens' Emlékezései életéből* II.

²³ Ebenda, 137.

²⁴ Ebenda, 138.

²⁵ Ebenda, 122.

²⁶ Ebenda, 139.

²⁷ Antal Wéber: *Fogadjátok meg Knigge lovag tanácsait!* Hgg. Márton Szilágyi, Orsolya Völ-gyesi. Budapest 2005, 130–134.

²⁸ Ungarischer Adliger und Schriftsteller. Das genaue Geburtsjahr ist nicht feststellbar, da in Bessenyeis Geburtsort Tiszabercel keine Geburtenbücher aus jener Zeit erhalten geblieben

1777 als erstes ungarisches Konversationsstück, in dem die Unterhaltung der Figuren als vorbildhaft für das ungarische Publikum angesehen werden kann. Zu dieser Kategorie zählt Wéber auch die freie Übersetzung unter dem Titel „Az emberekkel való társalkodásról“, die sich in die belehrenden und geschmackbildenden Bestrebungen von János Kis einordnen lässt: Die gehobene Konversation, die der Literatur als Muster diente und in den literarischen Erzählungen weitervererbt wurde, trug zur Alltäglichkeit des Ausdrucks der Themen und zur Formulierung der *Stilistik* des Umganges zwischen den Menschen bei und erhob den sozialen Akt der Konversation zur Ästhetik. Deshalb ist die Knigge-Übersetzung von Kis kein vergebliches Unterfangen. Sie lebt fort in Almanachen, Modezeitingen, Taschenbüchern und in der gebildeten Unterhaltung über die Fragen des Lebens, der Kultur und der Literatur.²⁹ Wéber hebt gegenseitigen Respekt, Höflichkeit und Toleranz als Grundsätze konversationsregulierender Gedanken hervor.³⁰ Knigge, Kis und »alle ähnlich gesinnten« sind bestrebt, die »richtige« Methode zu finden, mit der ein aufgeklärter, weiser und tugendhafter Mensch seine Qualitäten zum Ausdruck bringt und erkennt, wie er in einer gegebenen Situation zu kommunizieren hat, um den aus der Unterhaltung hervorgehenden Nutzen mit den Tugenden eines gebildeten und moralischen Menschen in Einklang zu bringen und dabei auch die Konventionen und den standesgemäßen Respekt vor Augen zu halten.³¹

Anna Fábri stellt fest, dass die zweite und dritte Auflage der ungarischen Übersetzung von einer ungewöhnlich großen Nachfrage zeugen.³² Sie beleuchtet den *ungarischen Knigge* aus einer anderen Perspektive und hebt die Neuartigkeit von Knigges „Über den Umgang mit Menschen“ hervor: Die eindeutige Trennung zwischen privater und öffentlicher Sphäre als Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft und als Gegensatz zur Repräsentativität der feudalen Welt. Ohne religionsmoralische Anweisungen wird die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Erkenntnis gerichtet, dass man seine Verhaltens-

sind. Die verschiedenen Quellen geben meistens 1746 oder 1747 als Geburtsdatum an. Ferenc Bíró: *A fiatal Bessenyei és írobarátai*. Budapest 1976; *Magyar irodalom*. Hg. Tibor Gintli. Budapest 2010; Márton Szilágyi: Ein ungarischer Schriftsteller im thesesianischen Wien: Georg Bessenyei. In: *Wiener Archivforschungen. Festschrift für den ungarischen Archivdelegierten in Wien*, István Fazekas. Hgg. Zsuzsanna Cziráki [u. a.]. Wien 2014, 287–293.

²⁹ Wéber: *Fogadjátok meg*, 134.

³⁰ Ebenda, 131.

³¹ Ebenda, 130–131.

³² Fábri: *A rendi társadalom*, 22.

form frei und nach eigenem Ermessen wählen kann. Das Buch dient dem Leser als Muster, wie er von seiner Verhaltensfreiheit Gebrauch machen kann. In der von Knigge geschilderten Welt hat das Individuum mehr Aussicht, eine Situation erfolgreich zu bewältigen, wenn es in die Rolle des Beobachters und Auslegers schlüpft.³³ In einer aus verschiedenartigen separaten Individuen und Interessengruppen zusammengesetzten Gesellschaft, in der das Urbild der von Luhmann beschriebenen funktional gegliederten Gesellschaft dämmert,³⁴ hängt das Glücklichein und das Vorankommen des Menschen davon ab, ob er weiß, wie man sich richtig verhält.

Fábri vergleicht die ungarische Übersetzung „Az emberekkel való társalkodásról“ mit dem Originaltext „Über den Umgang mit Menschen“ und stellt fest, dass die *freie* Übersetzung wesentlich vom Originaltext abweicht. Diese Unterschiede bieten für den Autor des vorliegenden Beitrags neue analytische Ansatzpunkte. So ist zum Beispiel der *ungarische Knigge* allgemeingültiger und ermutigt viel mehr zum Nachdenken. Kis lässt jene Teile weg, die sich mit den deutschen nationalen Verhältnissen befassen und verzichtet auch auf den unverkennbar patriotischen Ton. Er übernimmt aber den Teil, in dem die Vaterlandsliebe mit Familienbeziehungen verglichen wird. Er schließt sich auch Knigges Beschwerden weder über die Buchhändler noch über die Schriftsteller und Wissenschaftler an. Fábri erklärt dies damit, dass so kurz nach der blutigen Niederschlagung der geheimen Martinovics-Bewegung (1794/1795)³⁵ jeder, der etwas mit Literatur zu tun hatte, eher der Ermutigung als Kritik bedurfte.

János Kis bot mit seiner Übersetzung auch denjenigen Literaten Rückhalt, die sich zuvor noch in Freimaurerlogen verbunden hatten. Er übernahm das Kapitel über geheime Verbindungen und den Umgang mit ihren Mitgliedern und übersetzte es wortgetreu. Der Schwerpunkt dieses Kapitels ist die Erkenntnis, dass Geheimnisse zum Instrument und Schutz der eigenen Integritätsbewahrung dienen, in öffentlichen Angelegenheiten und in der Erlangung des Gemeinwohls jedoch nicht anwendbar sind. Deshalb warnt er jeden vor geheimen Verbindungen.³⁶ Das überrascht nicht, wenn man bedenkt, dass sein Freund Ferenc Kazinczy (1759–1831), den er wie viele andere als ihren

³³ Ebenda, 19–21.

³⁴ Vgl. Niklas Luhmann: Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt am Main 1997, 743–746.

³⁵ Diese Bewegung, die bald aufgelöst wurde, wird von der Geschichtsschreibung als *Jakobinerbewegung* bezeichnet, obwohl sich die Mehrheit nicht als Jakobiner empfand. Vgl. Fried: Die dichterische Sprache, 107–108.

³⁶ Vgl. Fábri: A rendi társadalom, 22–29.

literarischen Anführer ansah, zu einer Gefängnisstrafe verurteilt wurde.³⁷ Der adlige Kazinczy war Sprachwissenschaftler, Geschichtsforscher, Dichter und der »die sprachliche Kompetenz am leidenschaftlichsten anstrebende ungarische Schriftsteller«.³⁸ Am Ende der 1780er Jahre war er schon eine erfolgreiche und anerkannte Figur des ungarischen literarischen Lebens. Auf Empfehlung seines späteren Schwiegervaters Lajos Graf Török (1748–1810) wurde Kazinczy 1784 Mitglied der Freimaurerloge „Az erényes kozmopolitához“ (*Zum tugendhaften Kosmopoliten*), die in einer Welt der Vorrechte die Brüderlichkeit verkündete.³⁹ Ignác Martinovics (1755–1795), Franziskaner, Weltgeistlicher und Freimaurer, organisierte 1793 die Bewegung der Patrioten in Ungarn für die unabhängige Staatlichkeit.⁴⁰ In die geheimen Aktivitäten war auch Kazinczy verwickelt. Im Juli 1794 wurde unter anderem auch Martinovics von der Wiener Polizei verhaftet; infolge seines Geständnisses begann bald die Auflösung der Organisation. Er und die anderen Hauptfiguren der Organisation wurden am 20. Mai 1795 enthauptet. Kazinczy wurde am 14. Dezember 1794 verhaftet und am 28. Juni 1801 nach 2.387 Tagen Gefangenschaft entlassen.⁴¹ Nach seiner Heimkehr wurde er von seinen Schriftstellerfreunden weiterhin als Anführer angesehen und zur Aktivität angespornt.

³⁷ Knigge wird hier von János Kis bewusst genau zitiert. Knigge spricht direkt zu seinen Lesern in der ersten Person. Er beruft sich auf eigene Erfahrungen, wenn er die jungen Leute vor geheimen Gesellschaften warnt: »Ich habe mich lange genug mit diesen Dingen beschäftigt, um aus Erfahrung reden und jeden jungen Mann, dem seine Zeit lieb ist, abraten zu können, sich in irgendeine geheime Gesellschaft, sie möge Namen haben, wie sie wolle, aufnehmen zu lassen.« (*Knigge*: Über den Umgang, 391.) Die ungarische Übersetzung lautet: »Én eleget foglalatoskodtam életemben velek 's tapasztalásomból javasolhatom minden Ifjúnak, hogy ha idejét szereti, semmiféle titkos társaságba ne lépjen.« (*Kis*: Az emberekkel való társalkodásról [1811] III, 98.) Der zeitgenössische Barruel verweist auf die Glaubwürdigkeit von Knigges Kenntnissen über geheime Gesellschaften, indem er feststellt, dass Knigge die Anziehungskraft der geheimen Gesellschaften auf junge Menschen am eigenen Leib erfahren hatte: »Knigge selbst sagt uns, daß er von Jugend auf einen heftigen Hang zu den geheimen Gesellschaften hatte.« (*Barruel*: Nachrichten, 322.) Der Jesuit Barruel verurteilte übrigens Knigge und seine Tätigkeit in geheimen Gesellschaften aufs Schärfste.

³⁸ Ferenc Bíró: A legnagyobb pennaháború. Kazinczy Ferenc és a nyelvkérdés. Budapest 2010, 84. Vgl. *Fried*: Die dichterische Sprache.

³⁹ Ähnlich anderen europäischen Ländern boten die geheimen Freimaurerlogen auch in Ungarn einen Weg zur Realisierung aufgeklärter Ideen. Vgl. László Z. Szabó: Kazinczy Ferenc. Budapest 1984, 48–52.

⁴⁰ Zur Martinovics-Bewegung: Ludwig Abafi: Geschichte der Freimaurerei in Österreich-Ungarn. I–V. Budapest 1890–1899; L. Abafi: A szabadkőművesség története Magyarországon. Budapest 1900 [Nachdruck 1993]; *Fried*: Die dichterische Sprache, 107–108.

⁴¹ *Fried*: Die dichterische Sprache, 108; Ferenc Kazinczy: Fogságom naplója. Hg. Márton Szilágyi. Debrecen 2011, 29.

Wegen seiner literarischen Tätigkeit, zu der auch seine umfangreiche Korrespondenz zählt, wurde sein Haus zum bedeutendsten Forum der literarischen Öffentlichkeit seiner Zeit.⁴² Kazinczy spielte in der Entwicklung der ungarischen Sprache, in der Verwirklichung der sprachlichen Einheitlichkeit eine entscheidende Rolle.⁴³

Interessant ist noch eine weitere Angabe über die Wirkung des *ungarischen Knigge*: Iveta Drzewiecka stellte in ihrem Vortrag über Johann Genersichs Lesebuch „Alfred“ fest, dass das fünfte Kapitel die Wirkung von Knigges „Über den Umgang mit Menschen“ zeigt.⁴⁴ Johann (János) Genersich (1761–1823)⁴⁵ wurde in Käsmark (*Késmárk*, *Kežmarok*) im nordungarischen Komitat Zips (*Szepes*, *Spiš*, heute Slowakei) geboren und war evangelischer Schriftsteller, Lehrer, Professor der protestantisch-theologischen Lehranstalt in Wien. Er veröffentlichte dieses Lesebuch 1812.⁴⁶ So liegt die Annahme auf der Hand, dass ihn die – ein Jahr zuvor erschienene – zweite Auflage der ungarischen Version von „Über den Umgang mit Menschen“ („Az emberekkel való társalkodásról“) inspirierte. Genersich schrieb seit 1792 selbständige Werke und Zeitschriftenartikel⁴⁷ und hatte mit János Kis schon Bekanntschaft geschlossen, als dieser mit seinem Freund László Németh im Sommer 1790 während ihres *Albisierungens*⁴⁸ auch in der Zips herumwanderten. In seinen „Erinnerungen“ schreibt Kis mit großer Anerkennung über die freundliche Aufnahme und bemerkt, dass sie in der Bibliothek von Genersich zu ihrer großen Freude auch englische Bücher sahen. An dieser Stelle erwähnt er, dass Gener-

⁴² Fried: Die dichterische Sprache, 117.

⁴³ Ausführlicher *Bíró*: A legnagyobb pennaháború.

⁴⁴ Iveta Drzewiecka: Pädagogisch-didaktische und theologische Ansichten von Johann Genersich in seinem Werk „Alfred. Ein Lesebuch für Jünglinge von fünfzehn bis zwanzig Jahren, zur Bildung des Herzens und des Geschmacks.“ In: Die Zips – eine kulturgeschichtliche Region im 19. Jahrhundert. Leben und Werk von Johann Genersich (1761–1823). Hg. István Fazekas [u. a.]. Wien 2013, 169–174. Das Buch enthält weitere Abhandlungen zu Johann Genersich von Fachleuten aus Ungarn, Österreich und der Slowakei.

⁴⁵ Zu seiner Biografie: József Szinnyi: Magyar írók élete és munkái. III. Budapest 1894, Sp. 1119–1122. Szinnyi gibt 1825 als Todesjahr von Genersich an, das richtige Datum ist jedoch 1823. Das Monatsheft *Tudományos Gyűjtemény* 1823/VIII, 121, veröffentlichte einen Nachruf auf Genersich unter Würdigung seiner Verdienste um das Vaterland.

⁴⁶ Szinnyi: Magyar írók, Sp. 1121.

⁴⁷ Ebenda, Sp. 1120–1121.

⁴⁸ *Albisierung*: Auf diese Weise sammelten ungarische protestantische Pfarrerskandidaten das nötige Geld für ihr Auslandsstudium. Sie wanderten mit einem aus weißen Blättern bestehenden Stammbuch umher und baten Pfarrer sowie vornehme Leute um Beistand und ein paar Zeilen in das Stammbuch. Die erhaltenen Geschenke ergaben oftmals eine beträchtliche Summe. Kis János *Superintendentens' Emlékezései életéből* I.

sich später zum Professor der protestantischen Theologie in Wien ernannt wurde.⁴⁹ Dieses ist ein deutliches Zeichen dafür, dass er Genersichs Laufbahn auch später aufmerksam verfolgte. Genersich starb 1823, und Kis verfasste seine „Erinnerungen“⁵⁰ 1842, gedachte aber noch immer Genersich. Die beiden verband wahrscheinlich auch eine literarische Arbeitsbeziehung. Ein weiterer interessanter Moment diesbezüglich ist,⁵¹ dass der Verlag von Kazinczy für den Druck seiner *Dayka*-Ausgabe⁵² im August 1812 als Sicherheit Subskribenten verlangte.⁵³ Kazinczy bat unter anderen Kis und Genersich, Subskriptionen einzusammeln.⁵⁴ Auch diese Spuren verdienen bei der Untersuchung der Wirkungsgeschichte des *ungarischen Knigge* Beachtung.

Die ungarische Fachliteratur ist der Meinung, dass János Kis die mit Akzeptanz der Normen und Konventionen ausgereiften Ratschläge Knigges verallgemeinert, nicht nur entsprechend den deutschen Verhältnissen überträgt. Er hebt die individuelle Freiheit bei der Wahl der möglichen Verhaltensformen hervor. Das Individuum kann durch Beobachtung und Interpretation seiner Umgebung die richtige Verhaltensweise finden – hierbei hilft Knigges Werk. Das Buch vermittelte also eine Art *europäischen Geist*. Aber was ist über den Übersetzer aus den Hintergrundmaterialien zu erfahren? Im Folgenden sei der Gestalt von Kis anhand der vom Autor dieses Beitrags gesammelten, für den Gegenstand relevanten Kis-Briefe sowie weiterer ergänzender Materialien und der Untersuchung der zeitgenössischen Rezeption nachgegangen.

Dem Brief von János Kis vom 26. Februar 1797⁵⁵ ist zu entnehmen, dass er als Pfarrer in Nagybaráti (heute: Győrújbarát, Komitat Győr-Moson-Sopron) seine »leeren Stunden« der Übersetzung von Knigges „Über den Umgang mit Menschen“ widmete. Sein Brief vom 30. Juni 1797⁵⁶ berichtet schon über die fertige Übersetzung, aber auch von den Schwierigkeiten, das Manuskript als

⁴⁹ Ebenda, 84.

⁵⁰ Ebenda, 254.

⁵¹ Ausführlicher: *Kazinczy Ferenc levelezése*. I–XXI. Hg. János Váczy. Budapest 1890–1911; XXII. Hg. István Harsányi. Budapest 1927; XXIII. Hgg. Jenő Berlász [u. a.]. Budapest 1960.

⁵² Gábor Dayka (1769–1796), Lehrer und Schriftsteller. Charakteristisch für seine Dichtung ist die Einheit von Sentimentalismus, Rokoko und Klassizismus.

⁵³ *Kazinczy Ferenc levelezése* X, 52–56, Nr. 2289, hier 54–56.

⁵⁴ Ebenda.

⁵⁵ Kis an Ödenburger Ungarische Gesellschaft. Nagybaráti, 26. Februar 1797. Berzsenyi Dániel Evangélikus Gimnázium (Líceum), Sopron. Nagykönyvtár D. I. 8.

⁵⁶ Kis an György Aranka. Nagybaráti, 30. Juni 1797. Magyar Tudományos Akadémia, Könyvtár és Információs Központ, Budapest. Kézirattár [im Folgenden: MTA KIK Kt.]. M. Irod. Levelezés 4-r, Nr. 146. Abschriften von József Vass. Kolozsvár 1852, 47–48.

Buch drucken zu lassen. Dieser Brief und der darauffolgende Briefwechsel mit dem Historiker, Schriftsteller, Dichter und Philosophen György Aranka (1737–1817)⁵⁷ beleuchtet im Zusammenhang mit dem literarischen Leben jener Zeit und dessen gesellschaftlich-wirtschaftlicher Einbettung zahlreiche neue Gesichtspunkte, die den bisherigen Kenntnisstand bereichern, beispielsweise die Diskussion über die Unterstützung der schöpferischen Arbeit durch das damalige Verlagswesen.⁵⁸

Das Buch ist eine Ware, der Buchhandel ein Geschäft. Gedanken in Bücher zu verwandeln, kostet also Geld. Diejenigen, zu denen János Kis gehörte, können aber kein Geld für einen Druck ausgeben, ohne ihren Lebensunterhalt zu gefährden. Zudem halten sie solche Risiken für unethisch, denn sie fühlen eine uneigennütige Begeisterung für die Wissenschaften. Ihre Werke, mit denen sie die Aufklärung verbreiten wollen, sind die Früchte ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit. Sie halten sich für verpflichtet, ihre Leser nicht bloß zu unterhalten, sondern auch zu belehren.⁵⁹ Sie sind selbstbewusste Schriftsteller, die für ihre Mühe angemessen entlohnt werden möchten, damit sie ihre Arbeit weiterhin ausüben können.⁶⁰ Sie sind aber auch zu Opfern bereit. Hiervon zeugt auch der Gedanke von Kis, seine Knigge-Übersetzung auf eigene Kosten, wenn auch mit Hilfe der Pränumeration, herausgeben zu lassen.⁶¹ Aus der Perspektive der heutigen Forschung ist es jedenfalls wichtig, zu wissen, wie das Problem der Buchpublikation gelöst wurde. Auf der Spur dieser Knigge-Ausgabe sind aus seiner Zeitungsanzeige auch bezüglich des zeitgenössischen Verlagswesens relevante Informationen herauszulesen.

Für die Herausgabe seiner Knigge-Übersetzung veröffentlichte János Kis am 20. Februar 1798 eine Pränumerationsanzeige in der Zeitschrift „Bécsi Magyar Merkurius“ (*Ungarischer Merkur von Wien*) unter dem Titel „Jelentések a' tiszteletre méltó M. [Magyar – K. T.] Közönséghez“ (*Meldungen an das ehrwürdige ungarische Publikum*). Die Anzeige beruft sich auf die große Beliebtheit des deutschen Originals. Als Beweis wird auf die schnell aufeinanderfolgenden Auflagen verwiesen. Auch die Raubkopien (»igaz és hamis ki-

⁵⁷ MTA KIK Kt., M. Irod. Levelezés 4-r, Nr. 146. Korrespondenz György Aranka – János Kis, Abschriften von József Vass. Kolozsvár 1852, 47–49, 51–62. Zu Aranka: C. v. Wurzbach: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. I. Wien 1856, 58.

⁵⁸ Vgl. Kálmán Tóth: [Besprechung über] Kis János. A' Magyar Páméla. Forráskiadás. Hg. Gergely Labádi. Budapest 2014. In: Irodalomtörténeti Közlemények 119 (2015) 422–425.

⁵⁹ MTA KIK Kt., M. Irod. Levelezés 4-r, Nr. 146. Abschriften von József Vass. Kolozsvár 1852, 53–54.

⁶⁰ Ebenda, 47–48.

⁶¹ Ebenda, 47–48, 58.

adások« [wahre und falsche Ausgaben] werden erwähnt, die einen weiteren Beweis für die Popularität des Knigge-Buches liefern. Kis hebt hervor, dass der Wert des herauszugebenden Werkes auch dadurch erhöht werde, dass es die Verhaltensregeln in einer allgemein verständlichen Sprache formuliert. Es sei obendrein geeignet, Jugendliche mit den gesellschaftlichen Umgangsformen bekannt zu machen. Zum Ausdruck seines schriftstellerischen Bewusstseins berichtet Kis seinen Lesern über seine Umarbeitung des deutschen Originaltextes. Er habe die Beleidigungen sowie die nur für Deutsche gültigen Passagen weggelassen.⁶² Heute würde man sagen: Kis behielt nur die *europäischen* und im europäischen Kulturkreis allgemeingültigen Gedanken bei. So erklärt sich die Phrase »szabadon fordította Kis János«⁶³ (frei übersetzt von János Kis) auf dem Titelblatt.

Damit ist aber die Geschichte des Buches „Az emberekkel való társalkodásról“ noch nicht zu Ende. Aus dem Brief von György Graf Festetics (1755–1819)⁶⁴ an János Kis vom 27. Januar 1799⁶⁵ ist zu erfahren, dass ihm Kis ein Exemplar der Übersetzung gesandt hatte, weil er den Grafen für einen »edelmütigen und aufgeklärten Geist« hielt.⁶⁶ Er wurde vom Grafen für das gesandte Buch und für sein Vertrauen mit Geld belohnt.⁶⁷

Der nächste Hinweis zur Geschichte dieses Buches stammt von Ferenc Kazinczy, der am 28. Juni 1801 aus dem Gefängnis freigelassen wurde. Aus seinem Brief an Kis vom 21. November 1801⁶⁸ geht hervor, dass er die Knigge-Übersetzung noch in Munkatsch (*Munkács, Mukatschewo*), der letzten Station seiner Gefangenschaft, mit großer Anerkennung las. Dies scheint der größte Erfolg der Ausgabe: Die positive Rückmeldung des Lesers, in diesem Fall des literarischen Freundes, der als glaubwürdiger Kritiker galt, zumindest was die Lehre des Werkes anbelangt. Kazinczy nahm ja als Freimaurer an der Martinovics-Bewegung teil und musste deswegen eine lange Gefängnisstrafe verbüßen.

⁶² János Kis: Jelentések a' tiszteletre méltó M. Közönséghez. In: Bécsi Magyar Merkurius, 20. Februar 1798, Nr. 14.

⁶³ Vgl. *Magyar irodalom* 315.

⁶⁴ Hochadliger mit umfassender Bildung, Förderer von Kultur, bekannt vor allem für seine Bemühungen um die Etablierung moderner Methoden in der ungarischen Landwirtschaft.

⁶⁵ Magyar Nemzeti Levéltár Országos Levéltára, Budapest. P 279, Festetics család keszthelyi levéltára. Directoratus, Bd. 248.

⁶⁶ Ebenda, Kt. 15/1, 1799, Nr. 194.

⁶⁷ Ebenda, Bd. 248.

⁶⁸ *Kazinczy Ferenc levelezése* II, 444–446, Nr. 497, hier 444.

Zu diesem Zusammenhang beinhaltet der Briefwechsel ausgezeichnetes mentalitätsgeschichtliches Material. Die Wirkung der gemeinschaftsbildenden Idee »des gelehrten Patriotismus«⁶⁹ ist in den Äußerungen der Korrespondenzpartner feststellbar. Im Anhang der Briefe fällt auf, dass die Adressaten zwei Sprachpflegegesellschaften zuzuordnen sind: Es handelt sich um Mitglieder des Schülerelbstbildungsvereins Ödenburger Ungarische Gesellschaft (*Soproni Magyar Társaság*), der 1790 von János Kis und einigen seiner Freunde vom Ödenburger evangelisch-lutherischen Lyzeums gegründet wurde, und um György Aranka, Sekretär der Siebenbürgisch-Ungarischen Gesellschaft zur Sprachpflege (*Erdélyi Magyar Nyelvmívelő Társaság*). Dieser Umstand ist bedeutsam, da Kaiser Franz II. 1795 die Freimaurerei in der gesamten Monarchie verboten hatte und in der Folge alle Freimaurerlogen aufgehoben wurden, mit negativen Auswirkungen auch auf die Tätigkeit der Schülervereine.⁷⁰ Im Sommer 1795 verloren viele Anhänger der Aufklärung ihre Ämter: Sie wurden entweder abgesetzt oder zum Rücktritt gezwungen. Mehrere Universitätsprofessoren wurden entlassen, und auch die Führungsschicht der Komitate war von den repressiven Maßnahmen betroffen.⁷¹ Nachteile erlitten auch die Schülerschaften, die Kontakte zu Foren und Personen mit Einfluss in der zeitgenössischen Öffentlichkeit zu knüpfen versuchten, daran aber durch die regierungsamtlichen Maßnahmen gehindert wurden. Nur die Ödenburger Gesellschaft durfte ihre Tätigkeit fortsetzen.⁷²

Dies war, wie die Forschungen von Géza Bodolay ergeben haben, dem Rektor Jonathan Wietoris zu verdanken. Er hatte anlässlich der Einsetzung von Peter Raits, des ersten Lehrer-Vorsitzenden, eine Rede über die Ideen und Ziele der Gesellschaft gehalten und diese dann in einer Zeitschrift veröffentlicht, um zu zeigen, dass die Tätigkeit der Gesellschaft über jeden Verdacht erhaben sei.⁷³ In seiner Rede machte er klar, dass die Ödenburger Ungarische Gesellschaft »kein schädlicher französischer Jakobinerklub sei.«⁷⁴ Ziel ihrer aus der Schuljugend stammenden Mitglieder sei es, die ungarische Sprache auch während der Schuljahre zu kultivieren, um sich rechtzeitig auf ihre spä-

⁶⁹ Ausführlicher: *Debreczeni: Tudós hazafiak*, 2009.

⁷⁰ Zur Freimaurerei vgl. *Abafi: A szabadkőművesség*, 415; *Abafi: Geschichte der Freimaurerei. Zu den Schülerschaften: Géza Bodolay: Irodalmi diáktársaságok 1785–1848*. Budapest 1963.

⁷¹ Henrik *Marczali: Magyarország története a szatmári békétől a bécsi congressusig (1711–1815)*. Hg. Sándor Szilágyi. Budapest 1894–1898.

⁷² Vgl. *Bodolay: Irodalmi diáktársaságok*.

⁷³ Ebenda, 20. Bodolay gibt seinen Vornamen fälschlicherweise mit János (Johann) an.

⁷⁴ Ebenda.

teren Aufgaben in der ungarischen Heimat vorbereiten zu können.⁷⁵ Außerdem schlossen sich die Mitglieder der Gesellschaft, als die Schule 1795 »begeistert« für den Krieg gegen die Franzosen Geld spendete, der Spendenaktion mit einer separaten Summe an, um ihre Treue zum Vaterland und zum »Vater der Heimat« (Kaiser Franz II.) unter Beweis zu stellen.⁷⁶ Gleichzeitig grenzte sich die Gesellschaft von jenen ungarischen Freimaurern und Jakobinern ab, zu denen sie vorher engere Beziehungen gepflegt hatte. Diese werden deswegen in den überlieferten Manuskripten der Gesellschaft nicht erwähnt.⁷⁷

Nach bisherigen Forschungsergebnissen konnte von den Gesellschaften, die nicht durch Schüler ins Leben gerufenen worden waren, nur die Siebenbürgisch-Ungarische Gesellschaft zur Sprachpflege fortbestehen. János Kis trat auch mit ihr in Verbindung. Aus seinem Briefwechsel mit György Aranka, dem Sekretär der Gesellschaft, hat der Schreiber dieser Zeilen diejenigen Briefe untersucht, in denen die Knigge-Ausgabe erwähnt wird. Aus diesen Quellen geht hervor, dass György Aranka umsichtig, verantwortungsvoll und dialogfähig war. Laut einschlägiger Literatur war er Freimaurer. Allerdings ist überliefert, dass er als betagter Mann öffentlich erklärte, kein »Freymaurer« mehr zu sein.⁷⁸

Es ist eine merkwürdige Spur aus dieser Zeit und ein Beispiel dafür, wie sich gemeinschaftsbildende Bestrebungen aufgeklärter und/oder früher freimaurerischer Denker sich in Zeiten von Unterdrückung miteinander verbinden konnten. Im Zeichen des ciceronischen Gedankens sei festgestellt, dass das gemeinsame Ziel der Sprachkultivierung die Menschen zusammenbringt, und dass durch das Lehren und Lernen, durch Gedankenaustausch, Diskussion und Beurteilung eine natürliche Gesellschaft entsteht. Deshalb kommt der Kontaktaufnahme zwischen den beiden verbliebenen Gesellschaften, die ein gemeinsames Ziel vor Augen hatten, eine besondere Bedeutung zu.

All dies zeigt, dass János Kis eine aufgeklärte Person war, die sich ihrer durch Beobachtung und Interpretation gewonnenen Handlungsfreiheit bediente und Knigges Werk nicht bloß übersetzte, sondern ungarischen Verhältnissen anpasste und die Botschaft des Originals bewahrte. Das Individuum kann sich durchsetzen, wenn es die Konventionen einhält, den gesellschaftlichen Rang respektiert und sich an passende Richtlinien wie die

⁷⁵ Ebenda.

⁷⁶ Ebenda, 22.

⁷⁷ Vgl. ebenda.

⁷⁸ *Méltóságos Aranka György úrnak élete*. In: Tudományos Gyűjtemény 1818/XII, 68–91.

Knigge-Übersetzung hält. In der Zeit der Repression nach der Zerschlagung der Martinovics-Bewegung gab das Bewusstsein Hoffnung, dass man sich bei gegenseitigem Respekt, Höflichkeit und Toleranz mit jedem unterhalten kann – auch mit ehemaligen Freimaurern –, und dass die Gründung von Geheimgesellschaften unnötig ist.

Andererseits verkündet die Anzeige auch eine weitere Botschaft, da sie Pränumerationen einsammelte: János Kis musste ein kleineres finanzielles Risiko auf sich nehmen. Aber um sein Ziel zu erreichen, verpflichtete er sich, die Knigge-Übersetzung auf eigene Kosten drucken zu lassen.⁷⁹ Durch die Pränumeration wurde die Deckung der Kosten erleichtert, und die versprochenen kostenlosen Exemplare für die in der Anzeige genannten Pränumerationssammler gewährleisteten, dass die Subskribenten ihre bestellten Bücher tatsächlich erhielten. Laut Anzeige wurden Subskribenten in 25 Städten erwartet, in den meisten Fällen für je zwei Pränumerationssammler pro Stadt. Alles deutet auf eine enorme Organisationsarbeit hin. Auf diese Weise wurde die Ausgabe zugleich eine Art Ersatz für die fehlenden literarischen Institutionen nach der Auflösung der Martinovics-Bewegung und stellte einen wichtigen Schritt für die Bewahrung einer literarischen Öffentlichkeit dar.

Ein Jahrzehnt später wurde dieses Verdienst des Buches auch dadurch anerkannt, dass es einen Platz in der Reihe der aufzeichnungswürdigen Leistungen der ungarischen Literatur erhielt. Die Knigge-Übersetzung von János Kis wurde Teil des literarischen Kanons: Es wurde in die erste systematische ungarische Literaturgeschichte aufgenommen, die Sámuel Pápay (1770–1827), »Gerichtstafelbeisitzer und grundherrschaftlicher Advokat« unter dem Titel „Die Kenntnis der ungarischen Literatur“ zusammenstellte und 1808 publizierte. Pápay führt die Knigge-Übersetzung unter dem Stichwort *Pädagogik* an.⁸⁰

János Kis kommt in Pápay's Literaturgeschichte mehrmals vor. Er ist unter den originalen Poeten verzeichnet, die den Reichtum der ungarischen Sprache widerspiegeln und Empfindungen schöpferisch in Worte kleiden können.⁸¹ In den Abschnitten, in denen Pápay die Reichhaltigkeit der ungarischen Sprache erläutert, beruft er sich auf Kis.⁸² Er spricht von einem »großen

⁷⁹ MTA KIK Kt., M. Irod. Levelezés 4-r, Nr. 146. Abschriften von József Vass. Kolozsvár 1852, 57–58.

⁸⁰ Sámuel Pápay [vármegyei táblabíró 's uradalmi fiskális]: *A' magyar literatúra' esmérete. Veszprém 1808*, 455.

⁸¹ Ebenda, 258.

⁸² Ebenda, 280, 303, 331.

Literaten«,⁸³ wenn er die literarische Tätigkeit von Kis schildert, der, um die »nationale Literatur« zu fördern, schon als Schüler in Ödenburg mit einigen Mitschülern eine noch bestehende literarische Gesellschaft gegründet habe.⁸⁴ Im Jahre 1804 habe er ein Preisausschreiben zur Förderung der ungarischen Literatur gewonnen.⁸⁵ Pápay hebt auch die geschichtswissenschaftliche Tätigkeit,⁸⁶ die Schriften zur altertümlichen Mythologie,⁸⁷ die Unterhaltungsromane,⁸⁸ die geschmackbildenden Schriften⁸⁹ sowie die Lehr- und Lesebücher⁹⁰ von Kis hervor.

Kis schuf also ein vielseitiges literarisches Werk. Seine Gestalt war früher, als es die Literaturgeschichtsschreibung andeutet, Bestandteil des zeitgenössischen literarischen Kanons. Dessen ungeachtet betrachtet die Fachliteratur sein literarisches Lebenswerk bis heute mit Vorbehalt.

Aus dem Briefwechsel lassen sich noch weitere biografische Fakten erschließen, die jedoch eher privaten Charakters sind: János Kis sorgte sich um seine Sehkraft, die sich wegen seiner Beschäftigung mit den Wissenschaften zunehmend verschlechterte. Er nahm ein Kind zu sich, das zuweilen für ihn las und schrieb. Auf diese Weise konnte er weiter arbeiten, dafür musste er jedoch die Schrift des Kindes ins Reine schreiben lassen.⁹¹

Was wissen wir also über János Kis, den Übersetzer von Knigges „Über den Umgang mit Menschen“? Der wichtigste Hinweis besteht darin, dass in seinen Briefen, die von der Knigge-Übersetzung handeln, kein politischer Hinweis zu finden ist. Weder die Französische Revolution noch die Martinovics-Bewegung werden erwähnt. Das bedeutet jedoch nicht, dass sie keine Auswirkungen gehabt hätten, wofür gerade die Knigge-Übersetzung ein Beleg ist. Kis wählte Knigges „Über den Umgang mit Menschen“ vermutlich deshalb zur Übersetzung aus, weil er es für überzeugend hielt. Knigge, der sich als ehemaliger Illuminat zeitweise mit der Möglichkeit einer umfassenden Umgestaltung des gesellschaftlichen Systems befasste, änderte später seinen Standpunkt. Der Wert des Werkes „Über den Umgang mit Menschen“ liegt

⁸³ Ebenda, 413–414.

⁸⁴ Ebenda, 418.

⁸⁵ Ebenda, 422.

⁸⁶ Ebenda, 447.

⁸⁷ Ebenda, 449.

⁸⁸ Ebenda, 450.

⁸⁹ Ebenda, 453.

⁹⁰ Ebenda, 456.

⁹¹ MTA KIK Kt., M. Irod. Levelezés 4-r, Nr. 146. Abschriften von József Vass. Kolozsvár 1852, 57–58.

eben zum großen Teil darin, dass sein Verfasser, der auch mit den Bestrebungen nach einer neuen gesellschaftlichen Ordnung vertraut ist, für die traditionelle Gesellschaftsordnung eintritt und die Menschen belehrt, wie sie in dieser Gesellschaft gut vorankommen können. Demzufolge tritt auch Kis für die Beachtung der Konventionen ein. Er schreibt getrieben von seiner Begeisterung für die Wissenschaften – und um das Publikum zu belehren. Als der *ungarische Knigge* herausgegeben wurde, war nämlich das oberste Ziel der Wissenschaften und der Literatur: die Bildung der Menschen.⁹²

Allem Anschein nach war für János Kis die Kultivierung der Literatur und der Wissenschaft in erster Linie eine *patriotische Aufgabe*. Seine patriotische Begeisterung gab ihm die Kraft, trotz seiner Augenkrankheit als Schriftsteller tätig zu sein und als kanonisierter Autor weiterhin die Gesellschaft ähnlich gesinnter Patrioten zu suchen, um die bestehenden, jedoch noch nicht institutionalisierten literarischen Gesellschaften aufrechtzuerhalten. Zu den »gelehrten Patrioten,« mit denen man frei die Gedanken austauschen konnte, gehörten laut Kis⁹³ die Schriftsteller, Wissenschaftler und Gönner, die diese achteten, akzeptierten und mit Geld belohnten, wie zum Beispiel Graf Festetics.

So braucht es keine geheimen Gesellschaften, ist es doch auch legal möglich, eine Öffentlichkeit zu gestalten, wenn man nur die Gelegenheit dafür findet. Die Spuren der Tätigkeit von János Kis weisen darauf hin – und auch die Biografie von György Aranka unterstützt diese These –, dass er am Ende seines Lebens der Freimaurerei abschwor. Kis selbst war nach bisherigen Erkenntnissen nie Freimaurer, das Gegenteil wäre nur durch ein authentisches Logenmitgliederverzeichnis zu beweisen. Ein solches ist aber nicht bekannt und wird wahrscheinlich auch in Zukunft nicht zum Vorschein kommen. Kis wollte mit seiner Übersetzung die Kluft zwischen den gesellschaftlichen Schichten überbrücken, um die Gesellschaft liebenswert zu machen.⁹⁴ Dieser Gedanke entstammt der verborgenen, gemeinsamen europäischen Denkweise, in deren Sinne Knigge als Vorbote der modernen konservativen Ideologie sein Werk verfasste.

⁹² *Pápay: A' magyar irodalom eszmérete*, 401.

⁹³ MTA KIK Kt., M. Irod. Levelezés 4-r, Nr. 146. Abschriften von József Vass. Kolozsvár 1852, 49–51.

⁹⁴ Vgl. Kálmán Tóth: „Oltár és trónus a föld két kincse.“ Edmund Burke esztétikai és politikai nézetei Kis János műveinek kontextusában. In: Edmund Burke esztétikája és az európai felvilágosodás. Hgg. Ferenc Horkay Hörcher, Márton Szilágyi. Budapest 2011, 231–247, hier 245.

Tamás Csíki, Miskolc

Ethnische und gesellschaftliche Stereotype in den ethnografischen Beschreibungen der Ungarndeutschen um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert*

Repression und Magyarisierung charakterisierten die ungarische Nationalitätenpolitik der 1890er Jahre, und auch in den Satirezeitschriften wurden die Bilder über die verschiedenen ethnischen Gruppen Ungarns immer negativer und ausgrenzender.¹ Parallel dazu setzte sich aber die Ungarische Ethnografische Gesellschaft (Magyar Néprajzi Társaság) 1889 in ihrer Satzung das Ziel, die Nationalitäten besser kennenzulernen. In diesem Programm erschien 1913 eine Reihe von Publikationen über die Rumänen, Serben, Slowaken und Ruthenen.² Der vorliegende Beitrag befasst sich nur mit den Deutschen und sucht Antworten auf folgende Fragen: Wie wurden die Siebenbürger und die Zipser Sachsen sowie die Deutschen in Südungarn identifiziert, welche traditionellen, ererbten oder um die Jahrhundertwende erneuerten Elemente umfassten die Stereotype beziehungsweise Autostereotype? Die nachfolgend zitierten Texte ermöglichen auch die Untersuchung der Repräsentation ethnischer Gruppen im Zusammenhang mit den Gruppenzielen, das heißt: Welche Modelle der Nationbildung, des Zusammenlebens mit anderen Nationalitäten oder der gesellschaftlichen Umwandlung sind im Zeitalter des österreichisch-ungarischen Dualismus hinter den Darstellungen der Nationalitäten, konkret

* Die Studie wurde mit Unterstützung des Ungarischen Landesförderungsfonds der Wissenschaftlichen Forschung (*Országos Tudományos Kutatási Alapprogramok*, OTKA), im Rahmen der Ethnografischen Forschungsgruppe der Ungarischen Akademie der Wissenschaften an der Universität Debrecen erstellt.

¹ Ágnes Tamás: Nemzetiségek görbe tükörben. 19. századi nemzetiségi sztereotípiák Magyarországon. Pozsony 2014, 335–342.

² Velimir Juga: A magyarországi szerbek. Budapest 1913; Gergely Moldován: A magyarországi románok. Budapest 1913; Adolf Pechány: A tótokról. Budapest 1913; Oreszt Szabó: A magyar oroszokról (Ruthének). Budapest 1913.

der Deutschen in Ungarn, rekonstruierbar? Die soziale Lage der Verfasser und ihre wissenschaftliche Orientierung, die an den Völkerbeschreibungen ihre Spuren hinterlassen haben, müssen gleichermaßen berücksichtigt werden.

Die Siebenbürger Sachsen

Emil Neugeboren (1870–1950)³ führte seinen Beitrag über die Siebenbürger Sachsen mit der Schilderung ihrer Geschichte ein. Ausgangspunkt war der von König Andreas II. gewährte goldene Freibrief, die Bekräftigung der bei der Ansiedlung erworbenen Rechte der *Universitas Saxonum*, die Jahrhunderte lang gültig blieb. Voraussetzung für diese Vorrechte war, dass die Deutschen die östlichen Grenzen Ungarns sowie »die europäische Kultur« schützten. Obwohl sie erhebliche Opfer erbrachten, blieb »ihr eigener individueller Charakter« erhalten, weshalb sich die Frage des Ursprungs stellt: Die eingewanderten Familien stammten aus der Gegend an der Mosel, das heißt, dass die Siebenbürger Sachsen einem fränkischen Stamm angehörten. Davon zeugen nicht nur ein Vergleich der Mundarten, sondern auch die Sitten und Gebräuche.⁴ Die geschichtliche Übersicht schließt mit der Gegenwart. Nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867 wurden die Vorrechte, so auch die Autonomie der Siebenbürger Sachsen aufgehoben, die bei Erscheinen des Werkes von Neugeboren mit dem ungarischen Staat zusammenarbeiteten. So konnte ihre »Treue gegenüber der Heimat und ihrem eigenen Volk« betrachtet werden.⁵

Neugeboren benutzte in seinem historischen Rückblick die in mehreren Ausgaben erschienene Arbeit des evangelischen Bischofs Georg Daniel

³ Er wurde in einer siebenbürgisch-sächsischen Familie geboren. Nach Abschluss des evangelischen Gymnasiums in Kronstadt (*Brassó, Braşov*) studierte er in Jena, Berlin und Budapest Theologie und Geisteswissenschaften. Bis 1900 war er Lehrer an der evangelischen Lehrerbildungsanstalt in Hermannstadt (*Nagyszében, Sibiu*), später Redakteur beim »Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt«. Zwischen 1910 und 1918 war er Parlamentsabgeordneter mit dem Programm der ungarischen Nationalen Arbeitspartei (*Nemzeti Munkapárt*), nach dem Weltkrieg wurde er Mitarbeiter der »Kronstädter Zeitung«. *Erdélyi Lexikon*. Hg. Kálmán Osvát. Nagyvárad 1928; *Sturm-féle országgyűlési almanach*. Hgg. Ferenc Végváry, Ferenc Zimmer. Budapest 1910.

⁴ »Bei den Sachsen findet man auch heute noch die einfachen Tugenden, die beim römischen Tacitus damals über die Germanen als gute Eigenschaften erwähnt wurden: die Ehrlichkeit, die Anständigkeit und die Einfachheit.« Emil Neugeboren: *Az erdélyi százok*. Budapest 1913, 125.

⁵ Ebenda, 34–35.

Teutsch aus Hermannstadt über die historischen, rechtlichen und kulturellen Lebensbedingungen der *sächsischen Nation*.⁶ Dazu gehören die kulturelle und sprachliche Kontinuität, die bis zu den fränkischen Stämmen, das heißt, bis in die Antike zurückreicht, sowie die territoriale und verwaltungspolitische Beständigkeit seit der Ansiedlung im Mittelalter, ergänzt um das aus der ungarischen Tradition übernommene Stereotyp, Bastion des Christentums zu sein.⁷ Der dem ungarischen Staat loyale Parlamentsabgeordnete Neugeboren akzeptierte zwar die Aufhebung der Verwaltungsautonomie der Sachsen. Dies bedeutete allerdings nicht, dass er sich mit dem Gedanken der einheitlichen ungarischen politischen Nation – der Staatsnation – identifizierte. Er unterschied *Staat* und *Heimat* so, dass die Sachsen mit dem Erstgenannten bloß *zusammenarbeiteten*, während sie sich mit Zweiterem emotional identifizierten. Im sächsischen Begriff der Nation als Wissenskonstruktion wurden statt der öffentlich-rechtlichen die kulturellen Motive hervorgehoben. Das sächsische Volk sollte »eine kulturelle und nationale Einheit bilden«. So legte der Verfasser fest, welche Einheit in der jahrhundertelangen Entwicklung der »Kulturkraft« (Landwirtschaft, Handwerk, intellektuelles Leben) der Sachsen beruhte und wodurch sich die Sachsen gegen Magyarisierungsabsichten schützen konnten.⁸

Ihre Vergangenheit prägte auch den sozialen Charakter der Sachsen. In den Siedlungen mussten sie sich lange gegen die Erbgrafen verteidigen, die ein Erbrecht an den führenden Positionen in der öffentlichen Verwaltung und im Militär besaßen, Adelsvorrechte genossen und die »demokratische Gleichheit des Volkes« gefährdeten. Der Widerstand war aber erfolgreich, die Erbgrafen verschmolzen mit dem ungarischen Adel, und das sächsische Volk »blieb das Volk der Bürger und Bauern«. Es bildete zur Zeit Neugebornens fast ohne Ausnahme die »Mittelschicht«, die aus drei Gruppen bestand: Landwirte, Handwerker und Händler sowie aus der Schicht der »Lateiner«.⁹ In dieser Interpretation wurde die Vision einer integrierten und demokratisch

⁶ Georg Daniel *Teutsch*: Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk. I. Leipzig 1874. Die Fortsetzung aus der Feder seines Sohnes: Friedrich *Teutsch*: Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk. II. Hermannstadt 1907.

⁷ Die Sachsen »erwähnen diesen Ruhm bis zum heutigen Tage mit Stolz«. *Neugeboren*: Az erdélyi szászok, 18.

⁸ Ebenda, 126. Der Verfasser publizierte vor dem Weltkrieg weitere Studien über die Kultur der Siebenbürger Sachsen: Emil *Neugeboren*: Az erdélyi szászok kultúrája. In: Huszadik Század 13 (1912) 245–261; E. *Neugeboren*: Die Nationalitätenpolitik Koloman von Szélls. Fünf Aufsätze. Nebst einer Erwiderung von K. H. Hermannstadt 1901.

⁹ *Neugeboren*: Az erdélyi szászok, 15–16, 36.

organisierten Gesellschaft deutlich, die ihren Ursprung in der mittelalterlichen Nation der Siebenbürger Sachsen fand. In der sächsischen Gesellschaft fehlten – im Gegensatz zu der ungarischen – die adligen Traditionen, und die Bauernschaft bildete einen Teil der Mittelschicht. Dieser Umstand garantierte die Bewahrung des Zusammengehörigkeitsbewusstseins und der »allgemeinen Freiheit«.¹⁰

Neugeboren stellte weitere Details über den *Demokratismus* der sächsischen Institutionen und Mentalität vor. Hochmut der Beamten sei unbekannt, und die gesellschaftlichen Unterschiede seien »in den kleinen bürgerlichen Gemeinschaften« weniger sichtbar. In den Städten dienten die Gewerkekörperschaften mit Zunfttraditionen, die Verbände für Kultur und Bildung sowie die Gaststätten und Kaffeehäuser als Bühnen des Soziallebens und der Öffentlichkeit. Bei den Sachsen komme es äußerst selten vor, dass sie übertrieben viel Karte spielten, da »sie nämlich allgemein als besonnen charakterisiert werden können, wodurch der Ausbruch der Spielsucht verhindert wird«. Als Folge der Jahrhunderte hindurch bestandenen autonomen Verwaltung stünden sie »jeglichem Paternalismus, der von oben kommt« feindlich gegenüber, und ihre gewählten politischen Körperschaften würden den Willen der Bürger vertreten.¹¹

Große Aufmerksamkeit widmete der Verfasser dem Dorfleben mit uralten Bräuchen und Sitten, die in die Zeit der Ansiedlung oder sogar in frühere Perioden zurückgingen. Die Bauernhäuser wurden in *fränkischem* Stil gebaut.¹² Die Nachbarschaften, die als Brand- und Vermögensschutz funktionierten und Waldarbeiten sowie Hausbau gemeinsam ausführten, außerdem die Institutionen, die das moralische Leben der Jugend in Bruder- und Schwesternschaften kontrollierten, stammten aus der *alten Heimat*. Die bäuerliche Kleidung als »erfreulicher« Anblick würde die volkstümlichen Traditionen ebenfalls bewahren.¹³

Es besteht wenig Zweifel daran, dass Neugeboren den korporativen Charakter des städtischen Lebens als Faktor idealisierte, der die Bewahrung der

¹⁰ Ebenda, 16, 37.

¹¹ Ebenda, 97–99.

¹² »Dies sind eingeschossige Gebäude, die sich der Länge nach in Richtung Hof erstrecken und mit den Gebäuden auf der anderen Seite einen schmalen Hof umgeben. Die Wohnzimmer liegen hoch, um in das Innere des Hauses eintreten zu können, muss man vom Hof einige Treppen hochlaufen. Die Treppen sind rundum gemauert und bilden einen überdachten Gang. [...] Durch das ganze Dorf wird ein Blick der Zusammengehörigkeit gewährt, der durch die zueinander gemauerten Torbögen noch deutlicher wird.« Ebenda, 100.

¹³ Ebenda, 102–105.

gesellschaftlichen Freiheit gewährleistete. Als Fortsetzung dieser Tradition galten im 19. Jahrhundert die Verbände, die den bürgerlichen Charakter des gesellschaftlichen Lebens, der Verhaltensweise und des Altruismus im Gegensatz zum »Herrencharakter« stärkten.¹⁴ Der Gemeinschaftsgedanke beziehungsweise die Visualisierung wurde bei der Darstellung der Bauern deutlich: Die Umgebung, die Einrichtung der Zimmer sowie die Kleidung vermittelten den Eindruck von Ordnung und Sauberkeit. Die sächsische Mundart, die neben dem Hochdeutschen als Sprache zur Übernahme der deutschen Kultur, als zweite Muttersprache der Sachsen galt, verband die städtische und die ländliche Bevölkerung miteinander und schuf eine gemeinsame Identität.¹⁵

Das Wirtschaftsleben half dem Leser, den »Charakter des sächsischen Volkes« kennenzulernen. In den Dörfern waren sowohl die Modernisierung – beispielsweise durch den Einsatz von Maschinen –, als auch die Tradition der gemeinsamen Nutzung des Landes zu finden, die dem *Unternehmergeist* im Wege standen. Die städtischen Bürger arbeiteten mit dem Fleiß der alten Handwerker, die Geldinstitute, die auf dem Prinzip der Gemeinnützigkeit und Solidarität beruhten, galten als Ausdrucksform der alten Genossenschaftsidee der Sachsen. Die kontinuierliche äußere Bedrohung prägte auch die wirtschaftliche Mentalität der Sachsen: Sparsamkeit und Zuverlässigkeit, fehlender Unternehmergeist, Ablehnung von Geschäftsrisiken und Profit: All dies war mit dem modernen bürgerlichen Kapitalismusgedanken nicht vereinbar.¹⁶

Die Zipser Sachsen

Neugeboren gab seinen Lehrerberuf auf und schlug die Laufbahn eines Journalisten und Politikers ein. Győző Bruckner (1877–1962), der in einem ähnlichen kulturellen Lebensraum aufgewachsen war, blieb bis zu seinem Lebensende Lehrer und Wissenschaftler.¹⁷ Er veröffentlichte verfassungshistorische, kirchenrechtliche und kulturgeschichtliche Studien über die Geschichte des

¹⁴ »Bei den Sachsen gibt es bei den Herren keine Nichtstuer ohne Beruf.« Ebenda, 98.

¹⁵ Ebenda, 106–107.

¹⁶ Ebenda, 122–123. Zur Tradition der sächsischen ständischen Nation und der bürgerlichen Ideologie: Pál Binder: Az erdélyi szász polgári öntudat kialakulása. In: Korunk 41 (1982) 287–293.

¹⁷ Er wurde in einer Zipser sächsischen Familie geboren. Nach Besuch der evangelischen Lyzeen in Käsmark (*Késmárk*, *Kežmarok*) und Ödenburg (*Sopron*) erwarb er sein Lehrerdiplom und den Dokortitel an der Pester Universität. Ab 1903 war er Lehrer am Gymnasium in Zipser Neudorf (*Igló*, *Spišská Nová Ves*), von 1910 bis 1919 an der evangelischen Rechts-

Komitats Zips (*Szepes, Spiš*) und die Zipser Sachsen. Ähnlich Neugeboren, beschäftigte er sich mit den historischen Vorrechten, der *Communitas* und dem Zipser Recht (*Zipser Willkür*), das infolge der Kodifizierung des Gewohnheitsrechts erarbeitet worden war. Daraus wurden aber keine Argumente für die Nationbildung abgeleitet. In der Reformzeit, als Ungarisch im Königreich Ungarn Amtssprache wurde, sind die Zipser Sachsen »unter Erwägung der wichtigen Vorteile und Wohltaten, die ihnen von den ungarischen Königen stets zuteil wurden, zu Magyaren geworden, was das Gefühl (nicht die Sprache) angeht. Die Sachsen wurden nützliche, tapfere, verlässliche und patriotisch gesinnte Mitglieder der ungarischen Nation und zu engagierten Apostel der Idee des ungarischen Nationalstaates.« Die 1876 aufgelöste sächsische Selbstverwaltung »war gar nicht erforderlich«, da dieses Volk das ungarische Recht beachtete und »zum leiblichen Kind unserer ungarischen Heimat wurde«. ¹⁸

Bruckner identifizierte sich mit dem politischen Nationskonzept, das auf der Kontinuität des ungarischen Staates beruhte, ergänzt um die historische Bestätigung der kulturtragenden Rolle der Sachsen. Nach der Ansiedlung war die Bewirtschaftung der brachliegenden Länder, die Urbanisierung und der blühende Handel den Sachsen zuzurechnen, die Zunftbriefe zeugen vom Fachwissen der Handwerker. ¹⁹ Der Verfasser schrieb im Rahmen seines wissenschaftlichen Programms über die Zeremonien und Rituale der Zünfte sowie über das reiche Brauchtum, das mit den Ereignissen des Familienlebens, den Feiertagen und dem Alltag verbunden war. Bruckner hielt die Kombination von Rechtsgeschichte und Ethnografie sowie die Sammlung der städtischen Bräuche vom 15. bis zum 18. Jahrhundert für wichtige Voraussetzungen einer mentalitätsgeschichtlichen Erforschung des Rechtslebens. ²⁰ Er hob die Volkseinheit der Sachsen hervor, indem er das Gansreißen der Metzgerburschen in Käsmark, die Burscheneinweihungen und Verlobungsfeier beziehungsweise die damit verbundenen Sinnbilder und Symbole darstellte. ²¹

Diese Einheit war aber im Laufe der Geschichte ständig gefährdet. König Sigismund verpfändete im Jahre 1412 16 Zipser Städte, und die verbliebenen Siedlungen wurden von den Leibherren verwaltet. Das Zipser Volk »konnte

akademie in Eperjes (*Eperjes, Prešov*), nach 1920 an der Rechtsakademie zu Miskolc. István *Stipta*: Bruckner Győző. In: *Gerundium. Egyetemtörténeti közlemények* 3 (2012) 15–24.

¹⁸ Győző *Bruckner*: *A szepesi szász nép*. Budapest 1913, 40–42.

¹⁹ Ebenda, 60–61.

²⁰ Győző *Bruckner*: *A magyar jogtörténetírás folklóre-isztikus hiányai*. Miskolc 1926.

²¹ *Bruckner*: *A szepesi szász nép*, 61–66, 85–99.

sich mit der Leibeigenschaft nicht abfinden, die früher blühenden Städtchen starben oder wurden slowakisiert.« Dieser Prozess intensivierte sich laut Bruckner im 19. Jahrhundert bedenklich. Wegen der Krise des Handwerks wanderten Zipser Handwerker nach Übersee aus. Die zurückgebliebenen Meister waren gezwungen, unzuverlässige und ungebildete, »hinsichtlich geistiger Fähigkeiten mit den Sachsen nicht vergleichbare Slowaken« als Lehrlingen aufzunehmen, die oftmals durch Heirat in die Familie kamen und zuerst ihre Frauen, später auch die Kinder »slowakisierten«. Das alles bedeutete »für den Staat einen nennenswerten moralischen und politischen Verlust«. Die Zipser Kaufleute fanden »starke Konkurrenten« in den aus Galizien eingewanderten Juden, die aber »aus gesundheitlichen und politischen Gründen noch gefährlicher als die Slowaken« waren.²²

Neugeboren ließ die anderen Nationalitäten Siebenbürgens und des Sachsenlandes außer Acht und glaubte an die kulturbewahrende Macht der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Institutionen sowie der kleinen siebenbürgisch-sächsischen Gemeinden. Bruckner betrachtete die ethnischen Prozesse, die Gefährdung des ethnischen Charakters der Zipser Sachsen – also die Assimilation – mit Sorge. Dadurch wurde die Thematisierung der Vergangenheit beeinflusst und das politische Nationskonzept mit dem Etatismus verknüpft. Bruckners hielt die *Rettung* der Sachsen für Staatsinteresse und erwartete die Fürsorge der ungarischen Regierung – zum Beispiel durch finanzielle Unterstützung der Handwerker und Errichtung von Lehrlingsheimen.²³

Neugeboren stellte eine seinem Ideal entsprechende *demokratische* Gesellschaft vor. Im Gegensatz dazu nahm Bruckner die einstigen ständischen und Vermögensunterschiede wahr. Im 17. Jahrhundert hielten die wohlhabenden Bürger von Leutschau (*Lőcse, Levoča*) prachtvolle Hochzeitsfeiern ab, die wochenlang dauerten, weshalb der Stadtrat es für sinnvoll hielt, die Anzahl

²² Ebenda, 22, 68–69, 76.

²³ Ebenda, 68–70. Der Vergleich der Besonderheiten des sächsischen und des slowakischen Volkes und die Interpretation der Assimilation als *kulturellen Verfall* führten bei Bruckner nach der Aufteilung Ungarns 1918–1920 zum ethnischen Nationalismus und zur Annahme der kulturellen Überlegenheit. Bruckner diente den zunehmenden Autonomiebestrebungen der Zipser Deutschen. Er veröffentlichte 1922 erneut eine Studie über das Komitat Zips mit dem Ziel, in erster Linie vor den Ausländern »die kulturelle Überlegenheit der Zipser Deutschen im Vergleich zu den anderen Einwohnern des Komitats Zips zu beweisen [...]. Das Komitat Zips blieb ein einheitliches Zipser Kulturgebiet, zusammengeschweißt durch seine hohe und traditionsreiche Kultur.« Győző Bruckner: *A Szepesség népe. Néprajzi és művelődéstörténeti tanulmány*. Budapest 1922, 3.

der Gäste und die Menge der Speisen festzulegen. Die Kleidung der gesellschaftlichen Schichten war unterschiedlich, und die Vorsteher achteten darauf, dass sich jeder seinem Stand entsprechend anzog. Leutschauer Dienstmädchen war es ab 1651 verboten, goldene Posamantierwaren, teure kronraschene Schürzen und hübsche Käppchen-Schuhe zu tragen.²⁴ Fünf Jahre später wurde der Vertreter der Stadt, János Spillenberg, der anstatt der Schürze mit deutschem Schnitt und Niederschuhen einen *Mente* (Pelz) und rote Stiefel trug, zur Zahlung von 40 Stübchen Wein verurteilt.²⁵ Die Kleidungsstücke und die Farben halfen im 16. und 17. Jahrhundert, den sozialen Status zu repräsentieren und das sächsische Bürgertum zu identifizieren; sie stärkten das von Stand, Religion, Lokalität und Gewohnheitsrecht geprägte Gruppenbewusstsein.²⁶ Spillenberg hatte jedoch – gegen den Willen des städtischen Rates – die traditionelle Kleidung der ungarischen Adligen gewählt.

Bruckner formulierte bereits seine eigene Erfahrung über die gesellschaftlichen und Akkulturationsprozesse am Ende des 19. Jahrhunderts. Das sächsische Volk »vermischte sich« so sehr mit den Magyaren und den Slawen, dass es »in ethnografischer Hinsicht heute keinen originalen Typ mehr aufweist«. Die Bekleidung und die Bräuche hätten bereits slowakische Einflüsse, daher seien nunmehr die seelischen Merkmale und die inneren Eigenschaften für die Identifizierung geeignet. Die schönsten Eigenschaften der Sachsen seien »Zurückhaltung, Zuverlässigkeit und Tugendhaftigkeit«,²⁷ eng strukturiertes Familienleben, unendlicher Fleiß; für ihr Wissensdurst sei »die deutsche Gründlichkeit« charakteristisch. Ihre unverwechselbaren Eigenschaften seien die fröhliche Gemütlichkeit, Humor und Spaß in den Partnerbeziehungen, die auch bei der Unterscheidung von den Einwohnern der benachbarten Gemeinden eine Rolle spielten.²⁸

Die Autostereotype enthielten auch negative Konnotationen. In dem Komitat Zips wurden »die kleinlichen Spießbürger mit dem Wort ›Kozupiner«

²⁴ Derjenige, der gegen die Regelungen verstieß, musste sich vom Henker auf offener Straße nackt ausziehen lassen.

²⁵ *Bruckner*: A szepesi szász nép, 90, 109–112.

²⁶ Aufgrund der von Bruckner verwendeten Vermögenaufnahmen und Inventare sowie seiner eigenen Bewertung (»besonders groß war die Pracht bei Kleidungsartikeln«) lässt sich auf eine »Verswendungskultur« der vermögenden sächsischen Bürger schließen. Ebenda, 111. Vgl. Hans *Medick*: Weben und Überleben in Laichingen 1650–1900. Lokalgeschichte als Allgemeine Geschichte. Göttingen 1997, 379–446; Helmut *Müller*: Die kleinbürgerliche Familie im 18. Jahrhundert. Verhalten und Gruppenkultur. Berlin 1969, 138.

²⁷ Hervorhebung im Original.

²⁸ *Bruckner*: A szepesi szász nép, 162–167.

bezeichnet«,²⁹ schrieb Bruckner. Diese Eigenschaften seien bei fast jedem städtischen Bürger anzutreffen: Sie beharrten auf ihren überholten Idealen mit starrem Konservativismus, seien gegenüber Neuigkeiten zurückhaltend, gegenüber Fremden misstrauisch, obwohl sie »ganz gerne Groschen« hätten.³⁰ Gewiss projizierte der juristisch gebildete Lehrer aus der Mittelschicht seine eigenen Werte auf die Sachsen. Durch deren positiven Eigenschaften – wie Familiensinn, Kinderliebe, Tugendhaftigkeit, Allgemeinbildung und Hochschätzung der Kultur – wurden seine Identität und sein Gruppenbewusstsein gestärkt. Die im folkloristischen Erzählkontext abgemilderte Kritik an der spießbürgerlichen Rückständigkeit regte eine gesellschaftliche Modernisierung an.

Die Deutschen in Südungarn

Es ist noch schwieriger, die Identität von Géza Czirbusz (1853–1920)³¹ aufgrund der Darstellung der Deutschen in Südungarn lediglich mit den lexikalischen Angaben seines vielseitigen Lebens zu interpretieren, weshalb der Text auch diesmal nur als Ausgangspunkt dient. Im Vorwort formulierte er seine wissenschaftliche Zielsetzung: Beseitigung des über die fremdsprachigen Völker tief verwurzelten »Aberglaubens« sowie die wirklichkeitsgetreue Erneuerung der sich ständig ändernden und deshalb schnell überholten »eth-

²⁹ Die Etymologie des Wortes wurde von einem Feuilletonisten der Tageszeitung „Pesti Napló“ entschlüsselt: *Kozup* ist eine Art handgeflochtene Tasche aus Binsen, die im Winter von Slowaken angefertigt wurde und von den Herren immer – bildlich gesprochen – auf der Seite getragen wurde. Ein *Kozupiner* ist also ein Zipser *Taschentragender*. Der Ausdruck selbst weist auf die sprachlich-kulturelle Vermischung hin; womöglich wurde dieser Spottname von den Slowaken den Sachsen verliehen. Janka *Nogáll*: *Az ár ellen*. In: *Pesti Napló*, 5. November 1897.

³⁰ *Bruckner*: *A szepesi szász nép*, 163.

³¹ Er wurde in Kaschau (*Kassa, Košice*) geboren. Sein Vater war Handwerker aus einer katholischen Kantorenfamilie, sein Großvater mütterlicherseits lutheranischer Pfarrer, sein Onkel Lehrer am evangelischen Lyzeum in Preßburg (*Pozsony, Bratislava*). Mit seiner Mutter sprach er seit seiner Kindheit deutsch, so war neben Ungarisch auch Deutsch seine Muttersprache. Nach der Schulausbildung in Kaschau studierte er an der Pester Universität, wo er 1884 sein Diplom als Geografie- und Geschichtslehrer erhielt. Zwischenzeitlich trat er in den Piaristenorden ein und wurde 1878 ordiniert. Er unterrichtete in den Sekundarschulen des Ordens in verschiedenen Städten des Königreiches Ungarn. 1910 wurde er zum Professor am Lehrstuhl für Geografie der Pester Universität ernannt. Zoltán *Hajdú*: *Lehetett-e Nagybecskerekéről látni a világot, a Monarchiát és az országot a dualizmus korszakának végén?* In: *Etnikai lepeorellő Közép-Európából – kiadványsorozatok tükrében*. Tanulmányok. Hg. László Kupa. Pécs 2013, 157–168.

nografischen Bilder«. Die ausgewählte Volksgruppe betrachtete er – anders als Neugeboren und Bruckner – »von Außen« und »wie die Reichsdeutschen«. Er interessierte sich dafür, »wie weit sich die Kraft zur Aufrechterhaltung der Volksgruppe, des Blutes erstreckt, und inwieweit die ethnischen Merkmale durch die Umgebung und durch den wirtschaftlichen Lebensraum modifiziert« wurden.³²

Czirbusz galt in Ungarn als Gründer der Anthropogeografie, der menschenorientierten Beschreibung der Erde. Dieser Ansatz ermöglichte ihm auch die vereinfachte Adaptierung philosophischer Ideen und sozialwissenschaftlicher Trends. Er kannte die zeitgenössischen Vorstellungen über die räumliche Einheit der Volksgruppen, die Thesen der Milieuthorie sowie des Sozialdarwinismus, der für ihn nicht zu einer einheitlichen Denkweise wurde, ihn aber dennoch beeinflusste.

Der Verfasser stellte die Deutschen in Südungarn im räumlichen Kontext dar und skizzierte »den Kampf für das geografische Sein« der Nationalitäten des Königreiches aufgrund von Volkszählungs- und Geburtsstatistiken. Der Anteil der Magyaren stieg im 19. Jahrhundert an und erreichte 1910 54 Prozent. Das *Übergewicht* der Staatsnation galt in jeder Hinsicht: in den intellektuellen Berufen, der Industrie, den Schulen und hinsichtlich der Steuerlast; dementsprechend »war die Herausbildung eines Nationalstaates kein Phantom mehr«. ³³ Statt historischer und öffentlich-rechtlicher Argumente wurde anhand sozialgeografisch-statistischer Daten der Anspruch auf eine einheitliche politische ungarische Nation bestätigt, wobei jedoch dieser Anspruch gefährdet war. Ungarn steckte zwischen den Rumänen und Südslawen, und im Norden, Osten und Süden bildeten sich neue kulturelle Zusammenschlüsse, daher »können wir nur mit der Sympathie der westlichen und mitteleuropäischen Deutschen rechnen«. Ein Jahr vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs spielte vermutlich die außenpolitische Orientierung der Österreichisch-Ungarischen Monarchie eine Rolle bei der Neuinterpretation der Herderschen Prophezeiung über den ungarischen Überlebenskampf: Czirbusz schrieb über das Ungarn umgebende »ethnografische Meer« des slawischen und des rumänischen Volkes und betrachtete die südungarischen Schwaben, die den Magyaren kulturell nahestanden, als Verbündete in diesem Kampf.³⁴

³² Géza Czirbusz: *A délmagyarországi németek*. Budapest 1913, 3–4.

³³ Ebenda, 14, 19.

³⁴ Ebenda, 16–17, 32.

Zu welchen Stereotypen führte dies bei der Darstellung der Deutschen in Südungarn? Sie galten als treue Unterstützer des ungarischen Staatsgedankens, die nicht nach wirtschaftlicher und kultureller Autonomie strebten, sich vom Deutschen Kaiserreich und von den österreichischen Deutschen fernhielten und auch in den lokalen Gemeinschaften keine Politik betrieben.³⁵ Diese Verhaltensformen erwarteten die ungarischen Regierungen gegen Ende des 19. Jahrhunderts von jeder Nationalität, als Individuum und als Gemeinschaft.

Wesentlich mehr Aufmerksamkeit schenkte Czirbusz der Beschreibung der körperlichen Merkmale, womit sich weder Neugeborenen noch Bruckner beschäftigt hatte. »Was die äußere Erscheinung angeht, zeigt der Schwabe mit seiner gewölbten hohen und weiten Stirn, mit seinem beinahe mondformigen Gesicht, mit dicken Knochen und stark hervorstehender Nase, buschigen Augenbrauen, großen Füßen und knöchigen Händen, kurzem Hals den Typ eines selbstbewußten Menschen mit viel Ausdauer und gesundem Blut. Echt harter Bauerntyp [...]. Wegen seiner langen Gliedmaßen und seinem mühseligen Gang wurde er in Deutschland genauso zum Gegenstand des Spottes wie bei uns, wo er als tölpelhaft verspottet wird [...]. Als Jugendlicher trägt er zwar einen Bart, im Mannesalter rasiert er sich aber. Derjenige, der das nicht tut, verliert bald auch den schwäbischen Charakter, wie auch das Mädchen, das nicht länger als ein schwäbisches Mädchen gilt, wenn es das schwäbische Haarkämmen lässt und die Haare zum Zopf trägt.«³⁶ Der Beobachter wurde durch seine ethnografische, anthropologische und humangeografische wissenschaftliche Ambition bei der Festlegung der sichtbaren Merkmale geleitet. Er unterschied nördliche Teuton- und südliche Alemann-Typen, wobei die teils karikaturartige, auch auf die inneren Eigenschaften hinweisenden körperlichen Merkmale geeignet waren, die soziale Lage (Bauerntyp) festzuhalten und die Nationalitäten einander gegenüberzustellen: Der für die Magyaren charakteristische Bart und Zopf stand »ganz im Gegensatz zu dem schwäbischen Charakter«. Der Verfasser ordnete sogar die sich unterscheidenden und vermischenden ethnischen Gruppen in einer klaren Wertehierarchie ein. Die Schwaben heirateten zumeist untereinander, »gemischtblütige« Ehen traf man höchstens in den kleineren Städten unter den Handwerkern und »Zinsbauern«. Die »Mischung der Deutschen und der Rumänen und die

³⁵ Ebenda, 39, 124.

³⁶ Czirbusz hob hervor, dass er den Ausdruck *Schwabe* nicht als Spottnamen benutzte. Ebenda, 68–70, 126.

Kinder von deutsch-serbischen Eltern sind eine hübsche, schlanke, lebendige Generation, die aber ethnisch gesehen wenig wert ist«. ³⁷

An der Bekleidung konnten die ethnischen Unterschiede nicht festgestellt werden, denn die traditionelle Bekleidung in den Dörfern verschwand. Die Wirtschaftsweise jedoch war untrennbar mit dem schwäbischen Charakter verbunden. Seit dem 18. Jahrhundert waren die Schwaben die Begründer der Agrarkultur in Südungarn, sie bewirtschafteten Weiden und legten Sümpfe trocken. Deshalb lobte Czirbusz die habsburgische Ansiedlungspolitik unter Karl VI./III. und Maria Theresia. Die Schwaben führten auch die Innenwirtschaft und die moderne Tierhaltung ein und waren aufgrund ihrer wirtschaftlichen Erfahrungen sowie ihres Fleißes den anderen Nationalitäten »überlegen«. Dieses war seit langer Zeit ein stereotypes Element im Bild über die schwäbischen Bauern, die durch ihre dem Staat nützliche, ansässige und ordentliche Lebensform mit viel Arbeit und reichem Kindersegen zum kontrollierbaren und erziehbaren, familienorientierten, friedlichen Bauern geworden waren. Dadurch waren die schwäbischen Bauern nicht nur für den Geografen ein Ideal, der die Staatsinteressen vom Anfang des 20. Jahrhunderts vertrat, sondern auch für seine Vorgänger im 18. und 19. Jahrhundert. ³⁸ Dieses Bild wurde aber um neue Nuancen ergänzt. Ungarn war ein Agrarland, und die Schwaben sagten stolz über sich selbst, dass sie Bauern waren, denn die »Bauern sind überall moralisch, ³⁹ da dies das Rückgrat der Nation ist. Durch ihre Steuern wird das Land, durch ihr Blut das städtische Volk aufrechterhalten«. In diesem Teil des Textes verschmelzen *Bauern* und *Schwaben* semantisch und werden zum Archetyp der durch christliche Moral und Bräuche geregelten patriarchalischen Lebensform und zum Träger der gemeinschaftsorientiert ausgelegten Nation.

Dieser ideologische Charakter wurde mit den Argumenten der kaum wissenschaftlichen Alltagspsychologie vervollständigt. Der Geograf verwendete öfter den Ausdruck »kollektive Psychologie«, und die Schwaben bewahrten sich sowohl in ihren Siedlungssystemen als auch »seelisch viele keltische

³⁷ Ebenda, 69.

³⁸ Ebenda, 72, 81–85; András Vári: Etnikai sztereotípiák a Habsburg Birodalomban a 19. század elején. A sztereotípiaképzés funkciói és az állam tudománya, a statisztika kifejlődése. In: Szomszédok világi. Kép, önkép és a másiktól alkotott kép. Hgg. Judit Klement [u. a.]. Budapest 2006, 89–126, hier 102–103.

³⁹ Als statistischer Nachweis hierfür galt, dass der Anteil der unehelichen Kinder sowohl bei den Deutschen als auch bei den Magyaren lediglich neun Prozent, bei den Rumänen jedoch 13–15 Prozent betrug. Czirbusz: A délmagyarországi németek, 114, 116.

Merkmale«: Lust zum Singen und Tanzen sowie ihre »mystische Gesinnung«, weshalb sie neben ihrer tiefen Religiosität dem Aberglauben anhängen.⁴⁰

Czirbusz beschrieb allerdings auch die Charaktermängel der Schwaben. Die Männer seien unmanierlich, die Kinder unerzogen und würden den Anforderungen der Höflichkeit nicht gerecht. Der ungarische Bauer sei viel anständiger gegenüber den städtischen »Herren im Anzug«, ebenso gegenüber den Dorfvorstehern. Der Schwabe »schwenkt seinen Hut sogar vor seinem eigenen Pfarrer, Notar oder Stuhlrichter nicht«. Äußerte sich der Verfasser früher als Geograf und Ethnograf, wurde er diesmal zum Mitglied der Mittelschicht der *Herren*, das mit den Dorfbewohnern Kontakt aufnimmt. Dies ist ein Hinweis auf die in einer Persönlichkeit zusammenwachsenden, aber doch unterschiedlichen Rollen, welche die Völkerbeschreibungen bestimmten. Die *bäuerliche Unmanierlichkeit* der Schwaben bedeutete diesmal einen Mangel an Ehrerbietung und Demut.⁴¹

Der Wissenschaftler unterschied Wirtschaftsbezirke und nahm die regionale Gliederung, die Wanderung der Bevölkerung und die Veränderungen der Lebensweise wahr. Die deutschen, ungarischen, serbischen und rumänischen Bauern, die sich in den Städten ansiedelten und als Handwerker oder als Arbeiter selbständig wurden, kleideten sich einheitlich. Sie trugen einen runden weichen Hut, eine ausgeschnittene Weste, Pantalons, Wams mit kurzem Kragen und Schuhe. Damit unterschieden sie sich von den Landbesitzern, die in Jagdmantel, Kniehose und Stiefeln herumliefen, sowie von der »internationalen Lateinerklasse« mit steifem Hut, Zylinder und Handschuhen. Im Komitat Karasch-Severin (*Krassó-Szörény, Caraş-Severin*) legten die in den Fabriken und Bergwerken arbeitenden Deutschen ihre Gewohnheiten ab, verloren ihren »volkstümlichen Charakter« und wurden zu »gehorsamen und geduldigen Maschinen, die sich nur um die Gegenwart und den Lebensunterhalt kümmern, mehrere Sprachen sprechen, aber keine einzige können«. Dieses Motiv kam im Text mehrmals vor. Der Verfasser idealisierte die natürliche Lebensform auf dem Land, welche die ursprünglichen schwäbischen kulturellen, nationalen und seelischen Merkmale sowie die mitgebrachte Sprache bewahrten. Im Gegensatz dazu wurden die Mitglieder der verschiedenen Volksgruppen vom fremden städtischen Umfeld und von der Arbeit in den Fabriken homogenisiert und in eine Masse ohne eigene Kultur verwand-

⁴⁰ Ebenda, 44–45, 108, 127–128, 194.

⁴¹ Ebenda, 160–161, 192.

delt.⁴² Somit enthalten diese Völkerbeschreibungen auch eine in stereotype Klischees vereinfachte Kritik des Kapitalismus.

Zusammenfassung

In der 1913 veröffentlichten Publikationsreihe wollte man die Nationalitäten im Königreich Ungarn der *gebildeten* Öffentlichkeit näher bringen. Die Verfasser beschrieben die Volksgruppen historisch und kulturell, außerdem formulierten sie gesellschaftliche und gemeinschaftsbildende Strategien. Alle bezogen Stellung zum politischen Nationskonzept – offen oder *zwischen den Zeilen*. Neugeboren akzeptierte die föderative Ordnung des Reiches, seiner Ansicht nach verfügten die Siebenbürger Sachsen über eine eigene »politische Kultur«.⁴³ Bruckner und Czirbusz identifizierten sich mit der gängigen offiziellen Auslegung, die Zipser Sachsen und die Deutschen in Südungarn seien Mitglieder der ungarischen Nation und Unterstützer der ungarischen Staatsidee.

Die Darstellung der ethnischen Besonderheiten war in allen drei Beschreibungen von zentraler Bedeutung. Neugeboren argumentierte im Sinne der Auffassung der siebenbürgisch-sächsischen Geschichtsschreibung mit dem Dialekt, dem Bauernhaustyp und der Institution der Brüderlichkeit für die bis in die Antike zurückreichende Kontinuität, ließ aber die anderen Nationalitäten außer Acht. Bruckner setzte seine eigenen rechts- und kulturgeschichtlichen Forschungen für die historische Bestätigung der kollektiven Identität ein und übernahm mit dem politischen Nationskonzept auch die *Assimilationsrhetorik*. Seine ethnokulturelle Kategorisierung war hierarchisch geprägt – die Kultur der Zipser Sachsen sei der Kultur der Slowaken überlegen –, so verwundert es nicht, dass er die *Slowakisierung* mit Sorge betrachtete. Czirbusz befürchtete die Eingliederung in die ungarische Bevölkerung, ergänzte die kulturelle und ethnozentrierte Auslegung um biologische Facetten aus ethnografisch-geografischen Arbeiten und bezeichnete die ethnisch »gemischte« Bevölkerung als »wenig wert«.

Die ausgewählten Völkerbeschreibungen umfassten auch gesellschaftliche Konzepte und Werte. Wesentliche Charakterzüge des siebenbürgisch-sächsischen Bürgers waren die Unabhängigkeit vom Staat, die Bildung sowie die Bewahrung der Traditionen einer Handwerkerkultur. Bruckner kannte den

⁴² Ebenda, 74, 103–104, 135.

⁴³ *Neugeboren: Az erdélyi szászok*, 127.

Stand der städtischen Bürger in der frühen Neuzeit und nahm den *spießbürgerlichen* Konservatismus ihrer Nachfolger im 19. Jahrhundert kritisch wahr. Czirbusz zeichnete das Bild einer Gesellschaft der Stände⁴⁴ und lehnte sowohl das Kleinbürgertum als auch das Proletariat als Faktoren ab, denen er negative Auswirkungen auf den Bestand der ethnokulturellen Gruppe zuschrieb.

⁴⁴ Der Schwabe »betrachtet die aus dem Bauernstand Ausgetretenen nicht als zu ihm passend«. *Czirbusz: A délmagyarországi németek*, 110.

Rita Kiss, Schwabhausen

Magyaren in Deutschland (1945–1950)

Die 1945er ungarischen Emigranten in Bayern*

Beinahe eine Million Ungarn erlebten das Ende des Zweiten Weltkrieges im Ausland, überwiegend in Westeuropa. Nachdem Ungarn Kriegsschauplatz geworden war, flohen zahlreiche Ungarn in den Jahren 1944 und 1945 über Österreich nach Deutschland. Nach Kriegsende kehrten viele in ihr Heimatland zurück, dennoch lebten 1948 etwa 20.000 ungarische Flüchtlinge in Notunterkünften in Bayern. Hier gründeten sie Vereine, Hilfsorganisationen und Schulen, gaben Zeitungen und Zeitschriften auf Ungarisch heraus. Die Ungarn bildeten eine der vielen Gruppen, die in den letzten Kriegsjahren nach Bayern gelangt waren. Wie und wo sie im Freistaat lebten und welche Chancen sie für eine Rückwanderung in die Heimat, für eine Emigration aus oder eine Integration in Bayern hatten, sind Fragen, denen sich diese Studie widmet. Außerdem steht das kulturelle und soziale Leben der Ungarn in der bayerischen Nachkriegszeit im Mittelpunkt.

Forschungslage

Das geringe Forschungsinteresse an nichtdeutschen Flüchtlingen wie den Ungarn lässt sich unter anderem durch den geschichtswissenschaftlichen Fokus auf die deutschen Flüchtlinge und Vertriebene (Heimatvertriebene) erklären.¹ In der ungarischen Forschung stießen zum einen die vertriebenen Ungarndeutschen auf großes Interesse, zum anderen diejenigen Ungarn, die

* Stark gekürzte und überarbeitete Fassung der im Wintersemester 2003 unter dem Titel „Magyarok Németországban (1945–1950). A „negyvenötös“ bajorországi magyar emigráció“ an der Eötvös-Loránd-Universität zu Budapest eingereichten Magisterarbeit. Betreuer war Dr. habil. István Németh.

¹ Erst 2012 erschien eine Studie, die sich mit Menschen unterschiedlicher Herkunft im Landkreis Mühldorf am Inn auseinandersetzt. Sandra Bisping: „Öffnung zur Welt.“ Einheimische und Fremde im Landkreis Mühldorf am Inn 1945–1952. St. Ottilien 2012.

wegen des *Bevölkerungsaustausches* mit der Tschechoslowakei ihre Wohnsitze verlassen mussten. Die ersten Aufarbeitungen des Themas *Ungarn im Ausland* stammen von Autoren, die selbst aus Ungarn emigriert waren. So gab Gyula Borbándi (1919–2014)² in seiner Studie „Der Lebenslauf der ungarischen Emigration 1945–1990“³ einen umfassenden Überblick über die verschiedenen Emigrationswellen aus Ungarn. Borbándi, der seit 1949 im schweizerischen und später deutschen Exil lebte, untersuchte die Geschichte der Exilungarn zwischen 1945 und 1985 mit Schwerpunkt auf kulturelle, gesellschaftliche und politische Institutionen. Sein Werk gilt als Grundlagenwerk der ungarischen Emigrationsgeschichte. Als Journalist und Verleger der Exilzeitschrift „Független Magyarországnak“ (*Unabhängiges Ungarn*) in Sidney wusste Kázmér Nagy (1920–1985), der ab 1948 in Australien und ab 1968 in England im Exil gelebt hatte, viel über das ungarische Exil im Westen. Mit dessen Geschichte von 1945 bis 1964 hatte er sich in seinem Werk „Die verlorene Verfassung. Die ungarische politische Emigration 1945–1975“ eingehend befasst.⁴ Seine langjährige Tätigkeit als Journalist ermöglichte ihm dabei auch einen umfassenden Einblick in die publizistischen Tätigkeiten der Exil-Ungarn.

Die ungarischen Emigranten wurden in der nach János Kádár (1912–1989)⁵ benannten Ära als Dissidenten gebrandmarkt. Dieser negativ konnotierte Begriff wurde insbesondere für diejenigen verwendet, die nach dem Ungarn-Aufstand 1956 das Land verlassen hatten. Die historische Aufarbeitung der Nachkriegsjahre wurde erst mit der politischen Wende von 1989/1990

² Publizist, Historiker, Redakteur, verließ Ungarn 1949 aus politischen Gründen. Nach einem zweijährigen Aufenthalt in der Schweiz lebte er in München und arbeitete beim Sender Freies Europa. Als Mitbegründer und einer der Redakteure der ungarischen Exilzeitschrift „Látóhatár“ (1951), später „Új Látóhatár“, kannte er Exilungarn aus der ganzen Welt, mit denen er regen Briefkontakt hielt. Mit dieser Zeitschrift bot er eine kulturelle und wissenschaftliche Plattform für ungarischsprachige Publikationen im Ausland.

³ Gyula Borbándi: *A magyar emigráció életrajza 1945–1985*. Bern 1985. Zweite Ausgabe in zwei Bänden: I–II. Budapest 1989.

⁴ Kázmér Nagy: *Elveszett alkotmány. A magyar politikai emigráció 1945–1975*. Budapest 1984.

⁵ War seit 1945 Mitglied des Politbüros der ungarischen kommunistischen Partei und 1948–1950 Innenminister. Nach seiner Amtsenthebung wurde er aus der Partei ausgeschlossen, 1954 jedoch rehabilitiert. Während des Ungarn-Aufstands 1956 war er Mitglied der revolutionären Regierung von Imre Nagy (1896–1958), bildete aber im November 1956 eine Gegenregierung und bat um sowjetische militärische Intervention. 1956–1988 war er Generalsekretär der Staatspartei, 1956–1958 und 1961–1965 zudem Ministerpräsident.

möglich, wobei das Forschungsinteresse primär auf der Neubewertung der Vorgänge von 1956 lag.

Quellenlage

Aufgrund der Wirren in den letzten Kriegsmonaten wurden die Ministerien mit staatlicher Anordnung aus Ungarn ausgesiedelt, wobei viele Dokumente verloren gingen. Aus diesem Grund sind die schriftlichen Überlieferungen sehr dürftig. Als bedeutendste Quelle liegen die im Exil herausgegebenen Zeitungen und Zeitschriften vor. Diese reichhaltige Periodikasammlung gelangte 2002 aus dem Ungarischen Institut München ins Petöfi Literaturmuseum (*Petőfi Irodalmi Múzeum*) nach Budapest. Das Schriftgut besteht unter anderem aus vollständigen Reihen der in den ersten Nachkriegsjahren von ungarischen Exilanten in Bayern herausgegebenen Zeitungen und Zeitschriften.⁶ Diese publizistischen Schriften liefern wertvolle Einblicke in das Alltagsleben der Ungarn in den ausgehenden 1940er Jahren in Bayern. Die frühesten Ausgaben stammen aus dem Jahr 1946. Ab 1948 erschien in München das Wochenblatt „Hungária“, das über den Alltag, die finanziellen Schwierigkeiten sowie über kulturelle und politische Organisationen der Ungarn im bayerischen Exil regelmäßig informierte. Ergänzungen zu den ungarischen Zeitungsartikeln stellen im Bayerischen Hauptstaatsarchiv überlieferte Akten dar. Die Unterlagen der Staatskanzlei enthalten ausführliches statistisches Material zur Anzahl der in Bayern lebenden Flüchtlinge, das nach deren jeweiligen Staatsangehörigkeit gegliedert ist.⁷ Auch die Bestände der Landesflüchtlingsverwaltung und der amerikanischen Militärregierung, die für die Betreuung und Rückführung der Ungarn relevant waren, wurden gesichtet.⁸

⁶ Für vorliegenden Beitrag wurden folgende Blätter konsultiert: *Hadak Útján* (Jahrgang 2–4, Mai 1950 – Dezember 1952, Nr. 13–44); *Hídverők* (Jahrgang 1, Januar – Dezember 1948, Nr. 3–6, 8–12, 14–15; Jahrgang 5, Januar – Juni 1952, Nr. 2–12; Jahrgang 6, Januar – Dezember 1953, Nr. 1–24); *Hungária* (Jahrgang 1, Januar – Dezember 1948, Nr. 1–50; Jahrgang 2, Januar – 2. Dezember 1949, Nr. 1–47); *Központi Tájékoztató. A., Hadak Útján* „elődje“ (Jahrgang 1, April 1949 – April 1950; Nr. 6–12); *Magyar Vándor* (Jahrgang 1, Dezember 1946 – Juni 1947, Nr. 3–4, 10, 16, 18–22, 25–28; Jahrgang 2, Januar – Juni 1948, Nr. 1–15, 17–26); *Pásztortűz* (Jahrgang 1, April 1948, Nr. 3; Jahrgang 2, April, Mai, Oktober 1949, Nr. 1–3).

⁷ Bayerisches Hauptstaatsarchiv, München. Staatskanzlei [im Folgenden: BayHStA StK]. 14890, 14891.

⁸ BayHStA Landflüchtlingsverwaltung [im Folgenden: LfV]. 533, 541, 565, 586, 625, 672, 844, 854, 861, 887, 1256, 1645, 2092; Ebenda, Office of Military Government for Bavaria. 15/102–2/006.

Bayern bildete zwischen 1945/1946 und 1949/1950 das Zentrum der Exilungarn. Der Untersuchungszeitraum beginnt mit der Emigration aus Ungarn 1944/1945 und endet mit dem Jahr 1950, da die ungarischen politischen Flüchtlinge der Jahre 1947–1949⁹ nicht mehr nach Deutschland oder Bayern, sondern in der Vereinigten Staaten von Amerika reisten. Dies hatte zur Folge, dass ab den 1950er Jahren die USA das Zentrum des ungarischen Exils wurde.

Kriegsende und Flucht

In der Endphase des Zweiten Weltkrieges war Ungarn Schauplatz der Kämpfe zwischen der sowjetischen Roten Armee und der deutschen Wehrmacht sowie den Truppen der Ungarisch-Königlichen Armee. Die Regierung unter Ferenc Szálasi (1897–1946),¹⁰ die mit der deutschen Besatzungsmacht kollaborierte, ordnete Ende Oktober 1944 die Umsiedlung der wichtigsten ungarischen Regierungsorgane, Firmen und Betriebe an und schaffte einen Großteil des Staatsvermögens ins Ausland. Da die ungarische Hauptstadt vom 29. Oktober 1944 bis 13. Februar 1945 belagert war, suchte die Budapester Bevölkerung ebenfalls einen Zufluchtstort auf dem Land oder im Ausland. Nach der Vereinbarung eines Waffenstillstandes mit der Sowjetunion am 20. Januar 1945 erklärte Ungarn Deutschland den Krieg. Die Kampfhandlungen endeten in Ungarn am 4. April 1945, wenngleich einige ungarische Einheiten, die sich mit den Deutschen zurückgezogen hatten, bis Mai in Österreich weiterkämpften. Die Soldaten dieser Einheiten sowie die im Rahmen der Umsiedlungsmaßnahmen ausgereisten Politiker, aber auch viele Privatpersonen hielten sich im Mai 1945 in Österreich und Bayern auf. Über die genaue Anzahl dieser Personen gibt es keine zuverlässigen Informationen. Borbándi stützt sich ausschließlich auf Schätzungen und gibt die Zahl der geflohenen Ungarn

⁹ Während der Machtübernahme der ungarischen Kommunistischen Partei unter der sowjetischen Besatzungsmacht wurden die politischen Gegner ausgeschaltet. Wegen des gewalttätigen Vorgehens gegen die demokratische Opposition verließen nicht nur viele Politiker, Parteimitglieder und führende Staatsangestellte, sondern auch zahlreiche Verleger, Journalisten und berühmte Schriftsteller Ungarn. Die einzelnen Emigrationsgruppen werden anhand der Gründe und des Zeitpunktes ihrer Auswanderung klassifiziert, weshalb zwischen den Auswanderungswellen der Jahre 1944/1945 und 1947–1949 unterschieden wird. 1944/1945 flüchteten die Ungarn infolge des Zweiten Weltkrieges ins Ausland, zwischen 1947 und 1949 flohen die meisten Menschen aufgrund der sowjetischen Machtübernahme und der Einführung einer Einparteindiktatur.

¹⁰ War Parteiführer der ungarischen Nationalsozialisten, der *Pfeilkreuzler* (*nyilaskeresztesek*). Er kam mit Hilfe der deutschen Besatzungsmacht an die Macht und regierte Ungarn von Mitte Oktober 1944 bis April 1945.

mit einer Million an.¹¹ Aufgrund fehlender Quellen kann auch der Historiker Tamás Stark keine genauen Angaben über die in den Westen Geflüchteten vorlegen.¹² Laut dem ungarisch-schweizerischen Militärgeschichtler Péter Gosztonyi (1931–1999)¹³ hielten sich am 1. Juni 1945 auf den von den Alliierten eroberten Gebieten etwa 879.000 ungarische Bürger auf, die im Sommer 1944 deportiert, umgesiedelt oder geflohen waren. Gosztonyis Angaben beruhen auf den Daten des Internationalen Roten Kreuzes.¹⁴ Wie viele Ungarn nach Bayern geflohen waren, bleibt ungewiss.

Angehörige der amtierenden ungarischen Regierung unter Szálasi wurden am 1. Mai 1945 in Mattsee von amerikanischen Soldaten festgenommen.¹⁵ Alle Ungarn, die sich auf deutschem Gebiet aufhielten, wurden nach der deutschen Kapitulation als *ex-enemy-Displaced Persons* behandelt. Dieser Begriff bezog sich zum einen auf die Flüchtlinge, die aus den ehemals mit dem Dritten Reich verbündeten Ländern wie Italien, Finnland, Rumänien, Bulgarien und Ungarn stammten, wurde zum anderen aber auch für Deutsche, Österreicher und Japaner verwendet.

Die Versorgung der *Displaced Persons (heimatlose Ausländer)* gewährleistete zwischen 1947 und 1951 die internationale Flüchtlingsorganisation International Refugee Organization (IRO) der UNO, unter deren Obhut die Flüchtlinge in Lagern untergebracht waren. Zu den Aufgaben der IRO gehörten insbesondere die Vermittlung von Unterkünften und die Betreuung der Flüchtlinge sowie deren Verpflegung. Unterstützung erfuhren die Flüchtlinge

¹¹ *Borbándi: A magyar emigráció életrajza* (1989) I, 13.

¹² Vgl. Tamás Stark: *Magyarország második világháborús embervesztesége*. Budapest 1989, 6.

¹³ Er leistete 1956 unter Oberst Pál Maléter (1917–1958) in der Budapester Kilian-Kaserne Militärdienst und nahm an den Kämpfen gegen die sowjetische Besatzungsmacht während des Ungarn-Aufstandes teil. Er flüchtete 1956 aus Angst vor Vergeltung und gelangte in die Schweiz, wo er an der Zürcher Universität Geschichte und Politikwissenschaft studierte. Er forschte über den Zweiten Weltkrieg unter besonderer Berücksichtigung der Rolle Ungarns. Ab 1963 war er Leiter der Schweizerischen Osteuropabibliothek in Bern.

¹⁴ Péter Gosztonyi: *A magyar honvédség a második világháborúban*. Budapest 1995, 277.

¹⁵ Die Mitglieder der Szálasi-Regierung und ihre Familienangehörigen verließen Ende März 1945 bei Güns (*Kőszeg*) Ungarn und gelangten nach Österreich und weiter nach Südbayern. Die Militärführung richtete sich im Benediktinerkloster in Metten bei Deggendorf ein, wo etwa 1.500 Ungarn Unterkunft fanden. Szálasi quartierte sich in Mattsee bei Salzburg ein, wo auch die ungarischen Kronjuwelen (die Krone, die Handreliquie, das Zepter, der Reichsapfel und der Krönungsmantel Stephans I.) in Sicherheit gebracht wurden. Anfang Mai wurde Szálasi von amerikanischen Soldaten festgenommen, an die ungarischen Behörden ausgeliefert und 1946 zum Tode verurteilt und hingerichtet. Gosztonyi: *A magyar honvédség*, 275–276; Antal Radnóczy: *A magyar katonai emigráció története 1945–1900*. In: *Hadtörténelmi Közlemények* 111 (1998) 3, 728–744.

auch im Falle einer Rückreise (Repatriierung) in ihre jeweiligen Heimatländer. Dies geschah jedoch ausschließlich auf Wunsch der DPs und war mit keinerlei Zwang verbunden. Aus diesem Grund wurde die Identität der DPs von der IRO ermittelt, die den Flüchtlingen politischen Schutz gewährte und bei der Heimreise unterstützte. Zudem wurde den *Displaced Persons*, die nicht in ihr Heimatland zurückkehren wollten, die Möglichkeit zur Ausreise aus Deutschland geboten, wobei die IRO für die Registrierung der zukünftigen Exilanten zuständig war.¹⁶

Als Bürger eines ehemaligen mit den Vereinten Nationen verfeindeten Staates wurden die Ungarn nicht von der IRO unterstützt. Ihnen wurde also weder der Anspruch auf Verpflegung und Versorgung noch das Recht zur Emigration zugestanden. Erst nach 1948 erkannte die IRO die Ungarn als *Displaced Persons* an und bot ihnen damit die Möglichkeit zur Auswanderung nach Europa und Übersee.¹⁷

Bayern in der unmittelbaren Nachkriegszeit

Die Siegermächte Sowjetunion, USA und Großbritannien teilten gemäß den Ergebnissen der Potsdamer Konferenz vom 17. Juli bis zum 2. August 1945¹⁸ Deutschland in vier Besatzungszonen ein. Groß-Hessen, Württemberg-Baden und Bayern gehörten zur amerikanischen Zone und unterstanden ab Oktober 1945 jeweils einer regionalen amerikanischen Militärregierung. In Bayern war für die Regelung des öffentlichen Lebens das Office of Military Government for Bavaria (OMGB) zuständig.¹⁹ Territorial wurden die Rheinpfalz sowie die Stadt und der Landkreis Lindau 1945 von Bayern abgetrennt

¹⁶ Von 1943 bis 1946 war die United Nations Relief and Rehabilitation Administration (UNRRA), die Hilfsorganisation der Vereinten Nationen, für die Flüchtlingsfrage zuständig. 1947 wurde sie von der IRO ersetzt, die für diejenigen Personen verantwortlich war, die durch den Zweiten Weltkrieg heimatlos geworden waren. Für diese *Displaced Persons* unterhielt sie 1.500 Lager mit einer Unterbringungskapazität für jeweils 3.000 Menschen. *Borbándi: A magyar emigráció életrajza* (1989) I, 19; *Gosztonyi: A magyar honvédség*, 283; Eberhard *Jahn*: Das DP-Problem in Deutschland. In: Das deutsche Flüchtlingsproblem. Sonderheft der Zeitschrift für Raumforschung. Bielefeld 1950, 101–115, hier 101–106.

¹⁷ Ferenc *Farkas*: *Az altöttingi országgyűlés története*. München 1969, 14.

¹⁸ Dénes *Halmosy*: *Nemzetközi szerződések 1945–1982. A második világháború legfontosabb külpolitikai szerződései*. Budapest 1985, 640–669.

¹⁹ *OMGUS-Handbuch. Die amerikanische Militärregierung in Deutschland 1945–49*. Hg. Christoph Weisz. München 1994, 143–191.

und der französischen Besatzungszone zugeteilt. 1955 fiel Lindau allerdings wieder an Bayern zurück.²⁰

Nach dem Kriegsende am 8. Mai 1945 lag Bayern in Trümmern. Die Großstädte waren in großen Teilen zerstört, Wohnraumangel und Versorgungsengpässe waren die Folgen. Hatte Bayern 1939 etwa sieben Millionen Einwohner, betrug deren Zahl 1946 trotz der Kriegsverluste rund neun Millionen. Diese Bevölkerungszunahme erklärt sich daraus, dass sich 1945 etwa 800.000 Evakuierte aus anderen Teilen Deutschlands sowie rund 650.000 Personen aus anderen Ländern in Bayern aufhielten.²¹ Obwohl ein Großteil der Evakuierten und der Ausländer in ihre Heimatorte zurückkehrten, wuchs die Einwohnerzahl Bayerns durch den Zustrom der Flüchtlinge und Vertriebenen. Etwa 12,5 Millionen Heimatvertriebene aus den ehemaligen Ostgebieten gelangten in die vier Besatzungszonen. Bayern nahm etwa zwei Millionen Heimatvertriebene auf, deren Anteil 21,1 Prozent der bayerischen Bevölkerung ausmachte.²² Nach 1945 kamen viele Menschen aus der sowjetisch besetzten Zone nach Bayern; der Zuzug dieser *Sowjetzonen-Flüchtlinge* dauerte bis zum Mauerbau 1961 an.

Angesichts der Wohnungs- und Lebensmittelnot erschwerte der Bevölkerungszuwachs in der unmittelbaren Nachkriegszeit die Lebenssituation vieler Menschen in Bayern zusätzlich. Die Unterbringungs- und die Versorgungsmöglichkeiten waren auf dem Land oft besser als in den großflächig zerstörten Städten, was zur Folge hatte, dass die ländlichen Gebiete mehr Menschen aufnehmen mussten.²³

Die Flüchtlingsfrage stellte für die Regierungen der bayerischen Nachkriegszeit eine große Herausforderung dar. So wurde unter anderem eine Sonderkommission für die Aufnahme, Registrierung und Unterbringung der Flüchtlinge berufen.²⁴ Diese war dem Bayerischen Staatsministerium des In-

²⁰ Manfred *Tremel*: *Geschichte des modernen Bayern. Königreich und Freistaat*. München 1994, 384–385.

²¹ Ebenda, 346.

²² *Jahn*: *Das DP-Problem*, 108; Friedrich *Prinz*: *Die Integration der Flüchtlinge und Vertriebene in Bayern. Versuch einer Bilanz nach 55 Jahren*. Augsburg 2000, 8, 25.

²³ Karl-Ulrich *Gelberg*: *Vom Kriegsende bis zum Ausgang der Ära Goppel (1945–1978)*. In: *Handbuch der bayerischen Geschichte. Das Neue Bayern von 1800 bis zur Gegenwart*. IV/1: *Staat und Politik*. Hgg. Max Spindler, Alois Schmid. München 2003, 737–956, zum Thema *Flüchtlinge und Flüchtlingspolitik insbesondere 737–755*.

²⁴ Zum Sonderbeauftragten für das Flüchtlingswesen wurde Franz von Brentano berufen. In den westlichen Besatzungszonen wurde zuerst in Bayern am 2. November 1945 eine Sonderverwaltung für die Lösung des Flüchtlingsproblems unter der Leitung eines Staatskommissars, dem die Regierungskommissare und 166 Flüchtlingskommissare unterstanden, ins

nern untergeordnet, erhielt jedoch gleichzeitig eine Sonderstellung. Wolfgang Jaenicke wurde 1945 zum Staatskommissar für Flüchtlingswesen ernannt und führte ab 1947 den Titel eines Staatssekretärs. In den Regierungsbezirken und Landkreisen wurden Regierungs- und Kreisflüchtlingskommissare eingesetzt, die das Recht hatten, Wohnräume, aber auch öffentliche und private Gebäude wie Gasthäuser, Schulen und Scheunen in Beschlag zu nehmen, um hier provisorisch Massenunterkünfte für die Flüchtlinge einzurichten.²⁵ Mit dieser Sondervollmacht griffen sie unmittelbar und bisweilen drastisch in das Alltagsleben vieler Menschen in Bayern ein.²⁶ Ab Dezember 1950 übernahm Prof. Dr. Dr. Theodor Oberländer das Amt für Flüchtlingswesen. Der letzte Staatssekretär war Walter Stain, der als bayerischer Arbeitsminister auch für die Ungarnflüchtlinge 1956 zuständig war.²⁷

Während die bayerische Regierung unter dem Begriff *Flüchtlinge* die deutschen Heimatvertriebenen subsumierte, wurde für die Ungarn die Bezeichnung heimatlose Ausländer oder *DPs* verwendet. Das Bayerische Statistische Landesamt erfasste die Anzahl der Ausländer in den Jahren 1948 und 1949 in der amerikanischen Zone und kategorisierte diese nach ihrer jeweiligen Staatsangehörigkeit. Die Statistiken dokumentieren die Veränderungen der Anzahl der in der amerikanischen Besatzungszone lebenden Ausländer. Laut diesen Erhebungen erhöhte sich die Zahl der Ungarn in Bayern vom 1. April 1948 bis zum 30. Juni 1948, nahm ab Ende des Jahres jedoch stark ab. Während im April 1948 18.486 Ungarnflüchtlinge in Bayern lebten, stieg ihre Zahl binnen drei Monate auf 21.922. Aber in den Folgemonaten des Jahres 1948 und im Jahr 1949 emigrierten mehr als 5.000 Ungarn aus Bayern, sodass ihre Anzahl bis zum 30. September 1949 auf 16.649 sank. Insgesamt erhöhte sich die Zahl der Ausländer in Bayern von 323.439 am 1. April 1948 auf 351.914 am 30. Juni 1948, sank dann aber auf 219.960 am 30. September 1949, was auf Repatriierungen sowie auf Auswanderungen zurückgeführt werden kann.²⁸

Leben gerufen. *Gelberg*: Vom Kriegsende bis zum Ausgang der Ära Goppel, 744–745; *Prinz*: Die Integration, 64–66.

²⁵ Franz *Bauer*: Flüchtlinge und Flüchtlingspolitik in Bayern 1945–50. Stuttgart 1982, 41; *Prinz*: Die Integration, 67.

²⁶ *Prinz*: Die Integration, 70.

²⁷ Ebenda, 19. Ab 1954, nach der Auflösung des Staatssekretariats für Flüchtlingswesen, gehörte dieses Ressort dem Arbeitsministerium an, dessen Staatsminister von 1954 bis 1962 Walter Stain war. *Gelberg*: Vom Kriegsende bis zum Ausgang der Ära Goppel, 753.

²⁸ BayHStA StK 14890, 14891. Erhebungen des Bayerischen Statistischen Landesamtes. Hier wurde die Anzahl der heimatlosen Ausländer nach Staatsangehörigkeit, Ort (innerhalb der US-Zone, wie Bayern, Hessen, Württemberg-Baden) und Zeit (vornehmlich 1948 und

1949 wohnten 44 Prozent aller in Bayern lebenden Ausländer in Oberbayern, in München hielt sich sogar deren ein Drittel auf. Den Akten können bezüglich der Anzahl der Ungarn in Stadt- und Landkreisen keine exakten Informationen entnommen werden.²⁹

Der ungarische Zuwachs in der ersten Hälfte des Jahres 1948 kann mit einer stärkeren Emigration aus Ungarn erklärt werden, da die ungarische kommunistische Partei 1947/1948 gewaltsam gegen die demokratische Opposition vorging. Infolgedessen verließen nicht nur Politiker, Parteimitglieder und führende Staatsangestellte, sondern auch etliche Journalisten und Schriftsteller Ungarn, um der sowjetischen Diktatur zu entfliehen. Dass 1949 die Zahl der Ungarn in Bayern abnahm, hing wahrscheinlich mit der Möglichkeit der Auswanderung zusammen. Nachdem die IRO auch die ungarische Nation unterstützt hatte, war es den Ungarn nun ebenfalls erlaubt, in andere europäische Länder sowie die USA auszuwandern.³⁰ 1952 lebten von insgesamt 116.153 Ausländern nur noch 7.302 Ungarn in Bayern.³¹

1949 lebten etwa 17.000 Ungarn in Bayern, womit die ungarischen Flüchtlinge etwa acht Prozent aller Ausländer im Freistaat ausmachten. Die Zahlen des Bayerischen Statistischen Landesamtes widersprechen den Angaben Gyula Borbándis, der für 1949 von etwa 181.000 Ungarn in der amerikanischen Besatzungszone ausgeht. Die Anzahl der vom Bayerischen Statistischen Landesamt erfassten Flüchtlinge aus Ungarn ist im Vergleich zu den Angaben von Borbándi erheblich geringer.³²

1949) aufgeführt. Außerdem wurde vermerkt, wer in IRO-Lagern und wer außerhalb der IRO-Lager wohnte.

²⁹ BayHStA StK 14890. Die Ausländer in Bayern nach Stadt- und Landkreis, 31. Dezember 1948, 31. März 1949.

³⁰ Die IRO registrierte ab Frühjahr 1948 alle Ungarn, die beabsichtigten, aus Deutschland auszuwandern. Über die Abwicklung der Anmeldung für die Auswanderung berichtete die ungarische Exilpresse überaus detailliert. Vgl. *Hungária* 1 (1948) 4, 20. Februar, 6; *Magyar Vándor* 2 (1948) 12, 24. März, 7–20.

³¹ *Bayern in Zahlen* 11 (1957) 2, 34.

³² Nach *Borbándi: A magyar emigráció életrajza* (1989) I, 115, lebten 1949 noch 108.000 Ungarn in IRO-Lagern und 73.000 außerhalb der IRO-Lager in der amerikanischen Zone.

Tabelle 1: Erhebung über die Zahl der Ausländer in der US-Zone vom 30. September 1949³³

	Ausländer in der US-Zone		Bayern		Hessen		Württemberg-Baden		Bremen	
	A)	B)	A)	B)	A)	B)	A)	B)	A)	B)
Ungarn	18.874	2.164	16.649	1.953	915	77	1.230	134	80	–
Alle Ausländer	330.121	144.398	219.960	100.962	34.942	5.209	70.861	38.004	4.358	223

A) Alle Ausländer

B) Nur Personen, die in IRO-Lagern betreut wurden

Tabelle 2: Die Anzahl der in der amerikanischen Zone lebenden Ausländer³⁴

Datum	In der US-Zone	Davon in Bayern
1. April 1948		
Ungarn	20.644	18.486
Alle Ausländer	473.153	323.439
30. Juni 1948		
Ungarn	24.572	21.922
Alle Ausländer	515.159	351.914
31. Dezember 1948		
Ungarn	22.416	19.795
Alle Ausländer	421.170	308.463
31. März 1949		
Ungarn	21.784	19.236
Alle Ausländer	421.889	283.573
30. September 1949		
Ungarn	18.874	16.649
Alle Ausländer	330.121	219.960

Unterbringung der Ungarnflüchtlinge

Die meisten Ungarn befanden sich nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in Südbayern, und zwar in Wohnlagern in Dingolfing, Gangkofen, Eggenfelden, Landshut, Passau, Pfarrkirchen, Pocking, Metten, München und Rosen-

³³ Quelle: BayHStA StK 14891. Band 2: Ausländer in den Ländern der US-Zone nach der Staatsangehörigkeit, Stand: 30. September 1949.

³⁴ Quelle: BayHStA StK 14890, 14891. Erhebungen des Bayerischen Statistischen Landesamtes.

heim. Die Lebensumstände in den überfüllten Unterkünften, die sich überwiegend im schlechten Zustand befanden, waren katastrophal, was unter anderem die Verbreitung von Krankheiten förderte. Die Holzbaracken mit ihren häufig undichten Dächern waren für den Winter gänzlich ungeeignet. Hinzu kam eine mangelhafte Ernährung aufgrund mangelnder Lebensmittelversorgung.³⁵ Die einschlägigen Statistiken bezeichneten ein Lager nach der Nationalität des größten Anteils seiner Bewohner. Dementsprechend weist die Bezeichnung *Ungarnlager* darauf hin, dass in diesem Lager die meisten Flüchtlinge aus Ungarn stammten. In den Ungarnlagern in Weilheim und Polling lebten 1.844, in Regensburg 263 Ungarn.³⁶ Das größte Ungarnlager befand sich in Pocking, da sich hier diejenigen Ungarn sammelten, die in ihr Herkunftsland zurückkehren wollten. Die Zeit bis zur Abreise konnten sich die in Pocking lebenden Ungarn unter anderem mit dem Besuch von Theateraufführungen vertreiben. In Pocking wurde nämlich das erste ungarische Theater im Exil in Betrieb genommen. Unter der Leitung von Lajos Köpeczy-Buóc (ab 1946 von Hugó Lózsy) führten bekannte ungarische Schauspieler und Schauspielerinnen ungarische Theaterstücke auf.³⁷

Pocking war auch für andere Nationalitäten ein Durchgangslager, da die Amerikaner hier die Rückreisen organisierten. Schon ab 1945 wurden von hier aus Transportzüge nach Wien zusammengestellt, von wo aus die ungarische Regierung die Rückführung übernahm. In den Jahren 1945 und 1946 sollen etwa 160.000 Ungarn aus Bayern in ihr Heimatland gelangt sein.³⁸ Nach der Auflösung der Lager in Pocking und Metten zogen die Ungarn in das Flüchtlingslager Plattling.³⁹

Im Sommer 1946 lebten in München 273 Ungarnflüchtlinge im Lager Simmernschule, dem Erscheinungsort der Exil-Zeitung „Magyar Vándor“ (*Ungarischer Wanderer*). In Polling, in der Nähe von Weilheim, lebten 1946

³⁵ *A magyarság szigetei*. In: Hungária 1 (1948) 6, 5. März, 5.

³⁶ BayHStA LFV 541. Belege der Flüchtlingslager in den Stadt- und Landkreisen, 17. September 1946.

³⁷ *Borbándi: A magyar emigráció életrajza* (1989) I, 105. Es traten hier unter anderem auf: Mária Köhalmi, Ildikó Hefti, Ferenc Gém, Lajos Marossy und Piroska Vaszary. Das beliebteste und am häufigsten aufgeführte Stück war „Kék róka“ (*Der blaue Fuchs*) von Ferenc Herczeg. Vgl. Gyula *Thüröczy: A németországi magyar színházak élete*. In: Hungária 2 (1949) 39, 30. September, 4.

³⁸ *Gosztonyi: A magyar honvédség*, 282–283. *Stark: Magyarország*, 57, bezieht sich auf die Angaben des Ministeriums für Volksfürsorge, das die Zahl der Heimgekehrten bis Mitte Dezember 1946 mit rund 190.000 angibt.

³⁹ *A magyarság szigetei. A plattlingi tábor*. In: Hungária 1 (1948) 10, 2. April, 5.

rund 300 Ungarn in einem Dominikanerkloster, das zu einem Flüchtlingslager umfunktioniert worden war. In der Umgebung von Pfarrkirchen, Eggenfelden und Griesbach in Niederbayern befanden sich zu dieser Zeit etwa 1.000 Ungarn.⁴⁰ In Bad Aibling gab es sogar ein ungarisches Lazarett, das aus Ödenburg (*Sopron*) ausgesiedelt worden war. Das Ungarische Krankenhaus wurde 1945 mit 46 Betten ausgestattet und war bis 1948 in Betrieb.⁴¹

Ungarische Schulen in Bayern

1948 wohnten im sechs Kilometer von Passau entfernten *Waldwerke-Lager* 600 Ungarn.⁴² Angesichts der großen Anzahl an Schülerinnen und Schülern sowie an Studierenden begann der Gymnasiallehrer Béla Csetey im Herbst 1945, ungarische Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene im Waldwerke-Lager zu unterrichten. Mit der Erlaubnis der amerikanischen Besatzungsmacht wurde schließlich das Ungarische Schulkomitee als Träger der ungarischen Schule gegründet. In der Baracke, die am Sonntag für Gottesdienste genutzt wurde, wurden an Werktagen mehrere Klassen gleichzeitig von verschiedenen Lehrern unterrichtet.⁴³ Mit dieser ersten Schulgründung konnten die ungarischen Traditionen trotz schwieriger äußerer Umstände im Exil weitergetragen werden. Aufgrund Lehrbücher- und Papiermangels stellte der Unterricht für die Pädagogen und Erziehenden in vielerlei Hinsicht eine Herausforderung dar. Im Herbst 1944 war der Schulunterricht ausgesetzt worden; so war die Wiederaufnahme der Schulausbildung von äußerster Dringlichkeit.⁴⁴

Auch in Rosenheim und Niederaudorf entstanden ungarische Schulen. In Rosenheim ging diese Initiative vom Franziskanermönch Géza Fekete aus, der in einem Eisenbahnwagen Schulunterricht anbot. In Niederaudorf-Reisach (Landkreis Rosenheim) gründeten die Ungarn 1945 ein Mädchengymnasium für 130 Schülerinnen. Aufgrund der Heimkehr und Emigration sank

⁴⁰ BayHStA LFV 531. Belege der Flüchtlingslager in den Stadt- und Landkreisen, 17. September 1946. In Pfarrkirchen schrieben die Bewohner einen Bittbrief an die amerikanische Regierung, um die Heimreise der Ungarn aus dieser Gegend zu unterstützen, da ihre Versorgung eine große Last für die Gemeinde verursachte. BayHStA StK 14895. Landratsamt Pfarrkirchen, 11. August 1948.

⁴¹ *Hungária* 1 (1948) 5, 20. Februar, 5; (1948) 45, 3. Dezember, 4.

⁴² *A magyarság szigetei*. In: *Hungária* 1 (1948) 6, 5. März, 5.

⁴³ Ireneusz *Galambos*: Kastl. In: *Corona Fatrum. Pannonhalma* 1999, 321–349.

⁴⁴ Vgl. Lajos *Koncz*: ...az írás megmarad. A németországi magyar gimnáziumok története 1945–1956. Seattle 2008.

die Schülerzahl stetig, so dass im April 1951 das Niederaudorfer ungarische Gymnasium mit der Passauer Ungarischen Schule zusammengelegt werden musste. Als das Passauer Waldwerke-Lager im Juli 1951 aufgelöst wurde, zog die Ungarische Schule nach Lindenberg um. Das Ungarische Schulkomitee mietete ein Hotelgebäude an, in dem sowohl die Schule als auch das Internat untergebracht werden konnte.⁴⁵

Die Schule bot nicht nur Wohnraum, sondern auch eine Gemeinschaft, in der jeder ein ähnliches Schicksal teilte. Sie gab den Schülerinnen und Schülern einen geregelten Alltag, Struktur und Normalität, somit ein Stück Kindheit zurück. 1954 konnte die Schule in Lindenberg ihre 115 Schüler nicht mehr unterbringen und musste umziehen. Das ehemalige herzogliche Jagd-schloss in Bauschlott in der Nähe von Pforzheim (Baden-Württemberg) bot den Ungarn ein neues Zuhause. Ungarische Lehrer, zumeist selbst Flüchtlinge, übernahmen den Unterricht und organisierten den Alltag der Jugendlichen.⁴⁶

Ungarische Vertretungen in der US-Zone

Um die Interessen der Ungarn vertreten zu können, gründete László Taubinger im Juli 1945 eine Ungarische Kommission, die auch von den Amerikanern als *Representation of Displaced Hungarians in the US Zone* anerkannt wurde.⁴⁷ Auch das Anfang 1945 nach Deutschland umgesiedelte Ungarische Rote Kreuz war aktiv. Da dessen Leiter vom Pfeilkreuzlerführer Szálasi ernannt worden war, trat Taubinger häufig auch im Namen des Ungarischen Roten Kreuzes auf.⁴⁸ Er hatte die Aufgabe, die ungarischen Flüchtlinge in der amerikanischen Zone zu vertreten und zu unterstützen. Generaloberst Gusztáv

⁴⁵ *Borbándi: A magyar emigráció életrajza* (1989) I, 43–44. Im Passauer Waldwerke-Lager lernten im Herbst 1948 152 Schülerinnen und Schüler mit 16 Lehrkräften, in Niederaudorf-Reisach 60 mit sechs Lehrkräften, in Plattling 60 mit vier Lehrkräften, im Lager Künzing 20 mit drei Lehrkräften (insgesamt 292 Schülerinnen und Schüler mit 29 Lehrkräften). BayHStA StK 13369. Tätigkeitsbericht des Ungarischen Caritas Dienstes, 2. Halbjahresbericht 1948, 5. Mai 1949.

⁴⁶ *Galambos: Kastl*, 340–341.

⁴⁷ Bei *Borbándi* heißt sie „Magyar Jóléti Bizottság“ (*Ungarische Wohlfahrtskommission*), bei *Gosztonyi* und *Hennyey* „Magyar Jóléti Szolgálat“ (*Ungarischer Wohlfahrtsdienst*). *Borbándi: A magyar emigráció életrajza* (1989) I, 40–41; *Gosztonyi: A magyar honvédség*, 283, *Gusztáv Hennyey: Magyarország sorsa Kelet és Nyugat között. Egy volt magyar királyi külügyminiszter visszaemlékezései*. Budapest 1992, 152–153.

⁴⁸ BayHStA LFV 2092. Ungarisches Rotes Kreuz, 20. September 1945. Vgl. *Borbándi: A magyar emigráció életrajza* (1989) I, 39.

Hennyey, im Spätsommer 1944 Außenminister Ungarns, trat 1946 die Stelle von Taubinger an. Aus dieser Ungarischen Kommission erwuchs das Ungarische Büro, das seinen Sitz in der Theresienstraße 19 in München hatte.⁴⁹ Erst im Juli 1949 erkannte die IRO das Ungarische Büro als offizielle Vertretung der ungarischen Flüchtlinge an, wodurch die Unterstützung der IRO gewonnen werden konnte. Da die Auswanderung von der IRO-Registration abhing, und die Ungarn als *ex-enemy DPs* zu den nicht anerkannten Flüchtlingen gehörten, war die Anerkennung der IRO grundlegend für das Recht der Ungarn zur Emigration.⁵⁰

Der Ungarische Caritas Dienst e. V.⁵¹ setzte sich ebenfalls für das Wohl der Ungarnflüchtlinge ein. Krisztina Ordódy (Ordódy Sándorné) leitete diesen Hilfsdienst mit Sitz in der Maria-Theresia-Straße 19 in München. Sie erhielt nicht nur die Unterstützung des Internationalen, sondern auch des Bayerischen Roten Kreuzes, das ab 1948 den Ungarischen Hilfsdienst unter sein Protektorat genommen hatte. Ordódy musste versichern, dass der Hilfsdienst ausschließlich karitative, also keine politischen Tätigkeiten ausübte. Zudem musste sie pro Quartal einen Tätigkeitsbericht einreichen. Unermüdlich und überaus erfolgreich sammelte sie Spenden für die Ungarn, was ihr innerhalb karitativer Netzwerke zu wachsender Bekanntheit verhalf.⁵² Der Ungarische Hilfsdienst verteilte nicht nur Spenden, sondern unterstützte die Ungarn auch bei der Integration. Mit seiner Hilfe konnten Kurse für Umschulungen beispielsweise für Elektriker, Mechaniker, Monteure, Kosmetikerinnen oder Weber angeboten werden.⁵³

Hilfe und Unterstützung gewährte auch die katholische Kirche. Zoltán Kótai (1914–1980) war der erste Pfarrer, der katholische Seelsorge anbot, und auch die vatikanische Mission setzte sich für die Hilfestellung der verschiedenen Nationalitäten ein.⁵⁴ Protestantische Ungarn konnten in Landshut die seelsorgerischen Dienste von Sándor Nagy in Anspruch nehmen.⁵⁵ Bei der

⁴⁹ *Borbándi: A magyar emigráció életrajza* (1989) I, 39–40; *Hennyey: Magyarország*, 152–153.

⁵⁰ *Hungária 2* (1949) 8, 25. Februar, 6.

⁵¹ BayHStA StK 13369. Tätigkeitsberichte des Ungarischen Caritas Dienstes.

⁵² Ebenda, 13369. Protektorat des Bayerischen Roten Kreuzes über den Ungarischen Hilfsdienst, 24. September und 26. Oktober 1948.

⁵³ *Hungária 2* (1949) 19, 13. Mai, 6.

⁵⁴ *Hungária 1* (1948) 12, 17. April, 4; *Farkas: Az altöttingi országgyűlés*, 13. Zur Geschichte der Münchener Ungarischen Katholischen Mission: Ferenc *Cserháti: Magyarok a bajor fővárosban*. Budapest 2016.

⁵⁵ *Borbándi: A magyar emigráció életrajza* (1989) I, 41; *Hungária 1* (1948) 12, 17. April, 4.

Zusammenführung von Familienmitgliedern bot zudem ein *Auskunftsbüro* in Landshut Unterstützung an.

Exilpresse

Im bayerischen Exil wurden Zeitungen auf Ungarisch herausgegeben, die sowohl über Ungarn als auch über Bayern berichteten. Für den großen Teil der Ungarn, die der deutschen Sprache nicht mächtig waren, stellte diese Exilpresse ein wichtiges Informationsmedium dar. Zum einen waren die Neuigkeiten vor Ort für die Integration in Bayern notwendig, zum anderen handelte es sich um Berichte über Ungarn sowie über internationale Aktualitäten, die zudem Diskussionen insbesondere über politische Themen förderten. Kázmér Nagy vertrat die These, dass die Exilanten ihre Meinungen ausschließlich in den Presseorganen äußern konnten, so dass diese zum bedeutendsten Forum des Informations- und Meinungsaustauschs anwuchs.⁵⁶ Diese Periodika, ein bedeutender Quellenkorpus der ungarischen Exilgeschichte, sammelte Koloman Mildschütz in den 1960er und 1970er Jahren im Ungarischen Institut München.⁵⁷

Im Lager *Simmernschule* wurde das Blatt „Magyar Vándor“ von 1946 bis 1949 herausgegeben, das zweiwöchentlich die ungarischen Flüchtlinge mit Nachrichten und Wissenswertem versorgte. Die erste überlieferte Ausgabe ist auf dem Monat Dezember 1946 datiert.⁵⁸ Die Zeitschrift „Hídverők“ (*Brückenbauer*) hatte es sich zum Ziel gesetzt, Austausch- und Kontaktmöglichkeiten zwischen den verschiedenen ungarischen Emigrantengruppen zu fördern. Die verschiedenen Gruppierungen sollten dabei symbolisch jeweils einen Stützpfiler der Brücke bilden. Die Zeitschrift hatte es sich zur Aufgabe gemacht, alle Ungarn im Exil unabhängig von ihrer jeweiligen politischen

⁵⁶ Nagy: *Elveszett alkotmány*, 11.

⁵⁷ Koloman *Mildschütz*: *Bibliographie der ungarischen Exilpresse (1945–1975)*. München 1977; K. *Mildschütz*: *Die Sammlung der ungarischen Exilpresse im Ungarischen Institut München*. In: *Ungarn-Jahrbuch 2 (1970)* 210–211. Auf die Mildschütz-Sammlung baut die derzeit vollständigste Bibliografie der ungarischen Exilpresse auf: *A németországi magyar emigráns sajtó bibliográfiája 1945–2002*. <https://pim.hu/hu/emigrans/nemetorszagi-magyar-emigrans-sajto-bibliografija-1945-2002> (26. Februar 2019).

⁵⁸ Die Redakteure waren József Fraknói und József Tarnay, für die Ausgabe waren Gusztáv Hennyey, Ferenc Rozsályi und Dezső Stern verantwortlich. Redaktion und Verlag befanden sich im Lager *Simmernschule*. Ab 1947 wurden die Exemplare nach Bedarf auch in andere Lager wie Plattling, Piding und Passau verschickt. Ein Exemplar kostete eine Reichsmark. 1948 wurde das Blatt mit der damals größten Exilzeitung „Hungária“ zusammengelegt. Vgl. *Magyar Vándor* 1 (1949) 10, 15. Februar, 6; *Hungária* 2 (1949) 15, Ostern, 5.

Richtung zu vertreten, um ihnen eine bessere Zukunft zu ermöglichen.⁵⁹ Géza Alföldi, Journalist und ehemaliger Leiter der Propagandaabteilung in der Szálasi-Regierung, war der Chefredakteur der Zeitschrift von 1948 bis 1962. Er mietete 1953 das Schloss Teising bei Neumarkt-St. Veit in Oberbayern, um dort die Redaktion und den Verlag der Zeitschrift sowie ein von ihm gegründetes Institut für Geschichts- und Gesellschaftswissenschaft unterzubringen. Die Zeitschrift erschien alle zwei Wochen mit Berichten für und über die ungarischen Exilanten.⁶⁰

Das bedeutendste Presseorgan der Ungarn in Bayern unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg war das Wochenblatt „Hungária“, das ab dem 30. Januar 1948 in München erschien. Der Titel war zunächst auf Englisch „DP Express Newspaper Hungarian Edition“, die Zeitungsartikel erschienen jedoch auf Ungarisch. Unter der Redaktion von Miklós Lippóczy lieferte „Hungária“ auf sechs bis acht Seiten Nachrichten aus aller Welt, Informationen über die Exilungarn, wichtige Hinweise des Ungarischen Büros und des Ungarischen Caritas Dienstes. Die Rubrik „A magyarság szigetei“ (*Die Inseln des Ungarntums*) berichtete über die ungarischen Gemeinschaften in Bayern. Das Wochenblatt bot auch ein Diskussionsforum für politische Themen und ermöglichte einen breiten Gedankenaustausch über organisatorische und geistige Aufgaben der Ungarn im Exil. Die Zeitung „Hungária“ publizierte die wichtigsten Informationen über Hilfsaktionen, Umschulungen und Auswanderungsmöglichkeiten, sie beinhaltete aber auch von Exilanten verfasste literarische Werke. Sie kostete zwei Reichsmark und erschien trotz finanzieller Engpässe bis zur Mitte der 1950er Jahre regelmäßig.⁶¹

⁵⁹ *Hídverők* 1 (1948) 1, 3–6. Nagy: Elveszett alkotmány, 12–14, zählte diese Zeitschrift zu den rechtsradikalen Organen des ungarischen Exils.

⁶⁰ Die Rubrik „Így élünk“ (*So leben wir*) beschäftigte sich mit dem Alltag im Exil. Die Kolumne „Nyugatos lapszemle“ (*Presseschau im Westen*) informierte über das breite Spektrum ungarischer Exilzeitschriften. In der Redaktion in Neumarkt-St. Veit kamen 1948 unter anderem folgende Ausgaben verschiedener Exiljournale an: „Fáklya“, „Harangszó“, „Hazánk“, „Hungária“, „Ifjú Világ“, „Iránytű“, „Katolikus Élet“, „Kulturélet“, „Magyar Hangok“, „Magyar Jövő“, „Magyar Vándor“, „Muskátlí“, „Nyugat“, „Párizsi Katolikus Tudósító“, „Pásztortűz“. Vgl. *Hídverők* 1 (1948) 1, 56–64.

⁶¹ *Borbándi: A magyar emigráció életrajza* (1989) I, 99.

Ungarischer Kameradschaftsverband

Von den ungarischen Kampfverbänden gerieten etwa 280.000 Soldaten in französische, englische oder amerikanische Gefangenschaft.⁶² Nach Kriegsende waren sich die ungarischen Soldaten sicher, dass ein Dritter Weltkrieg bevorstand. Sie sahen ihre Bestimmung darin, im Falle eines erneuten Krieges für ihre Heimat und die ungarische Nation zu kämpfen. Sie waren der Auffassung, dass sich alle Ungarn in der *Heimatlosigkeit* des Exils für die Befreiung Ungarns von der sowjetischen Herrschaft einzusetzen hätten.⁶³ Mit diesem Ziel gründete Generalmajor András Zákó (1898–1968) am 23. Oktober 1948 in Klagenfurt den Kameradschaftsverband der Ungarischen Kämpfer (*Magyar Harcosok Bajtársi Szövetsége*, MHBK), dem nahezu alle ungarischen Soldaten im Exil beitraten. 1950 hatte der MHBK etwa 12.000 Mitglieder. Er gab ein Mitteilungsblatt heraus, das ab 1950 monatlich unter dem Namen „Hadak Útján“ (*Auf dem Weg des Heeres*) erschien und neben Berichten über eigene Aufgaben und Ziele auch Erinnerungen der Verbandsmitglieder an verschiedene Militäroperationen während des Zweiten Weltkrieges publizierte. Der Kameradschaftsverband hatte ab 1955 seinen Sitz in München.⁶⁴ Zákó besuchte 1948 Miklós Horthy in Weilheim (Oberbayern), doch der damals 80jährige ehemalige Reichsverweser weigerte sich, weitere politische Tätigkeiten auszuüben. So spielte er im Verbandsleben des Exils keine Rolle.⁶⁵

Ungarisches Kulturleben

Neben publizistischen Tätigkeiten setzten sich viele Ungarn für das kulturelle Leben im Exil ein. So wurden ein ungarischer Programmabend im Radio⁶⁶

⁶² Gosztonyi: *A magyar honvédség*, 277; Stark: *Magyarország*, 58.

⁶³ *A magyar katonák és az új Magyarország*. In: *Hadak Útján* 2 (1950) 15, Juli, 1: »Ma, a honatalanságban, a helyzet ily vonatkozásában tragikusan egyszerűbb. Haza nincs, a nemzet sírásóival folytat élet-halál harcot, így a szabadföldön élő magyarságnak egyetlen és kizárólagos politikai és egyben katonai célkitűzése lehet csak, és ez Magyarország és a nemzet megmentése.« (*Heute, in der Heimatlosigkeit, ist die Lage auf tragische Weise einfacher. Es gibt keine Heimat, die Nation kämpft mit ihren Totengräbern um Leben und Tod, so gibt es für das Ungartum in der Freiheit ein einziges und allein politisches sowie militärisches Ziel: Das ist die Rettung Ungarns und der Nation.*)

⁶⁴ Borbándi: *A magyar emigráció életrajza* (1989) I, 71; Gosztonyi: *A magyar honvédség*, 304; Nagy: *Elveszett alkotmány*, 78.

⁶⁵ Gosztonyi: *A magyar honvédség*, 144–145.

⁶⁶ Die Opernsängerin Valéria Bak, geborene Korponay-Korpás (1914–2005), trat am 8. Juli 1946 mit ihrem Mann in der Radiosendung „Melodien aus aller Welt“ auf. Die Vorstellung

und Theaterabende in der Turnhalle des Lagers Simmernschule in München ins Leben gerufen.⁶⁷ Kunst- und Kulturvereine sowie häufig kurzlebige Organisationen versuchten, die in Bayern lebenden Ungarn zu vertreten und das Gemeinschaftsgefühl zu fördern. Diese Aufgabe war jedoch nicht immer einfach, da die vielen verschiedenen Gruppierungen unterschiedliche politische Meinungen vertraten. Die Meinungsvielfalt, die sich in den Diskursen widerspiegelte, polarisierte zunehmend die Diskussionen und erschwerte die Zusammenarbeit, schwächte den Zusammenhalt innerhalb der Exilgemeinschaft.

Ein Thema beschäftigte jedoch alle Exilungarn und wirkte insofern gemeinschaftsstiftend: Das Ringen um die Befreiung Ungarns von der kommunistischen Herrschaft. Im Rahmen des sich verschärfenden Ost-West-Konflikts versuchten die Sowjetunion und die USA ihre jeweiligen Einflussphären auszudehnen, was in der Bevölkerung Ängste vor einer militärischen Konfrontation schürte. Ein Großteil der Exilungarn erhoffte sich die Hilfestellung der USA, nicht wenige sogar in der Form einer militärischen Intervention, nachdem die USA ihre Hilfe für die Wiedererlangung der Souveränität der sowjetisch unterdrückten Länder in Ostmitteleuropa zugesagt hatten. Viele Exilanten sahen ihre Aufgabe darin, den Kampf um die Freiheit Ungarns mit allen Mitteln zu unterstützen und den demokratischen Aufbau eines befreiten Ungarn zu fördern. Dafür schmiedeten sie Pläne einer Einflussnahme auf Vorgänge jenseits des *Eisernen Vorhangs*.⁶⁸

Zusammenfassung

Etwa eine Millionen Menschen flüchteten 1944/1945 aus Ungarn in den Westen. Die Mehrheit kehrte nach dem Zweiten Weltkrieg nach Ungarn zurück. Dennoch lebten Ende 1949 ungefähr 16.000 Ungarn in Bayern. Ihr Zentrum war München, wo sowohl das Ungarische Büro und der Ungarische Hilfsdienst als auch die meisten ungarischen Verlage tätig waren. Die Ungarn ini-

hatte großen Erfolg; sie wurde wiederholt, dann in den Programmplan aufgenommen. *Hungária* 1 (1948) 4, 20. Februar, 4.

⁶⁷ Nachdem das Lager in Pocking aufgelöst worden war, zog das Ungarische Theater nach München ins Lager Simmernschule, wo es unter finanziell schwierigsten Bedingungen sein kulturelles Programm weiterführte. Wegen der Auswanderungen und der Auswirkungen der Währungsreform musste es 1949 seinen Betrieb einstellen. Gyula *Thüröczy*: A németországi magyar színházak élete. In: *Hungária* 2 (1949) 39, 30. September, 4.

⁶⁸ *Borbándi*: A magyar emigráció életrajza (1989) I, 343–393.

tierten zahlreiche kulturelle Aktivitäten in Bayern, um ihre Traditionen auf der Bühne, in der Schule und in der Presse weiterführen zu können, dies trotz wirtschaftlich schwierigster Bedingungen in der unmittelbaren Nachkriegszeit. Ab 1948 verließen jedoch zahlreiche Ungarn Bayern und emigrierten vor allem in die USA, nach Großbritannien, Australien, Kanada, Argentinien und Brasilien. In diesem Sinne wählten sie eine neue Heimat mit neuen Möglichkeiten oder Herausforderungen.

1947/1948 kam es zu einer weiteren Emigrationswelle, als führende Politiker und Funktionsträger wegen der kommunistischen Gleichschaltung in erster Linie in die USA gingen. Danach waren die USA, nicht mehr Bayern das Zentrum der ungarischen Emigration. Dort wurde 1949 die Ungarische Nationale Kommission (*Magyar Nemzeti Bizottmány*) gegründet, die sich als Leitungsorgan der im Ausland lebenden Ungarn betrachtete.⁶⁹ Die nächste Emigrationswelle erfolgte 1956, als nach der Niederschlagung des ungarischen Aufstandes etwa 200.000 Ungarn ihre Heimat verließen.

⁶⁹ Die Ungarische Nationale Kommission setzte sich für die Wiedererlangung der Unabhängigkeit Ungarns ein. Ihre Gründer waren ungarische Exilpolitiker wie Miklós Kállay (1887–1967), 1942–1944 Ministerpräsident Ungarns, Imre Kovács (1913–1980) aus der Nationalen Bauernpartei (*Nemzeti Parasztpárt*), Dezső Sulyok (1897–1965), 1946 Begründer der Ungarischen Freiheitspartei (*Magyar Szabadság Párt*), 1945–1947 Mitglied der ungarischen Nationalversammlung, Ferenc Nagy (1903–1979) aus der Unabhängigen Partei der Kleinlandwirte, der Landarbeiter und des Bürgertums (*Független Kisgazda-, Földmunkás- és Polgári Párt*), 1946/1947 Ministerpräsident Ungarns, Tibor Eckhardt (1888–1972) aus der Kleinlandwirtepartei, Béla Varga (1903–1995) ebenfalls aus der Kleinlandwirtepartei, 1946/1947 Präsident der ungarischen Nationalversammlung. *Borbándi: A magyar emigráció életrajza* (1989) I, 141–162; *Nagy: Elveszett alkotmány*, 54–60.

Niklas Záboji, Frankfurt am Main

Ein neuer Ost-West-Gegensatz?

Die Geschichte der Visegrád-Kooperation unter besonderer Berücksichtigung der ungarischen Europapolitik seit 1991*

1. Ungarn, Visegrád und Europa

Zum Abschluss des Visegrád-Sondergipfels zur Migration im September 2015 veröffentlichten die Regierungschefs von Ungarn, Polen, Tschechien und der Slowakei eine Stellungnahme, in der sie sich zum gemeinschaftlichen Besitzstand der Europäischen Union (EU), einschließlich dem Schutz der Außengrenzen, bekannten und hervorhoben: »Die Länder der Visegrád-Gruppe betonen, dass sich die EU in der aktuellen Situation höchster Dringlichkeit auf einen konstruktiven Dialog konzentrieren muss, der zu einem effektiven gemeinsamen Handeln führt, und sie muss jegliche Form gegenseitiger Beschuldigungen vermeiden.«¹ In den darauffolgenden zweieinhalb Jahren wurde der darin zum Ausdruck kommende Gegensatz zwischen einem Teil der EU-Mitgliedstaaten – allen voran der Bundesrepublik Deutschland – auf der einen, und der Viererkooperation auf der anderen Seite zum beliebten Narrativ der deutschsprachigen Publizistik. Schon im September 2015, als Polen im Gegensatz zu Tschechien, der Slowakei und Ungarn den Mehrheitsbeschluss des EU-Innenministerrats über eine Quotenregelung zur Verteilung von Migranten noch mittrug, wurde den vier ostmitteleuropäischen Staaten in der Berichterstattung ein hohes Maß an Homogenität attestiert.²

* Der vorliegende Beitrag basiert auf der Masterarbeit des Autors, die im März 2018 im Studiengang „Ost-West-Studien“ am Europaeum/Ost-West-Zentrum der Universität Regensburg eingereicht und im Sommersemester 2018 angenommen wurde. Erstgutachter war Zsolt K. Lengyel, Zweitgutachter Christoph Knoppik.

¹ *Joint Statement of the Heads of Government of the Visegrad Group Countries*. Prague, 4. September 2015. <http://www.visegradgroup.eu/calendar/2015/joint-statement-of-the-150904> (19. März 2018).

² Paul *Flückiger*: Eingeschworene Gegner einer Flüchtlingsquote. In: *Der Tagesspiegel*, 4. September 2015. <http://www.tagesspiegel.de/politik/osteuropaeischer-schulerschluss->

Zudem wurde der Gegensatz in der Migrationspolitik vielfach auf weitere Politikfelder übertragen, wodurch jüngst das Bild eines tiefen Grabens zwischen einem pluralistisch-integrationsbereiten Westeuropa und einem zunehmend illiberal-nationalistischen Osteuropa in den öffentlichen Diskurs einzog.³

Die vorliegende Arbeit soll die Entwicklung der 1991 gegründeten Visegrád-Kooperation historisch-kritisch, also auf Primärquellen gestützt und ohne zielgerichtete Betrachtung vom Ende her nachzeichnen. Das schließt ein, die anfänglichen Motive mit den Ergebnissen der Zusammenarbeit sowie späteren Zielsetzungen zu vergleichen und die Frage der Permanenz zwischen 1991 und heute zu diskutieren. Die Arbeit ist in drei Phasen unterteilt, wobei der Periodisierung die Annahme zugrunde liegt, dass der EU-Beitritt der vier Staaten im Mai 2004 eine Zäsur darstellte, die zusammen mit dem vorangegangenen NATO-Beitritt⁴ Ziel und Zweck der Visegrád-Kooperation erfüllte.⁵ Damit änderte sich zwangsläufig ihre Bestimmung, und entgegen zeitgenössischer Vermutungen kam es nicht zu einer verminderten, sondern zu einer vertieften Kooperation, um »die Identität in der zentraleuropäischen Region zu stärken.«⁶ Die dritte Phase begann 2015, jedoch ließ der im Zeitverlauf stark abnehmende Bestand an Forschungsliteratur keine umfassende Analyse

eingeschworene-gegner-einer-fluechtlingsquote/12280578.html (19. März 2018); Florian *Hassel*: Vier ohne Erbarmen. In: Süddeutsche Zeitung, 4. September 2015. <http://www.sueddeutsche.de/politik/ost-mittleuropa-vier-ohne-erbarmen-1.2634630> (19. März 2018); Christoph *Titz*: Osteuropäer koordinieren ihre Abschottungspolitik. In: Der Spiegel, 26. Januar 2016. <http://www.spiegel.de/politik/ausland/tschechien-kritisiert-griechenland-in-der-fluechtlingspolitik-a-1074014.html> (19. März 2018).

³ Exemplarisch: Paul *Luif*: Visegrád: Schreckgespenst für die EU-Euphoriker? In: Die Presse, 4. November 2017. https://diepresse.com/home/meinung/gastkommentar/5315633/Gastkommentar_Visegrad_Schreckgespenst-fuer-die-EUEuphoriker (19. März 2018); Thomas *Schmid*: Illiberale Demokratien im Osten schaden der EU. In: Die Welt, 22. Oktober 2017. <https://www.welt.de/debatte/kommentare/article169927642/Illiberale-Demokratien-im-Osten-schaden-der-EU.html> (19. März 2018).

⁴ Polen, Tschechien und Ungarn traten dem Militärbündnis im März 1999 bei, die Slowakei im März 2004.

⁵ Auch in der Fachliteratur wird die hier vorgenommene Unterscheidung zwischen einer Vor- und einer Nach-EU-Phase verwendet: Martin *Dangerfield*: The Visegrád Group in the Expanded European Union: From Preaccession to Postaccession Cooperation. In: *East European Politics and Societies* 22 (2008) 3, 630–667, hier 631. Das gilt ebenso für die Untergliederung in die Jahre 1990–1992, 1993–1998 und 1998–2004. Ebenda, 638.

⁶ *Declaration of Prime Ministers of the Czech Republic, the Republic of Hungary, the Republic of Poland and the Slovak Republic on cooperation of the Visegrad Group countries after their accession to the European Union*. 12. Mai 2004. In: Visegrad Group. <http://www.visegrad-group.eu/documents/visegrad-declarations/visegrad-declaration-110412-1> (19. März 2018).

dieser letzten Phase ab der Migrationswelle zu. Auf den Erkenntnissen des Zeitraums 1989–2014 basierend, hat sie eher den Charakter eines Ausblicks, um die übergeordnete Frage beantworten zu können, ob die Visegrád-Kooperation tatsächlich zu jener Opposition innerhalb der EU geworden ist, als die sie nach 2015 dargestellt wurde.

Der begrenzte Umfang macht eine Beschränkung notwendig, weshalb hier die prioritäre Berücksichtigung Ungarns bei der Entstehung und Entwicklung der Visegrád-Kooperation im Zentrum steht. Motive und Spielräume der Akteure sowie die Ergebnisse gemeinsamer Visegrád-Politik werden eingebettet in parallel verlaufende internationale Prozesse wie den Zerfall der Sowjetunion, die Jugoslawienkriege und den Kaukasuskrieg, da sich die Kooperation stets in einem übergeordneten Entwicklungskontext befand. Doch auch hier wurden die Implikationen für die ungarische Europapolitik als Schwerpunkt ausgewählt. Von Europapolitik anstatt von Außenpolitik zu sprechen, erscheint zumindest für den Anfang der 1990er Jahre geeigneter, da diese »per se die Zielrichtung des außenpolitischen Strebens Ungarns verdeutlicht: Europa beziehungsweise das, was Westeuropa verkörpert.«⁷ Das heißt, die Regionalkooperation⁸ war eine maßgebliche Säule der ungarischen Europapolitik und als solche Mittel zum Zweck, um die Erwartungen des Westens zu erfüllen und so Mitglied in der Europäischen Gemeinschaft (EG) beziehungsweise der EU zu werden.⁹

⁷ Ralf Thomas Göllner: Die Europapolitik Ungarns von 1990 bis 1994. Westintegration, mitteleuropäische regionale Kooperation und Minderheitenfrage. München 2001, 16.

⁸ Mit *Gruppe, Bündnis, Plattform, Club, Initiative, Projekt* oder *Interessensvertretung* bietet sich eine Vielzahl an alternativen Begriffen mit jeweils unterschiedlicher Konnotation an. In dieser Arbeit ist durchgehend von *Kooperation, Zusammenarbeit* und *Format* die Rede; eine wertgeladene Implikation ist darin nicht enthalten. Das gilt auch für den Begriff *Integration*, der ausschließlich zur Beschreibung und Analyse einer institutionellen Zustandsveränderung der EU verwendet wird (dazu auf theoretischer Ebene: Hans von der Groeben – Hans Möller: Möglichkeiten und Grenzen einer Europäischen Union. I: Die Europäische Union als Prozess. Baden-Baden 1980, 40–41). *Integration* wird in der Fachliteratur als Vorgang bezeichnet, »der die Herausbildung und Aufrechterhaltung eines umfassenderen sozialen (gesellschaftlichen) Ganzen aus ursprünglich noch nicht oder lockerer miteinander verbundenen Teilen bewirkt.« Dies stellt folglich mehr dar als eine bloße Zunahme gegenseitiger Verflechtung. Scharfe und wichtige Kritik an der vermeintlich zu teleologischen Orientierung eines Großteils der EU-Literatur übt Mark Gilbert. Demnach sei eine Nicht-Neutralität im Urteil von Integrationsschritten weit verbreitet, die sich sprachlich im Einsatz rhetorischer Stilmittel wie *path, march, advance* oder *progress* äußere. Mark Gilbert: Narrating the Process: Questioning the Progressive Story of European Integration. In: *Journal of Common Market Studies* 46 (2008) 641–662, hier 645.

⁹ So schon Gyula Horns außenpolitische Berater Zellner und Dunay in ihrer Monografie aus den späten 1990er Jahren. Wolfgang Zellner – Pál Dunay: Ungarns Außenpolitik 1990–1997.

Die elektronische Verfügbarkeit von gemeinsamen Erklärungen, Communiqués, Deklarationen, Präsidenschafts- und Jahresprogrammen der Visegrád-Kooperation macht eine quellengestützte Untersuchung ihrer Historie heute transparent möglich.¹⁰ Zusammen mit Reden, Regierungsdokumenten und zeitgenössischen wissenschaftlich-journalistischen Veröffentlichungen bilden sie das Herzstück dieser historischen Arbeit. Zu den politikwissenschaftlichen Arbeiten, die neben historischen Überblickswerken wie Hauszmanns „Ungarn. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart“¹¹ in den 1990er und 2000er Jahren schon reichlich Vorarbeiten geleistet haben, gehören neben der Monografie von Zellner und Dunay die von Scharbert sowie Schmidt-Schweizer; hieran schlossen sich zuletzt für die Zeit bis zum EU-Beitritt beziehungsweise bis zum jüngsten Zeitraum ab 2015 Lukášek und Strážay an.¹² Die Aufsätze von Vincze und Brusis im Sammelband von Küpper – Lengyel – Scheuringer ergänzen die polithistorische Untersuchung des Zeitraums von 1991 bis weit nach 2004, selbiges gilt für die Arbeiten von Walsch und Dangerfield.¹³ Eine umfassende historische Übersicht über die ungarische Europapolitik nach der Wende liegt mit der Arbeit von Göllner vor, von dem auch eine Arbeit zur Minderheitenpolitik von 1990 bis 2014 stammt.¹⁴ Diese und

Zwischen Westintegration, Nachbarschafts- und Minderheitenpolitik. Baden-Baden 1998, 412, 415.

¹⁰ *Official Statements and Communiqués*. In: Visegrad Group. <http://www.visegradgroup.eu/documents/official-statements> (19. März 2018).

¹¹ Janos Hauszmann: Ungarn. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Regensburg 2004.

¹² Libor Lukášek: The Visegrad Group. It's Development in the Years 1991–2004. Hamburg 2012; Simone Scharbert: Visegrád und CEFTA. Die Bedeutung von regionaler Kooperation vor dem Hintergrund der Osterweiterung der Europäischen Union. Würzburg 2004; Andreas Schmidt-Schweizer: Politische Geschichte Ungarns von 1985–2002. Von der liberalisierten Einparteienherrschaft zur Demokratie in der Konsolidierungsphase. München 2007; Tomáš Strážay: Visegrad – Arrival, Survival, Revival. In: Two Decades of Visegrad Cooperation. Selected V4 Bibliography. Hgg. Břetislav Dančák [u. a.]. Bratislava 2011, 14–38.

¹³ Martin Brusis: Spielräume und Grenzen der Visegrád-Kooperation. In: *Ungarn 1989–2014. Eine Bilanz nach 25 Jahren*. Hgg. Herbert Küpper, Zsolt K. Lengyel, Hermann Scheuringer. Regensburg 2015, 55–75; *Dangerfield: The Visegrád Group*; Martin *Dangerfield: Visegrad Group Cooperation and „Europeanisation“ of New EU Member State*. In: Democracy, State and Society. European Integration in Central and Eastern Europe. Hgg. Magdalena Góra, Katarzyna Zielinska. Krakau 2011, 293–310; *Dangerfield: Visegrad Group Co-operation and Russia*. In: Journal of Common Market Studies 50 (2012) 958–974; Attila Vincze: Ungarns euroatlantische Integration. In: *Ungarn 1989–2014*, 37–53; Christopher Walsch: Zusammenarbeit in Mitteleuropa 1991–2011. Die Visegrád-Kooperation zwanzig Jahre nach ihrer Gründung. In: Der Donaauraum in Europa. Hgg. András Masát [u. a.]. Baden-Baden 2012, 43–60.

¹⁴ Göllner: Die Europapolitik Ungarns; Ralf Thomas Göllner: Ungarns Minderheitenpolitik von 1990 bis 2014. Minderheiten in Ungarn, Magyaren in den Nachbarstaaten. In: *Ungarn 1989–2014*, 78–117.

die Beiträge von Kiss und Eiler bilden die Grundlage für den Abschnitt 2. 3.,¹⁵ während die Studien von Plucinski, Gabrisch – Werner, Laaser – Schrader – Heid, Foster [u. a.] sowie Toprowski der vertieften Untersuchung der wirtschaftlichen Entwicklung dienen.¹⁶

2. Rückkehr nach Europa: 1989–2004

2. 1. Die Wendejahre 1989 und 1990

Eine latente Ungewissheit über Spielräume, Geschwindigkeit und den weiteren Verlauf der Entwicklung kennzeichnete die ersten Jahre der Transformationsphase ab 1989 in den ostmitteleuropäischen Staaten. In der historischen Betrachtung verdienen sie deshalb Beachtung, weil in ihr die entscheidenden Grundlagen für die weitere innen- und europapolitische Entwicklung gelegt wurden.¹⁷ Dabei unterschied sich die Situation in Ungarn wesentlich von jener in den Nachbarstaaten. Als János Kádár, der über drei Jahrzehnte amtierende Generalsekretär der Ungarischen Sozialistischen Arbeiterpartei, im Mai 1988 durch den reformorientierten Ministerpräsidenten Károly Grósz ersetzt wurde, waren die ersten Schritte einer inneren Demokratisierung bereits vollzogen worden. Miklós Németh, der Grósz als Regierungschef im November 1988 folgte, ging noch weiter: Er brach durch Missachtung des Zentralkomitees (ZK) endgültig mit der Parteiherrschaft und lud ab dem Frühjahr 1989 zu Verhandlungen mit Vertretern der Opposition am Runden Tisch. Der kurz darauf begonnene Abbau des Grenzzauns nach Österreich,

¹⁵ Ferenc Eiler: Ungarn und seine Politik zum Schutz der ungarischen Minderheiten. Ursprünge und Ausprägungen seit 1920. In: Ungarn, Deutschland, Europa. Einblicke in ein schwieriges Verhältnis. Hgg. Zsolt K. Lengyel, Ralf Thomas Göllner, Wolfgang Aschauer. Regensburg 2017, 101–114; László J. Kiss: Ungarn: Nation, Minderheit und Integration. Spannungsverhältnis und Wechselwirkung von Nation und Außenpolitik. In: *Europa – Ziel und Aufgabe. Festschrift für Arno Krause zum 70. Geburtstag*. Hgg. Heiner Timmermann, Hans Dieter Metz. Berlin 2000, 309–335.

¹⁶ Claus-Friedrich Laaser – Klaus Schrader – Benedikt Heid: Die Visegrad-Staaten in der erweiterten EU: Aufsteiger in der europäischen Arbeitsteilung? In: *Osteuropa Wirtschaft* 52 (2007) 197–220; Neil Foster [u. a.]: Revival of the Visegrad Countries' Mutual Trade after their EU Accession: a Search for Explanation. Wien 2011; Hubert Gabrisch – Klaus Werner: Intra-industrieller Handel und Strukturpolitik in Transformationsländern in Perspektive einer EU-Mitgliedschaft. Halle 1998; Eugeniusz Maciej Plucinski: Zur Entwicklung des intraindustriellen Handels der Visegrad-Staaten mit der EU und im Intra-CEFTA-Handel. In: *Osteuropa Wirtschaft* 42 (1997) 248–274; Patryk Emanuel Toprowski: Did the economic crisis change V4 trade patterns? The case of intra-industry trade. In: *Eastern Journal of European Studies* 8 (2017) 2, 71–93.

¹⁷ So auch Göllner: Die Europapolitik Ungarns, 9.

die Rehabilitierung der Revolution von 1956 durch das ZK-Mitglied Imre Pozsgay, die Umbettung ihres politischen Anführers Imre Nagy und die Ausrufung der dritten Ungarischen Republik mitsamt Verfassungsrevision im Oktober 1989 ließen den Systemwechsel noch vor seiner abschließenden Billigung durch Moskau, dem Zusammenbruch der Sowjetunion und dem Fall der Berliner Mauer unumkehrbar erscheinen. Die Aussicht auf freie Wahlen im Frühjahr 1990 versprach die Wiedereinführung von Demokratie ohne revolutionäres Blutvergießen. Auf diese Weise wurde der Staat in Ungarn in kürzester Zeit »von jener Elite abgebaut, die ihn aufgebaut hatte und funktionieren ließ«.¹⁸

Nur in Polen und der Tschechoslowakei verlief der Demokratisierungsprozess ähnlich schnell, wenngleich nicht so sanft«¹⁹ wie in Ungarn. Erst die Massenproteste in Prag Ende 1989 bewirkten dort den Rückzug der reformunwilligen Sozialisten und die Ernennung des früheren Dissidenten Václav Havel zum Staatspräsidenten. Die Ausrufung der Tschechoslowakischen Föderativen Republik folgte im März 1990. Dem Umbruch in Polen war ein langes Jahrzehnt des aktiven und passiven Widerstandes durch die Solidarność-Bewegung vorausgegangen, was dieser bei den halbfreien Wahlen im Juni 1989 einen deutlichen Sieg einbrachte. Neuer Premier wurde der Bürgerrechtler Tadeusz Mazowiecki, der zwei Monate später als Ungarn ebenfalls eine Verfassungsänderung veranlasste. Doch der Kompromiss am Runden Tisch sicherte dem früheren Ministerpräsidenten Wojciech Jaruzelski, der 1981 das Kriegsrecht zur Eindämmung der Aufstände verhängt hatte, bis Ende 1990 das Amt des Staatspräsidenten.²⁰

Für diese drei Staaten eröffnete sich 1989/1990 eine bis dahin undenkbbare Möglichkeit, sich von der sozialistischen Diktatur und perspektivisch auch von der Zwangsintegration ins sowjetische Hegemonialsystem loszusagen

¹⁸ Ebenda, 22. Hauszmann spricht von einer »ausgehandelte[n] Revolution [...], deren wichtigste Merkmale Gewaltlosigkeit und Kompromissbereitschaft seitens der politischen Akteure waren« (*Hauszmann*: Ungarn, 273). Ausführlicher zu dem daraus resultierenden Problem der Elitenkontinuität, das den späteren Ministerpräsidenten József Antall zu seinem berühmten Ausspruch »Hätten Sie doch eine Revolution gemacht!« verleitete: Hendrik Hansen: Das politische System des postkommunistischen Ungarn. In: *Ungarn 1989–2014*, 23–36, 27; Zoltán Tibor *Pallinger*: Die politische Elite Ungarns im Systemwechsel 1985–1995. Bern 1997.

¹⁹ Hansen: Das politische System, 27.

²⁰ Eine prägnante Übersicht findet sich bei Michael *Gehler*: Die Umsturzbewegungen 1989 in Mittel- und Osteuropa. In: Bundeszentrale für politische Bildung, 20. März 2009. <http://www.bpb.de/geschichte/deutsche-einheit/deutsche-teilung-deutsche-einheit/43728/die-umsturzbewegungen-1989?p=all> (19. März 2018).

und als souveräne Staaten mit einer demokratisch gewählten Regierung die Innen- und Außenpolitik neu zu gestalten – alleine oder in gegenseitiger Abstimmung, da man auf dieselbe fremdbestimmte Vergangenheit zurückblickte und vor ähnlichen Herausforderungen stand.²¹

Mit der 1978 auf italienische Initiative hin gegründeten Arbeitsgemeinschaft Alpen-Adria gab es bereits einen Vorläufer subregionaler Kooperation, welche die westungarischen Komitate Baranya, Győr-Moson-Sopron, Somogy, Vas und Zala einschloss.²² Auf dieser Erfahrung aufbauend, wurde im November 1989 unter der Federführung Österreichs die Zentraleuropäische Initiative (CEI) ins Leben gerufen. Die von den Außenministern Österreichs, Ungarns, Italiens und Jugoslawiens unterzeichnete Gründungsurkunde verkündete die »Bereitschaft der Regierungen, die gutnachbarschaftlichen Beziehungen zu stärken und eine vielfältige Kooperation zwischen den Ländern zu entwickeln.«²³ Damit war eine erste Plattform für die zwischenstaatliche Zusammenarbeit im ostmitteleuropäischen Raum geschaffen, der sich kurz darauf die Tschechoslowakei und 1991 auch Polen anschlossen, wodurch zunächst die Pentagonale, dann die Hexagonale entstand. Fast schon prophetisch klingt in der historischen Rückschau die Bewertung der CEI in einem zeitgenössischen Bericht von Kathrin Sitzler, wonach diese als »Instrument und Zwischenstufe zur Integration Ungarns in ein einheitliches, neu geordnetes Gesamteuropa« betrachtet werden könne.²⁴ Tatsächlich erfüllte die Regional-

²¹ Vgl. Lukášek: The Visegrad Group, 13. Der im deutschen Sprachraum erstmals von SED-Generalsekretär Egon Krenz nach dem Rücktritt Erich Honeckers im Oktober 1989 verwendete Begriff *Wende* wird populärwissenschaftlich oft zur Charakterisierung dieser Zeit verwendet (mitunter auch *Aufbruch*, *Übergang* oder *Wiedergeburt*), führte aber häufig zu Kontroversen (Rainer Eckert: Gegen die Wende-Demagogie – für den Revolutionsbegriff. In: Deutschland Archiv 40 [2007] 1084–1086; Michael Richter: Die Wende. Plädoyer für eine umgangssprachliche Benutzung des Begriffes. In: Deutschland Archiv 40 [2007] 861–868). In Ungarn sprachen dagegen Sozialwissenschaftler und Ökonomen bereits 1987 von »Wende und Reform« im finanz- und wirtschaftspolitischen Feld (Jörg K. Hoensch: „Rückkehr nach Europa“ – Ostmitteleuropa an der Schwelle zum 21. Jahrhundert. In: *Europa – Ziel und Aufgabe* 135–151, hier 135). Deshalb und wegen seiner sprachlichen Prägnanz erscheint der Wende-Begriff in wertfreier Verwendung sinnvoll, auch wenn die tiefgreifende Veränderung der Macht- und Herrschaftsstrukturen die Bedeutung von *Revolutionen* hatte. Für den wissenschaftlichen Sprachgebrauch ebenfalls geeignet sind *Systemwechsel*, *Systemtransformation* und *postkommunistischer Übergang*. Vgl. ebenda, 136–137.

²² Göllner: Die Europapolitik Ungarns, 213.

²³ *Joint Declaration*. 11. November 1989. In: Central European Initiative 1989–2009. <http://www.cei.int/sites/default/files/attachments/publications/booklet%20final%20low.pdf> (19. März 2018).

²⁴ Kathrin Sitzler: Regionale Kooperation und europäische Integration. Die Pentagonale aus ungarischer Sicht. In: *Südosteuropa* 39 (1990) 686–708, hier 702.

kooperation aus ungarischer und später auch aus tschechoslowakischer sowie polnischer Sicht mehrere Funktionen zugleich, um die »außenpolitischen Ziele in einem Umfeld von sich rasch wandelnden Ost-West-, Ost-Ost- und gesamteuropäischen Beziehungen zu bestimmen«, wie Sitzler den damaligen Beobachter Rudolf L. Tökes zitiert.²⁵ Aktionspläne und ständige Arbeitsgruppen, deren Vorsitz für kleine und mittelständische Unternehmen ab Mitte 1990 Ungarn innehatte, sahen die konkrete Zusammenarbeit in Bereichen wie Industrie- und Verkehrspolitik vor, darunter ein Investitionspaket für die Zugstrecke Triest-Ljubljana-Budapest. Zudem schuf die Initiative einen geeigneten Rahmen für die multilaterale Regelung der Nachbarschaftsprobleme. Der rein zwischenstaatliche Charakter der Kooperation vermied aber eine einseitige Abhängigkeit wie im sowjetischen Herrschaftssystem, aus dessen Bindungen und Verpflichtungen sich zu lösen diese Zusammenarbeit auch diente. Schließlich entstand mit der CEI eine Plattform, die nicht zuletzt den Weg zur Westintegration ebnete. Sie hatte Modellcharakter und sollte die Bereitschaft und Fähigkeit zur Zusammenarbeit in einem multilateralen Rahmen demonstrieren.²⁶

Tatsächlich hatte die Westorientierung Ungarns über 1990 hinaus höchste Priorität und wurde von der CEI zusätzlich unterstützt. Doch es hatte bereits unter Kádár eine wirtschaftliche Westöffnung durch den Abschluss zahlreicher Handelsverträge gegeben, die im ostmitteleuropäischen Raum einzigartig waren. Die im Dezember 1989 von der EG-Kommission beschlossene „Hilfe zur Umgestaltung der Wirtschaft in Polen und Ungarn“ (PHARE)²⁷ ist in diesem Kontext zu deuten. Als neu geschaffenes und noch heute als Instrument zur Heranführung an die EU existierendes Programm stellte es den beiden Staaten Finanzhilfen in den Bereichen Technik, Wirtschaft und Infrastruktur bereit, da sich hier die Transformation erstmals abzeichnete. Ein Jahr später wurden die Hilfen auf Bulgarien, Rumänien, die Tschechoslowakei und Jugoslawien ausgeweitet. PHARE erfüllte eine stabilisierende Funktion und kann, weil es das EG-Interesse an einer Zusammenarbeit mit den ostmitteleu-

²⁵ Ebenda, 700.

²⁶ Zum Nutzen der CEI und ähnlicher Kooperationen wie der 1993 zwischen Ungarn, Polen, der Slowakei und der Ukraine gegründeten Euroregion Karpaten im Hinblick auf einen EG-/EU-Beitritt vgl. *Schmidt-Schweizer*: Politische Geschichte Ungarns, 237.

²⁷ *Verordnung (EWG) Nr. 3906/89 des Rates vom 18. Dezember 1989 über Wirtschaftshilfe für bestimmte Länder in Mittel- und Osteuropa*. In: EUR-Lex. <http://eur-lex.europa.eu/legal-content/DE/TXT/?uri=CELEX:31989R3906> (19. März 2018). Die Tschechoslowakei erhielt ab 1990 Hilfen aus dem PHARE-Programm.

ropäischen Staaten frühzeitig unterstrich, als »erster entscheidender Schritt im Prozess der Westintegration«²⁸ interpretiert werden.

Seit dem Frühjahr 1990 war klar, dass auch die Tschechoslowakei unter Staatspräsident Havel einen solchen Schritt gehen wollte. Havel sprach in einer Rede vor den Abgeordneten des polnischen Unterhauses von der ersehnten »Rückkehr nach Europa«²⁹ und stellte sich damit in die Denktradition des im französischen Exil lebenden tschechischen Romanciers Milan Kundera. Dieser hatte 1983 mit dem Diskurs über *Mittleuropa* eine Debatte ausgelöst, die von Intellektuellen wie dem Ungarn György Konrád aufgegriffen wurde und eine eindeutige Stoßrichtung hatte: Die Staaten Ostmitteleuropas aus dem sowjetisch dominierten Ostblock, zu dem man historisch, geopolitisch und kulturell nie gehören wollte und deshalb auch nie wirklich gehörte, herauszulösen. Die von Havel propagierte Rückkehr nach Europa, die parallel auch in den baltischen Ländern immer populärer wurde, meinte ohne Zweifel die Abkehr von Moskau,³⁰ aber noch mehr: Neben »anderen Nationen in unserem [d. h. dem tschechoslowakischen, N. Z.] Teil Europas« nannte Havel explizit Ungarn als das Land, mit dem sich die Tschechoslowakei im Zuge jener Rückkehr so gut wie möglich koordinieren sollte. Etwas später dehnte er die Einladung zu einem Treffen mit verschiedenen Vertretern aus Staat und Öffentlichkeit auch auf Polen aus.³¹ Die Idee zu einer Regional Kooperation der drei Staaten war damit noch vor den ersten freien Wahlen in Ungarn und in der Tschechoslowakei geboren, womit die gemeinsame

²⁸ Schmidt-Schweizer: Politische Geschichte Ungarns, 230. Die Finanzhilfe belief sich demnach bis 1999 in heutigen Preisen auf etwa 1 Milliarde Euro. Vgl. auch Göllner: Die Europapolitik Ungarns, 29; Scharbert: Visegrád, 106; Vincze: Ungarns euroatlantische Integration, 45.

²⁹ Vaclav Havel: Speech in the Polish Parliament (Sejm). 25. Januar 1990. In: Visegrad Group. <http://www.visegradgroup.eu/the-visegrad-book/havel-vaclav-speech-in> (19. März 2018).

³⁰ Milan Kundera: Un occident kidnappé ou la tragédie de l'Europe centrale. In: Le Débat 27 (1983) 3–23. Exemplarisch für die Fortführung der Debatte stehen bereits vor der Wende Erhard Busek – Gerhard Wilfinger: Aufbruch nach Mitteleuropa. Rekonstruktion eines versunkenen Kontinents. Wien 1986. Für die 1990er Jahre: *Mitten in Europa – Die Rückkehr von Polen, Tschechien, Slowakei und Ungarn*. Bad Urach/Stuttgart 1995; *Rückkehr nach Europa? Die geistig-politische Dimension des ostmitteleuropäischen Umbruchprozesses seit 1989*. Hgg. Hans Misselwitz, Dieter Segert. Potsdam 1997; *Die Rückkehr der Geschichte. Osteuropa auf der Suche nach Kontinuität*. Hgg. Leonid Luks, Donald O'Sullivan. Köln [u. a.] 1999. Dazu ausführlich Hoensch: „Rückkehr nach Europa“, 135, 140. Die nicht-geografischen Nuancen der Termini Zentral-, Mittel-, Ostmitteleuropa und Osteuropa können an dieser Stelle nicht diskutiert werden; Polen, Ungarn, die Tschechoslowakei beziehungsweise Tschechien und die Slowakei werden in dieser Arbeit konsistent als Länder Ostmitteleuropas bezeichnet.

³¹ Havel: Speech.

Hinwendung weg vom Osten und hin zum Westen erstmals vage vorgezeichnet war.³²

In Budapest stieß der Vorschlag auf offene Ohren, zumal die Parlamentswahlen im März und April 1990 dem 1987 gegründeten, nationalkonservativen Ungarischen Demokratischen Forum (*Magyar Demokrata Fórum*, MDF) mit über 42 Prozent die Stimmenmehrheit eingebracht hatten. Unter der Führung des Medizinhistorikers József Antall bildete das Forum zusammen mit der Partei der Kleinlandwirte (Unabhängige Partei der Kleinlandwirte, der Landarbeiter und des Bürgertums, *Független Kisgazda-, Földmunkás- és Polgári Párt*, FKgP) und der Christlich-Demokratischen Volkspartei (*Kereszténydemokrata Néppárt*, KDNP) eine Koalition, die keinen Zweifel daran ließ, dass die euroatlantische Integration den außenpolitischen Kurs Ungarns bestimmen werde. In seiner Regierungserklärung nannte Antall im Mai 1990 als Ziel die »Erringung der Mitgliedschaft in der Europäischen Gemeinschaft während der nächsten Dekade«,³³ mit der die Erfolge der jüngsten demokratischen Entwicklung gesichert werden und zugleich Wirtschaft und Gesellschaft den erwünschten Modernisierungsprozess durchlaufen sollten. Deshalb verband die Westintegration individuelle und nationale Freiheit mit dem Versprechen einer besseren Zukunft.³⁴

Die Voraussetzungen hierfür waren Mitte 1990 nur teilweise erfüllt. Zwar hatte der letzte sozialistische Außenminister Gyula Horn im März den erfolgreichen Abschluss der Verhandlungen über den sowjetischen Truppenabzug bis Mitte 1991 verkündet und erst über eine mögliche Neutralität Ungarns, dann über eine Zukunft als NATO-Mitglied räsoniert. Doch noch befanden sich etwa 50.000 sowjetische Soldaten auf ungarischem Staatsgebiet, der Warschauer Pakt galt uneingeschränkt und band Ungarn sicherheitspolitisch an Moskau. Wohl auch deshalb sprach Antall zwar von der Auflösung des Warschauer Paktes, gab aber – abgesehen von der EG-Mitgliedschaft – zunächst bloß die Losung eines »gesamteuropäischen Systems der kollektiven Sicherheit« aus. Er verzichtete darauf, das NATO-Thema öffentlich zu diskutieren,

³² So auch *Hoensch*: »Rückkehr nach Europa«, 135; *Lukášek*: The Visegrad Group, 26; *Strážay*: Visegrad, 15–16, der die Visegrád-Kooperation an dieser Stelle nur noch als eine Frage der Zeit bezeichnet. Doch sollte an dieser Stelle im Hinblick auf einen damals als wahrscheinlich erscheinenden Bedeutungszuwachs der CEI vor einer teleologischen Betrachtung gewarnt sein.

³³ József Antall: Kijelölt miniszterelnök programbeszéde az Országgyűlés ülészakán (Külpolitikai vonatkozású részlet). 22. Mai 1990. In: Magyar külpolitikai évkönyv. Hg. Külügyminisztérium. Budapest 1990, 157–167, hier 158.

³⁴ Ebenda. Vgl. *Hauszmann*: Ungarn, 274; *Vincze*: Ungarns euroatlantische Integration, 45.

weil er es entweder für strategisch gefährlich oder für abenteuerlich hielt, oder weil er selbst noch nicht an eine schnelle Auflösung der Blöcke glaubte.³⁵

Diese Zurückhaltung war in Polen und der Tschechoslowakei bis in die zweite Hälfte des Jahres 1990 sogar noch viel stärker ausgeprägt. Womöglich, weil die Schrecken des Prager Frühlings von 1968 und die Verhängung des Kriegsrechts 1981 durch den noch immer amtierenden General Jaruzelski näher zurücklagen, oder weil die Wende 1989 weniger konfliktarm als in Ungarn verlief, plädierte man dort zunächst für ein behutsameres sicherheitspolitisches Vorgehen. Noch mied man zumindest Moskau gegenüber Diskussionen über die Zukunft des Warschauer-Paktes, und die NATO stand nicht einmal ansatzweise zur Debatte. Deutlich wurde das auf dem Treffen des Politischen Beratenden Ausschusses der Pakt-Staaten im Juni 1990, wo nur die ungarische Führung die schnelle Auflösung des Bündnisses forderte. Polen brachte primär seine Besorgnis über die deutsche Wiedervereinigung zum Ausdruck und nahm in der Frage des Warschauer Paktes wie die Tschechoslowakei eine defensive Position ein. Somit blieb der Inhalt der von Havel ins Gespräch gebrachten Dreierkooperation zunächst wenig konkret, blieb es selbst beim ersten Gipfeltreffen in Preßburg (*Bratislava, Pozsony*) bei der Formulierung von Gemeinplätzen.³⁶

Zwei Begegnungen auf ministerieller Ebene und der Sondergipfel der Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE) im November 1990 in Paris, auf dem die wegweisende „Charta von Paris für ein neues Europa“³⁷ unterzeichnet wurde, versprachen eine Änderung: Das Treffen von Vertretern aus den Verteidigungsministerien der drei Staaten im polnischen Zakopane im September und auch das der stellvertretenden Außenminister in Warschau einen Monat später unterstrichen die Absicht, mit Militärreformen Fakten zu schaffen und so der sicherheitspolitischen Unabhängigkeit

³⁵ So *Schmidt-Schweizer*: Politische Geschichte Ungarns, 202, 231–22. Vgl. *Göllner*: Die Europapolitik Ungarns, 80–81.

³⁶ Ähnlich das Urteil von Havels damaligem außenpolitischen Berater Alexandr Vondra über das Dreiertreffen im April 1990. In der Rückschau schreibt er: »Viele schöne Reden wurden auf der Konferenz und dem Gipfel gehalten, aber konkret ging aus ihnen nichts hervor. So verpasste Bratislava die Chance, Geschichte zu schreiben.« *Alexandr Vondra*: Visegrad Cooperation: How Did It Start? In: Visegrad Group. <http://www.visegradgroup.eu/the-visegrad-book/vondra-alexandr-visegrad> (19. März 2018). Vgl. *Zellner – Dunay*: Ungarns Außenpolitik, 406–407 und dazu, dass Ungarn schon im April die Warschauer Pakt-Auflösung offen forderte, *Göllner*: Die Europapolitik Ungarns, 214.

³⁷ *Organization for Security and Co-operation in Europe*: Charta von Paris für ein Neues Europa. 21. November 1990. <https://www.osce.org/de/mc/39518?download=true> (19. März 2018).

einen Schritt näher zu kommen. Verabredet wurden ein Informationsaustausch und die Einrichtung eines Beratungsausschusses auf der Ebene der stellvertretenden Außenminister. Ohne es in der Öffentlichkeit allzu deutlich zu machen, waren Polen und die Tschechoslowakei in der Frage der zügigen Auflösung des Warschauer Paktes auf die ungarische Linie eingeschwenkt. In Paris kamen schließlich erstmals die Ministerpräsidenten Antall und Mazowiecki sowie Staatspräsident Havel im direkten trilateralen Austausch zusammen. Die Gespräche verliefen konstruktiv, das Vorhaben, es künftig nicht mehr bei Worthülsen zu belassen, wurde einstimmig beschlossen. Damit war der Boden für eine feste Kooperation bereitet und der Arbeitsauftrag von den drei Regierungschefs an die stellvertretenden Außenminister, diese auf ihrem nächsten Treffen im Dezember 1990 auszuarbeiten, erteilt.³⁸

2. 2. *Gipfel mit großen Folgen: Die Jahre 1991 und 1992*

Die Wahl der Visegráder Burg nördlich von Budapest als Treffpunkt der Staats- und Regierungschefs von Ungarn, Polen und der Tschechoslowakei verlieh der hier im Februar 1991 besiegelten Kooperation eine hohe Symbolkraft. Visegrád war Fluchtpunkt der ungarischen Nationalromantik und stand wegen des historischen Königstreffens von 1335 wie kein anderer Ort für die historische Verbundenheit der drei Nationen. Die auf die frühneuzeitliche Jagiellonen-Herrschaft und den polnischen Siebenbürgen-Fürsten István Báthory zurückgehende polnisch-ungarische Freundschaft war aus Sicht des geschichtsbewussten ungarischen Ministerpräsidenten ein zusätzlicher Dekor, um die historische Dimension des Treffens zu untermauern. Doch für eine auf Folklore beschränkte Burgbegegnung war der Handlungsbedarf zu groß. Erst Mitte Januar hatte die als *Vilniuser Blutsonntag* bekanntgewordene Auseinandersetzung zwischen litauischen Demonstranten und sowjetischen Truppen die Hoffnung auf eine friedliche Auflösung des sowjetischen Imperiums beendet. Hinzu kam das Erstarken revanchistisch-kommunistischer Kräfte in Moskau, das im Dezember 1990 zum Rücktritt des Außenministers Eduard Shevardnadze geführt hatte. Plötzlich sah man in Ostmitteleuropa die Errungenschaften der Transformation in Gefahr und stellte sich die in Vergessenheit geratene Frage der vertraglichen Verpflichtungen, die sich im

³⁸ Siehe den Bericht des damaligen tschechoslowakischen Außenministers Jiří Dienstbier: *Visegrad – The First Phase*. In: *Visegrad Group*. <http://www.visegradgroup.eu/the-visegrad-book/dienstbier-jiri-visegrad> (19. März 2018). Vgl. *Göllner*: Die Europapolitik Ungarns, 214–215; *Lukášek*: *The Visegrad Group*, 26; *Zellner – Dunay*: Ungarns Außenpolitik, 407.

Ernstfall aus dem Warschauer Pakt ergaben. Der Wahlerfolg von nationalistischen Parteien in den jugoslawischen Teilrepubliken Slowenien und Kroatien wiederum barg das Risiko einer kriegerischen Auseinandersetzung in Südosteuropa.

Frequenz und Intensität der Treffen im Vorfeld des Visegrád-Gipfels sind daher im Lichte dieser sicherheitspolitisch angespannten Lage zu sehen. Ablauf und Inhalt des Visegrád-Gipfels waren bereits im Dezember vorbereitet worden. Doch nachdem es auch in Riga zu blutigen Auseinandersetzungen gekommen war, sahen sich die Außenminister der drei Staaten zu einem weiteren Vorbereitungstreffen und zu einer gemeinsamen öffentlichen Stellungnahme veranlasst. So verabredete man am 21. Januar 1991 in Budapest, bei allen zukünftigen Verhandlungen über Assoziierungsabkommen mit der EG zusammenzuarbeiten und sprach erstmals mit einer Stimme von der »schnellstmöglichen Auflösung des Warschauer Paktes«, womit die Stoßrichtung des für den 15. Februar angesetzten Gipfels vorgezeichnet war.³⁹

Die von Antall, Havel und Lech Wałęsa, der im Dezember Jaruzelski nachgefolgt war, feierlich unterzeichnete Deklaration nannte fünf Kooperationsziele: 1. die vollständige Wiederherstellung von staatlicher Unabhängigkeit, Demokratie und Freiheit; 2. die Beseitigung aller sozialen, ökonomischen und geistigen Bestandteile des totalitären Systems; 3. die Schaffung von parlamentarischer Demokratie, moderner Rechtsstaatlichkeit sowie die Respektierung von Menschen- und Freiheitsrechten; 4. die Errichtung einer modernen, freien Marktwirtschaft; 5. die vollständige Einbeziehung in das europäische Politik-, Wirtschafts- Sicherheits- und Rechtssystem. Konkreter wurde man bei den Maßnahmen, welche die enge Zusammenarbeit bei allen die europäischen Institutionen betreffenden Angelegenheiten sowie regelmäßige Konsultationen in sicherheitspolitischen Fragen vorsahen. Bürger, Institutionen, Kirchen und soziale Organisationen sollten sich in Zukunft frei austauschen können. Am bedeutsamsten war jedoch die Absicht, die Freizügigkeit von Arbeitskräften, Gütern, Dienstleistungen und Kapital zu ermöglichen und – auf den Prinzipien des freien Marktes fußend – ein kooperatives wirtschaftliches Umfeld zu schaffen, so dass sich Unternehmen grenzüberschreitend vernetzen und Direktinvestitionen tätigen konnten. Darüber hinaus einigte man sich auf den Ausbau der Kommunikationsinfrastruktur, eine

³⁹ Göllner: Die Europapolitik Ungarns, 81, 215; Lukášek: The Visegrad Group, 36–37; Schmidt-Schweizer: Politische Geschichte Ungarns, 233. Für das Außenministertreffen im Januar 1991: Dienstbier: Visegrad; Zellner – Dunay: Ungarns Außenpolitik, 408.

intensive Koordinierung bei ökologischen, energie- und minderheitenpolitischen Themen und regionalem Austausch sowie die Gewährleistung von Presse-, Kultur- und Informationsfreiheit.⁴⁰ Das Dokument war nicht frei von zuvor formulierten Zielen, die Breite der konkreten Politikfelder war dennoch wegweisend für eine enge und womöglich institutionalisierte Kooperation, die vor allem in wirtschaftspolitischer Hinsicht doppelt ambitioniert war: Zum einen, weil der geplante Abbau von Handelshemmnissen die innere um die außenwirtschaftliche Öffnung ergänzte und protektionistische Absichten im Transformationsprozess ausschloss. Zum anderen ließ sich aus der Aufzählung von Arbeitskräfte-, Güter-, Dienstleistungs- und Kapitalfreiheit auch eine klare Übernahme der Ziele des EG-Binnenmarktprojekts ablesen. Somit wurden bereits in Visegrád die entscheidenden Weichen gestellt, die für die Integration in den westeuropäischen Wirtschaftskreislauf nötig waren.⁴¹

Sicherheitspolitisch bedeutete die Deklaration auf den ersten Blick einen Rückschritt im Vergleich zu der im Januar beschlossenen Position zum Warschauer Pakt. Vier Tage vor dem Visegrád-Treffen erhielten die Staatsspitzen der Pakt-Staaten einen Brief des sowjetischen Staatspräsidenten Michail Gorbatschow, der für Ende Februar unerwartet eine Sondersitzung des Beratenden Politischen Ausschusses einberief, um die militärischen Strukturen des Warschauer Paktes schnell aufzulösen.⁴² Dennoch verzichtete man in Visegrád darauf, ein Alternativbündnis zu fordern und klammerte die Möglichkeit eines NATO-Beitritts zumindest öffentlich aus. Ohne weitere Präzisierungen beließ man es – wie schon Havel ein Jahr zuvor – bei einer geopolitischen Verortung in Mitteleuropa. Dies geschah möglicherweise, weil *Mitteleuropa* anders als *Westintegration* oder *euroatlantische Integration* keinen angstgetriebenen Austausch von (erzwungener) Ostbindung durch (ersehnte) Westbindung implizierte, sondern weil es dafür stand, ohne Exklusivitätsanspruch eines Teils Ostmitteleuropas die Überwindung der jahr-

⁴⁰ Für die vollständige Deklaration im ungarischen, polnischen und tschechischen Original sowie in englischsprachiger, hier verwendeter Übersetzung: *Declaration on Cooperation between the Czech and Slovak Federal Republic, the Republic of Poland and the Republic of Hungary in Striving for European Integration*. 15. Februar 1991. In: Visegrad Group. <http://www.visegradgroup.eu/documents/visegrad-declarations/visegrad-declaration-110412-2> (19. März 2018).

⁴¹ Schmidt-Schweizer: Politische Geschichte Ungarns, 228–229.

⁴² Siehe den zeitgenössischen Zeitungsbericht von Henry Kamm: Gorbachev Urges Alliance Be Ended. In: New York Times, 12. Februar 1991. <http://www.nytime.com/1991/02/12/world/gorbachev-urges-alliance-be-ended.html> (19. März 2018). Vgl. Schmidt-Schweizer: Politische Geschichte Ungarns, 233; Zellner – Dunay: Ungarns Außenpolitik, 408.

zehntelangen Blockgrenzen zu symbolisieren.⁴³ Die Visegrád-Kooperation war zweifelsohne anti-sowjetisch, anti-sozialistisch und anti-internationalistisch, so dass die öffentliche Stimmung und Position der nationalen Eliten deckungsgleich waren. Doch sie war weder anti-russisch noch unveröhnlich und hatte sicherheitspolitisch eher den Charakter einer »koordinierten Absatzbewegung«,⁴⁴ die eine Einbeziehung der Sowjetunion oder ihrer Nachbarstaaten in die neue europäische Sicherheitsarchitektur nicht ausschloss.⁴⁵

Mit der im Februar 1991 beschlossenen Kooperation, vor der noch nicht absehbaren Teilung der Tschechoslowakei auch als »Troika« oder »Triangel« bezeichnet,⁴⁶ entstand zwischen den drei ostmitteleuropäischen Staaten, was im Nordischen Rat zwischen Dänemark, Island, Norwegen, Schweden und später auch Finnland seit 1952 sowie in der Benelux-Union zwischen Belgien, Luxemburg und den Niederlanden seit 1958 bereits fast vier Jahrzehnte erfolgreich funktionierte: ein Austausch zwischen den Staats- und Regierungschefs, der nützliche Diskussionsplattform und Interessensvertretung in einem zu werden versprach. Ein für Institutionen typischer Apparat und eine klare Organisationsstruktur fehlten – doch ermöglichte gerade dieser Umstand Flexibilität und Offenheit in einem sich abrupt verändernden Umfeld.⁴⁷

Verlauf und Ergebnis der Sitzung des Beratenden Politischen Ausschusses des Warschauer Paktes waren so konfliktfrei,⁴⁸ dass man die einige Wochen zuvor in Budapest geäußerten Sorgen nach Ausbruch der Baltischen Krise rückblickend fast als irrational bezeichnen könnte. Die Auflösung der Militärstrukturen bis Ende März, der Institutionen bis zum 1. Juli und der Abzug der sowjetischen Truppen aus Ungarn und der Tschechoslowakei bis Juni 1991 waren zumindest in diesen beiden Ländern der Schlussstrich unter die 1989 eingeläutete Abwendung von Moskau. Doch mit dem Ausbruch des Bürgerkrieges in Jugoslawien entstand in südosteuropäischer Nachbarschaft ein neues Bedrohungsszenario, das jedoch für Ungarn wegen seiner direkten Nachbarschaft von größerer Bedeutung war als für Polen und die Tschecho-

⁴³ So auch *Brusis*: Spielräume, 57–58.

⁴⁴ *Schmidt-Schweizer*: Politische Geschichte Ungarns, 233–234.

⁴⁵ Ebenda; *Göllner*: Die Europapolitik Ungarns, 216.

⁴⁶ Rudolf L. *Tökés*: From Visegrád to Kraków: Cooperation, Competition, and Coexistence in Central Europe. In: *Problems of Communism* 40 (1991) 100–114, hier 102.

⁴⁷ Vgl. *Lukášek*: The Visegrad Group, 25; *Strážay*: Visegrad, 17.

⁴⁸ Für das Abschlussprotokoll: *Document No. 155: Agreement on the Cessation of the Military Provisions of the Warsaw Pact, February 25, 1991*. In: *A Cardboard Castle? An Inside History of the Warsaw Pact, 1955–1991*. Hg. Malcolm Wojtech Mastny. Budapest [u. a.] 2005, 682–684.

slowakei. Bereits wenige Wochen nach dem Visegráder Gipfel hatten sich die sicherheitspolitischen Koordinaten also erneut verschoben, und alle drei Staaten konnten ihre militärische Ostbindung schneller als erwartet kappen. Nur Polen musste sich bis Ende 1993 gedulden, bis die letzten sowjetischen Einheiten das Land verließen, und – allen Zusicherungen zum Trotz – einen Rückzug vom Abzug fürchten. Die Vorbereitungen zur Gründung des Weimarer Dreiecks zwischen Frankreich, der Bundesrepublik Deutschland und Polen im August 1991 müssen auch in diesem Lichte betrachtet werden. Ungarn wiederum sah einen Regionalkonflikt an seiner Südgrenze aufsteigen, konnte aber nicht davon ausgehen, dass man in Warschau und Prag verteidigungspolitische Vorsorge zu leisten bereit war.⁴⁹ Andererseits sicherte auf indirektem Wege eben jene Unruhe innerhalb der jugoslawischen Teilrepubliken den Zusammenhalt und die Zukunft der Visegrád-Kooperation. Zwar war Polen erst im Juni der CEI beigetreten, sodass aus der Pentagonale (Italien, Jugoslawien, Österreich, Tschechoslowakei, Ungarn) die Hexagonale wurde. Das potentielle Abdriften eines CEI-Mitgliedstaates in den Bürgerkrieg konterkarierte jedoch die Bemühung um eine intensive Zusammenarbeit oder gar Vertiefung und Erweiterung der Initiative auf absehbare Zeit. Als Forum einer verstärkten regionalen Kooperation von Polen, Ungarn und der Tschechoslowakei verblieb folglich nur Visegrád.

Abermals waren es äußere Umstände, die Trennendes in den Hintergrund treten ließen und ein gemeinsames Handeln begünstigten. Nach dem versuchten Putsch vom August 1991 in Moskau war die Lage für kurze Zeit völlig ungewiss, so dass die stellvertretenden Außenminister der drei Visegrád-Staaten ihren Gesprächskanal aktivierten und sich über mögliche Szenarien berieten. Zwar wurde der Putschversuch vereitelt, doch war der potentiell konfliktreiche Zerfall der Sowjetunion und der Rücktritt Gorbatschows ab August besiegelt. Dadurch wurde die Frage einer NATO-Mitgliedschaft, die Ministerpräsident Antall anders als der letzte sozialistische Außenminister Horn im Frühjahr 1990 noch als absolut unrealistisch verworfen hatte, plötzlich wieder akut und auf die Agenda des bevorstehenden Visegrád-Gipfels gesetzt. So war es vor allem für Ungarn das westliche Militärbündnis, dass wegen der Stärke der amerikanischen Streitkräfte, der Stationierung von NATO-Truppen und der Beistandsklausel (Artikel 5) eine umfassende und

⁴⁹ *Göllner*: Die Europapolitik Ungarns, 81, 410. Demnach habe man auf Seiten der polnischen Führung durchaus mehr Unterstützung von Ungarn und der Tschechoslowakei in der Angelegenheit der sowjetischen Truppenstationierung erwartet.

langfristige Sicherheitsgarantie zu gewährleisten versprach, sollte es im Osten und Südosten zu kriegerischen Auseinandersetzungen kommen.⁵⁰

Komplementär dazu versprach auch das forcierte gemeinsame Bemühen um eine EG-Mitgliedschaft für die Visegrád-Staaten Stabilität und Sicherheit in einem unruhigen Umfeld. Nach einem Erfahrungsaustausch der drei Regierungschefs mit den Außenministern der Benelux-Länder Ende September in New York wussten sie erstmals vom festen Rückhalt durch eine Gruppe von EG-Staaten. Auch die Vertreter der amerikanischen Regierung stärkten dem Visegráder Kooperationsformat und ihrem Bemühen um eine EG- und NATO-Mitgliedschaft den Rücken.⁵¹

Einen Tag vor dem Visegrád-Gipfel in Krakau (*Kraków*) erarbeiteten die Außenminister eine gemeinsame Stellungnahme, aus der die angespannte Lage der vergangenen Wochen klar hervorging. Nachdem Mitte September 1991 im Osten Kroatiens die Schlacht um Vukovar ausgebrochen war, tobte der jugoslawische Bürgerkrieg nunmehr in geringer Entfernung von der südlichen Staatsgrenze Ungarns. Das führte zusammen mit dem ungewissen Ausgang des Machtkampfes in Moskau und dem für Dezember angesetzten Referendum über die Zukunft der Sowjetunion dazu, jegliche Neutralitätserwägungen zu verwerfen und in gemeinsamer Abstimmung als Visegrád-Staaten die frühestmögliche NATO-Mitgliedschaft als Ziel auszugeben. Schon jetzt sollten NATO-Truppen in Südungarn stationiert und der Luftraum für Aufklärungsflüge geöffnet werden. Flankierend verständigten sich die Visegrád-Außenminister darauf, ihr turnusmäßiges Treffen auch für die Verteidigungsminister zu institutionalisieren und in Arbeitsgruppen eine gemeinsame Modernisierung des Militärs zu planen.⁵²

Doch neben der sicherheitspolitischen Verständigung standen in Krakau zuvorderst die Erörterung wirtschaftlicher Probleme und die Suche nach Antworten darauf auf dem Programm. Denn mit der Kappung der Ostbin-

⁵⁰ Göllner: Die Europapolitik Ungarns, 219–220, 410; Vincze: Ungarns euroatlantische Integration, 50–51; Zellner – Dunay: Ungarns Außenpolitik, 409.

⁵¹ Zum USA-Besuch der Visegrád-Vertreter: Dienstbier: Visegrad. Siehe auch den Bericht des damaligen ungarischen Außenministers Géza Jeszenszky: The Origins and Enactment of the „Visegrad Idea“. In: Visegrad Group. <http://www.visegradgroup.eu/the-visegrad-book/jeszenszky-geza-the> (19. März 2018).

⁵² Für die Originaltexte: *The Cracow declaration*. In: European Security 1 (1992) 104–108. Vgl. Lukášek: The Visegrad Group, 28–29, 39–40; Schmidt-Schweizer: Politische Geschichte Ungarns, 233–235; Jan B. de Weydenthal: The Cracow Summit. In: Report on Eastern Europe 43 (1991) 33, 27–31.

dungen⁵³ und der Transformation von Plan- zu Marktwirtschaft ging in allen drei Visegrád-Staaten eine erhebliche Wirtschaftskrise einher. So verzeichnete die Industrieproduktion in Ungarn einen herben Einbruch, der sich noch bis in das Folgejahr zog. Am Ende lag die Zahl der in der Industrie Beschäftigten mit 40 Prozent unter dem Niveau von 1989; hinzu kamen Kapitalknappheit und eine stark gesunkene Inlandsnachfrage nach Konsum- und Investitionsgütern. Erst ab 1993 verbesserte sich die wirtschaftliche Lage, so dass Beschäftigung und Wachstum zunahmen. Den Visegrád-Staaten, in erster Linie Ungarn, war es früh gelungen, das Vertrauen westlicher Investoren zu gewinnen; zwischen 1989 und 1994 entfiel die Hälfte aller ausländischen Direktinvestitionen in die früheren Staaten des Rates für gegenseitige Wirtschaftshilfe (RGW) auf Ungarn. Doch diese frühe Importliberalisierung erwies sich zunächst mehr als Fluch denn als Segen, da sie die in nahezu allen Sektoren geringe Wettbewerbsfähigkeit ungarischer Produzenten offenbarte. Alternativen zu den EG-Staaten als Handelspartner waren nach dem Zusammenbruch des RGW-Wirtschaftsraums und des Osthandels rar, zumal 1991 auch der jugoslawische Markt wegzubrechen begann. Hinzu kam, dass der Großteil der EG-Märkte für Importe aus Drittländern abgeschottet war. Westliche Handelsbarrieren trafen die Exporteure aus den Visegrád-Staaten empfindlich.⁵⁴

Der Umstand, dass ein Ende dieser prekären Wirtschaftslage nicht absehbar war, begünstigte ein gemeinsames Vorgehen. So einigten sich die Regierungen auf eine Modifikation der im Februar formulierten Maßnahmen zum freien Handel. Um rasch zu einer Liberalisierung des Kapitalverkehrs zwischen den drei Staaten zu kommen, sollte eine Arbeitsgruppe aus Finanzministern und Zentralbankvertretern ein Doppelbesteuerungs- und Investitionsschutzabkommen ausarbeiten. Auch in den Bereichen Infrastruktur, Kultur, Minderheiten- und Umweltschutz einigte man sich auf eine weiterge-

⁵³ Der RGW wurde im Juni 1991 aufgelöst.

⁵⁴ Eine eindeutige Handelsumlenkung lässt sich für Ungarn bereits auf das Jahr 1990 datieren, da seither mehr Industriewaren aus EG-Ländern eingeführt wurden, allen voran aus Deutschland, Italien und den Niederlanden (*Gabrisch – Werner: Intra-industrieller Handel*, 6; *András Inotai: Assoziierungsabkommen. Schritte zur Reintegration ostmitteleuropäischer Staaten*. In: *Integration 15* [1992] 25–35, 27–28). In der Folge stieg der EG-Anteil an den ungarischen Exporten von rund 25 Prozent (1989) auf 50 Prozent (1992) und der EG-Anteil an den Importen von 29 Prozent (1989) auf 43 Prozent (1992), während der sowjetische Handelsanteil von 25 Prozent auf 13 Prozent (Exporte) beziehungsweise von 22 Prozent auf 17 Prozent (Importe) sank. Ebenda, 28; *Göllner: Die Europapolitik Ungarns*, 50–51; *Scharbert: Visegrád*, 118–119; *Schmidt-Schweizer: Politische Geschichte Ungarns*, 228.

hende Kooperation, dies mit Blick auf die UN-Konferenz in Rio de Janeiro im Juni 1992.⁵⁵

Andererseits wurde in Krakau erstmals deutlich, dass keine Seite ein Interesse daran hatte, der Kooperation jenes institutionalisierte Fundament zu geben, das über die zwischenstaatlichen Verhandlungen hinausging und zur Etablierung supranationaler Organe auch nur im Ansatz entsprach. Die Grenzen der Kooperation waren damit eindeutig definiert: Jedes Vorhaben, das die nach vier Jahrzehnten sozialistischer Diktatur wiedererlangte Souveränität zu beschneiden drohte, war zum Scheitern verurteilt.⁵⁶ Trotz aller konkreten Vorhaben blieb die Intensität des Austausches überschaubar, weil man fürchtete, dass Visegrád an die Stelle einer EG-Mitgliedschaft rücken könnte: Um die *Rückkehr nach Europa* nicht zu gefährden, war ein »kooperativer Minimalismus« vonnöten.⁵⁷

In der EG fand die Außenpolitik der drei ostmitteleuropäischen Staaten ausnahmslos Zuspruch. Wie schon in der CEI 1989/1990 hatten die Gipfeltreffen von Visegrád und Krakau signalisiert, dass man in Budapest, Warschau und Prag willens und fähig war, auf unterschiedlichen Feldern im multilateralen Rahmen zu kooperieren, womit eine wichtige Bedingung für den zukünftigen EG-Beitritt erfüllt war. Zwar entbrannte in Ungarn Ende 1991 ein Streit darüber, ob der Hauptzweck von Visegrád wirklich darin läge, den Erwartungen des Westens nachzukommen, oder ob die Regionalkooperation nicht vor allem den genuinen Interessen der Beteiligten diene.⁵⁸ Doch vernahm man von den Westeuropäern nicht, dass die drei Staaten vor einer Entweder-Oder-Entscheidung stünden. Mit der Unterzeichnung des EG-Assoziierungsabkommen im Dezember 1991 wurden die jüngsten Bemühungen um einen schnellen Beitritt vielmehr gewürdigt. Visegrád hatte sich zweifelsohne als »Sprungbrett nach Europa«⁵⁹ erwiesen. Auch umgekehrt war die Regionalkooperation von großem Nutzen, da die EG von Ostmitteleuropa – anders als vom Balkan, wo Jugoslawien einen blutigen Zerfallsprozess durchlief –, nachhaltige Stabilität erwarten konnte.

⁵⁵ *The Cracow declaration* 105–106. Vgl. Lukášek: *The Visegrad Group*, 40–41; Zellner – Dunay: *Ungarns Außenpolitik*, 415.

⁵⁶ *Brusis*: *Spielräume*, 56; Zellner – Dunay: *Ungarns Außenpolitik*, 417–418.

⁵⁷ *Schmidt-Schweizer*: *Politische Geschichte Ungarns*, 221, 233–234.

⁵⁸ *Zellner – Dunay*: *Ungarns Außenpolitik*, 415.

⁵⁹ Lukášek: *The Visegrad Group*, 49. Für eine Kurzfassung des Abkommens: *European Agreements with Czechoslovakia, Hungary, and Poland*. In: European Commission. Press Release Database. http://europa.eu/rapid/press-release_MEMO-94-7_en.htm (19. März 2018).

Mit dem Assoziierungsabkommen wurde das Ziel einer EG-Mitgliedschaft zum ersten Mal von beiden Seiten offiziell bestätigt. Zu dessen Verwirklichung bedurfte es nun einer kontinuierlichen Zusammenarbeit in allen politischen, institutionellen und vor allem wirtschaftlichen Bereichen, hier von der Handelspolitik über die Niederlassungsfreiheit bis hin zur Kooperation bei Investitionen und Regionalentwicklung; der freie Handel von Industriewaren sollte innerhalb von zehn Jahren realisiert werden.⁶⁰

Die Anfang 1991 begonnene »Periode gesteigerter Aktivität«⁶¹ der Visegrád-Kooperation hielt bis zum Prager Gipfel im Mai 1992 an. Parallel dazu war die Unterzeichnung von Freundschafts- und Nachbarschaftsverträgen mit der Bundesrepublik Deutschland Anfang 1992 Ausdruck eines auf gegenseitigem Vertrauen begründeten Verhältnisses mit dem größten EG-Staat, dessen exportorientierte Industrie bereits seit 1989 zum wichtigsten Handels- und Investitionspartner avanciert war.⁶² Sicherheitspolitisch erschien das Übergreifen des jugoslawischen Bürgerkrieges auf Bosnien-Herzegowina wie eine Bestätigung des Vorhabens von Krakau, wonach nur eine NATO-Mitgliedschaft wirksamen Schutz versprach, sollte es zu einer weiteren Eskalation im Südosten kommen. Die Vertreter der Visegrád-Regierungen arbeiteten daraufhin auf dem Gipfel im Mai gemeinsame Stellungnahmen aus, die sich auf Jugoslawien, auf den im März 1991 beendeten Krieg am Persischen Golf und auf die im Dezember besiegelte Auflösung der Sowjetunion bezogen. Die weiteren Schritte der wirtschaftlichen Kooperation wurden für den kommenden Gipfel Ende des Jahres angesetzt, die Ziele einer Integration in NATO und EG vor und in Prag einhellig von den drei Regierungschefs sowie von Brüssel und Washington bekräftigt. Damit war die Bilanz der Visegrád-Kooperation keine anderthalb Jahre nach ihrer Gründung positiv, auch wenn dem Vorschlag des polnischen Präsidenten Wałęsa, eine institutionelle Veran-

⁶⁰ Ebenda. Vgl. *Inotai*: Assoziierungsabkommen, 29; *Schmidt-Schweizer*: Politische Geschichte Ungarns, 229–230; *Zellner – Dunay*: Ungarns Außenpolitik, 414.

⁶¹ *Zellner – Dunay*: Ungarns Außenpolitik, 417–418.

⁶² *Vertrag zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Republik Polen über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit, unterzeichnet in Bonn am 17. Juni 1991*. <http://ungarisches-institut.de/dokumente/pdf/19910617-1.pdf> (19. März 2018); *Vertrag über freundschaftliche Zusammenarbeit und Partnerschaft in Europa zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Republik Ungarn, unterzeichnet in Budapest am 6. Februar 1992*. <http://ungarisches-institut.de/dokumente/pdf/19920206-1.pdf> (19. März 2018); *Vertrag über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Tschechischen und Slowakischen Föderativen Republik, unterzeichnet in Prag am 27. Februar 1992*. <http://ungarisches-institut.de/dokumente/pdf/19920227-1.pdf> (19. März 2018). Vgl. *Schmidt-Schweizer*: Politische Geschichte Ungarns, 231.

kerung in Erwägung zu ziehen, nicht einmal der polnische Ministerpräsident und Außenminister gefolgt waren.⁶³

Bei den Treffen der Verteidigungsminister im September und November 1992 folgten auf die verkündete Kooperation in der Sicherheitspolitik Taten: Mit wechselseitigen Inspektionen an grenznahen Truppenstandorten, einer gemeinsamen Inspektionsgruppe, dem Erfahrungsaustausch über die Ausbildung von Einheiten für friedenserhaltende Einsätze, der Errichtung von Logistiksystemen, der militärischen Beschaffung sowie gemeinsamen Nutzung von Forschungsergebnissen wurden Maßnahmen beschlossen, die für Beobachter – allen voran das westliche Militärbündnis – jeden Zweifel am Willen zur Zusammenarbeit ausräumten.⁶⁴ Das galt in gleicher Weise für die Handelspolitik. Mit Unterzeichnung des Mitteleuropäischen Freihandelsabkommen CEFTA (*Central European Free Trade Agreement*) im Dezember 1992 kam man dem in Visegrád formulierten Ziel des grenzenlosen Verkehrs von Waren, Dienstleistungen, Kapital und Arbeitskräften einen großen Schritt näher. Zwar mit Einschränkungen wie punktuellen Quotensystemen versehen, sah CEFTA in drei Stufen bis zum Jahr 2001 die Schaffung einer Freihandelszone für alle Industrieprodukte und schrittweise Liberalisierung des Agrarhandels vor. Bereits ab März 1993 sollten die Zölle auf Rohstoffe und Halbfertigprodukte fallen, auf Fertigwaren sowie Textilien, Eisen, Stahl und Kraftfahrzeuge vier Jahre später. Weil das ambitionierte Vorhaben explizit als Vorbereitungsmaßnahme zum späteren EG-Binnenmarktbeitritt dienen sollte, erreichte man zweierlei: Gegenüber der EG wurde ein vorbildliches Verhalten demonstriert, gleichzeitig versprach der Abbau von Handelshemmnissen eine bessere wirtschaftliche Entwicklung in allen drei Staaten.⁶⁵

2. 3. Exkurs: Diesseits und Jenseits der Staatsgrenzen – Ungarns Minderheitenfrage

Zeitgleich mit der Unterzeichnung von Assoziierungsabkommen, Freundschafts- und Nachbarschaftsverträgen und wohlwollenden Begleitung der

⁶³ So das einhellige Urteil in der Fachliteratur: *Lukášek*: The Visegrad Group, 41–42; *Schmidt-Schweizer*: Politische Geschichte Ungarns, 22; *Zellner – Dunay*: Ungarns Außenpolitik, 411–412, 416–417. Ähnlich bei *Dienstbier*: Visegrad.

⁶⁴ *Zellner – Dunay*: Ungarns Außenpolitik, 411–412.

⁶⁵ Für das Originaldokument: *Central European Free Trade Agreement*. 21. Dezember 1992. http://www.wipo.int/edocs/lexdocs/treaties/en/cefta/trt_cefta.pdf (19. März 2018). Vgl. *Lukášek*: The Visegrad Group, 68–69; *Schmidt-Schweizer*: Politische Geschichte Ungarns, 229; *Zellner – Dunay*: Ungarns Außenpolitik, 423.

regionalen Verständigung in den Bereichen Sicherheits- und Handelspolitik durch Deutschland und die EG war nach Enthüllungen des rumänischen Magazins „Sens“ ein hitziger Streit zwischen Budapest und Bukarest entbrannt. Dabei ging es um Erwägungen der Visegrád-Staaten, Siebenbürgen und die untere Karpatenukraine in die geplante Freihandelszone einzubeziehen. Der Präsident Rumäniens, Ion Iliescu, und der frühere rumänische Ministerpräsident Petre Roman beschuldigten daraufhin Ungarn – und damit in einem Atemzug auch die anderen beiden Regierungen –, konspirativ über die Aufteilung jener osteuropäischen Gebiete zu verhandeln, in denen eine beträchtliche ungarische Minderheit lebte, ihren Vorschlag hingegen, Visegrád um Rumänien als Ganzes zu erweitern, kategorisch auszuschließen.⁶⁶

Damit wurden Spätfolgen der sozialistischen Ideologie einer Völkerfreundschaft offenkundig, gemäß derer Nationen und nationale Zugehörigkeiten offiziell nicht existierten, weil sie nicht existieren durften. Für Havel traten die »ererbten Nationalismen«⁶⁷ an die Oberfläche. Zwar war das Problem der Nicht-Übereinstimmung von Staat und Nation kein spezifisch ungarisches, sondern reichte in den polnisch besiedelten Gebieten historisch noch viel weiter zurück, wo sich über Jahrhunderte eine nationale Identität herausgebildet hatte, jedoch die Versuche, eine eigene Staatlichkeit zu etablieren, schwach geblieben waren. Doch hatte sich mit dem Zusammenbruch Österreich-Ungarns und dem Pariser Vorortvertrag von Trianon 1920 ein »verstümmeltes Ungarn«⁶⁸ ergeben, wodurch seither etwa dreißig Prozent der ethnischen Ungarn in den Nachbarstaaten lebten. Ein Missverhältnis in dieser Größenordnung war im Zwischen- und Nachkriegseuropa einzigartig und führte wegen der damit verbundenen Wahrnehmung, die Hauptschuld am Ersten Weltkrieg aufgebürdet bekommen zu haben, zu einem bis heute in der ungarischen Öffentlichkeit existierenden Trianon-Syndrom.⁶⁹

Doch die Politik der 1920er und 1930er Jahre, die in Rumänien feststellbare Benachteiligung der ungarischen Minderheit⁷⁰ zu verurteilen, sie aus Budapest teils klandestin zu unterstützen und ab 1938 mit Hilfe des Deut-

⁶⁶ Anfang der 1990er Jahre lebten ca. 1,6 Millionen Magyaren auf rumänischem und etwa 150.000 Ungarn auf ukrainischem Staatsgebiet (*Eiler*: Ungarn, 111–112). Ausführlicher zum ungarisch-rumänischen Streit: *Zellner – Dunay*: Ungarns Außenpolitik, 412–413.

⁶⁷ Zitiert nach *Sitzler*: Regionale Kooperation, 705.

⁶⁸ *Kiss*: Ungarn, 316.

⁶⁹ *Eiler*: Ungarn, 101; *Kiss*: Ungarn, 312, 316.

⁷⁰ Vgl. Gerhard *Seewann*: Ungarische und deutsche Minderheiten im Donau-Karpatenbecken 1918–1980. Ein typologischer Vergleich ihrer Entwicklung. In: Ders.: Ungarndeutsche und Ethnopolitik. Ausgewählte Aufsätze. Budapest 2000, 136–149, hier 143–144.

schen Reiches die Revisionsansprüche auch militärisch durchzusetzen, war in der »Tiefkühlruhe von Pax Sovietica«⁷¹ nicht mehr möglich. In ihr stellte die »Durchsetzung der Leninschen Nationalitätenpolitik eine unerlässliche Bedingung der inneren Stabilität eines sozialistischen Landes sowie des Zusammenschlusses der sozialistischen Länder und der Völkerfreundschaft«⁷² dar. Damit war das Thema der ungarischen Minderheit in den Nachbarstaaten politisch-ideologisch begraben gewesen, ohne jedoch für Budapest, die Nachbarstaaten und die dort lebenden Magyaren an Bedeutung zu verlieren.⁷³

Nach der Abkehr vom sozialistischen Internationalismus und dem Rückzug Moskaus waren Nationalitätenkonflikte fast unausweichlich und hatten – wie Ende 1989 im ethnisch heterogenen Temeschwar (*Timișoara*, *Temesvár*) – manchmal blutige Folgen. Bald sah sich auch die erste frei gewählte ungarische Regierung dem Revisionismus-Verdacht ausgesetzt, weil sie die Nicht-Übereinstimmung von etwa 10,5 Millionen Einwohnern Ungarns und der deutlich größeren ungarischen Nation auf die außenpolitische Agenda setzte.⁷⁴ Bereits 1990 betonte Antall öffentlich, sich »im Geiste [als] Ministerpräsident von 15 Millionen Ungarn zu fühlen«;⁷⁵ der ungarische Ministerpräsident nahm diese Aussage trotz ausländischer Proteste nicht zurück, sondern wiederholte sie Ende 1991. József Torgyán, Antalls Koalitionspartner und Vorsitzender der Partei der Kleinlandwirte, schlug nach Bewertung im zeitgenössischen Bericht Kathrin Sitzlers von 1992 noch schärfere Töne an und sprach von der »Klagemauer Trianon«, an die zu gehen den Ungarn wie den Juden in Jerusalem erlaubt sein müsse. Weil auch Regierungsmitglied Ernő Raffay mit Anti-Trianon-Äußerungen auffiel, attestierte Sitzler der Antall-Regierung die Verwendung »irredentistisch misszudeutende[r] Symbol- und Verbalformen«. Einzig die »demokratische Wachsamkeit der Opposition« habe zusammen mit der fortgeschrittenen Einbindung Ungarns in die westlichen Sicherheitsstrukturen und der Regionalkooperation der Gefahr eines ausufernden Nationalismus entgegengewirkt, unter expliziter Nennung von der CEI und der »Dreiergruppe von Visegrád«.⁷⁶

⁷¹ Kiss: Ungarn, 317.

⁷² Kathrin Sitzler: Ideologische Grundlagen der ungarischen Nationalitätenpolitik. In: Südosteuropa 33 (1984) 473–481, hier 473.

⁷³ Eiler: Ungarn, 101, 104, 108.

⁷⁴ Kiss: Ungarn, 316–317.

⁷⁵ Zitiert nach Kathrin Sitzler: Ungarn: Im Spannungsfeld von Demokratie und Geschichte. In: Nationalismus in Osteuropa. Gefährliche Wege in die Demokratie. Hg. Margareta Mommssen. München 1992, 96–117, hier 107.

⁷⁶ Ebenda, 107–109, 116.

Tatsächlich hatte Visegrád bei den nationalkonservativen ungarischen Eliten Anfang der 1990er Jahre auch deshalb große Popularität erlangt, weil es erstmals die Möglichkeit zur Diskussion der Minderheitensituation in einem institutionellen Rahmen gegenüber Prag beziehungsweise Preßburg eröffnete. Mit der Regionalkooperation verband man ein Instrument zum Aufbau von Beziehungen, die in Zusicherungen eines vertrauensvollen Nachbarschaftsverhältnisses auf dem Krakauer Gipfel Oktober 1991 ihren Ausdruck fanden.⁷⁷ Aber in der bereits diskutierten Regierungserklärung vom Mai 1990 war eine klare Linie in der Nachbarschafts- und Minderheitenpolitik der Antall-Regierung erkennbar, die sich an der in der Verfassung von 1989 betonten Verantwortung zur Pflege der Beziehungen zu den Ungarn außerhalb der Staatsgrenzen⁷⁸ orientierte. Was diese Verantwortung implizierte, ließ zwar der Verfassungstext offen, wurde aber vom neuen Ministerpräsidenten konkretisiert: Neben der Integration Ungarns in die EG (erstes Ziel) und dem Eintreten für ein gesamteuropäisches System der kollektiven Sicherheit, welches den Abzug der sowjetischen Truppen, die Auflösung des Warschauer Paktes sowie die Herstellung gutnachbarschaftlicher Beziehungen umfasste (zweites Ziel), standen die Durchsetzung von Minderheitenrechten und das Selbstbestimmungsrecht der ethnischen Ungarn im Ausland als drittes übergeordnetes Ziel im Mittelpunkt von Antalls Außenpolitik – und blieb es, obwohl sich die Priorisierung der drei Ziele unter seinen Nachfolgern wandelte.⁷⁹

Doch war die auf den Schutz der ungarischen Minderheiten ausgerichtete Politik mit der Einrichtung eines Sekretariats für Ungarn im Ausland, das 1992 unter Aufsicht des Außenministers zum Amt für die Ungarn im Ausland aufgewertet und fortan von einem Staatssekretär geleitet wurde, nicht völlig neu erfunden worden. Der niedrige Lebensstandard und die restriktive Nationalitätenpolitik in Rumänien unter Staatspräsident Nicolae Ceaușescu hatten in den 1980er Jahren eine größere Fluchtbewegung in Gang gesetzt und bereits damals das ungarische Politbüro und das ZK zum Handeln veranlasst. In bilateralen Gesprächen drängte man auf die Einhaltung von Menschen-

⁷⁷ *The Cracow declaration* 104–108, 107–108. Vgl. *Brusis*: Spielräume, 58; *Lukášek*: The Visegrad Group, 49, 51–52.

⁷⁸ *A Magyar Köztársaság alkotmánya / Die Verfassung der Republik Ungarn. 1989. évi XXXII. törvény az Alkotmánybíróságról / Gesetz XXXII/1989 über das Verfassungsgericht*. Hg. Alf Masing. Berlin 1995, 11. Diskussion bei *Kiss*: Ungarn, 322.

⁷⁹ *Antall*: Kijelölt miniszterelnök programbeszède, 162–163; *Kiss*: Ungarn, 318, 322; *Schmidt-Schweizer*: Politische Geschichte Ungarns, 202.

rechten und auf Teilautonomie für die ungarische Minderheit im kulturellen Bereich sowie Unterrichtswesen. 1988 wurde ein Staatsminister für die Minderheiten in Ungarn und die ungarische Minderheit im Ausland ernannt, 1989 ein Sekretariat ins Leben gerufen. Im Zuge dessen hatte der ungarische Staatspräsident Mátyás Szűrös bei der Unabhängigkeitserklärung am 23. Oktober 1989 schließlich verkündet, dass »die neue Republik ihre Verantwortung für das Schicksal der Ungarn« fühlt, »die außerhalb unserer Grenzen leben, und die Pflege ihrer Beziehungen mit Ungarn« fördert.⁸⁰ Damit waren wichtige Bausteine des institutionellen Fundaments für die Minderheitenpolitik Anfalls zum Zeitpunkt der Wende bereits geschaffen.⁸¹

Zweifelsohne leistete die neue Regierung Missverständnissen Vorschub, indem sie etwa im Juli 1990 durch die Auswahl des historischen Kronenwappens zum Staatssymbol Ungarns wissentlich⁸² ignorierte, dass daraus ein Anspruch auf die durch Trianon verlorenen Gebiete abgeleitet werden konnte. Die Notwendigkeit nach 1989, in irgendeiner Form die Minderheitenpolitik zeitgemäß und mit internationalen Standards konform neu zu regeln, war aus rein rechtlicher Perspektive jedoch gegeben und fand im Laufe der 1990er und 2000er Jahre auch in den Verfassungen Rumäniens, Polens, Sloweniens, Serbiens, Kroatiens und der Ukraine seinen Niederschlag, ohne dass Gebietsansprüche damit intendiert waren.⁸³ Indem die territoriale Revision von ungarischer Seite eben nicht – wie in der Zwischenkriegszeit – als Ziel ausgegeben, und die Existenz einer nationalen Minderheit auch nicht – wie im Sozialismus – ideologisch ausgeklammert wurde, entstand eine Minderheiten- und Nachbarschaftspolitik neuen Typs. Sie zielte darauf ab, im Zuge europäischer und regionaler Integration die Staatsgrenzen durchlässig zu machen und verband die aktive Unterstützung der ungarischen Minderheitenorganisationen mit der Gewährung kollektiver Rechte für die Minderheiten innerhalb der Staatsgrenzen Ungarns. Erklärtermaßen beabsichtigte man so mit gutem Beispiel voranzugehen – allen voran gegenüber Rumänien, mit

⁸⁰ *Proklamation der Republik Ungarn durch Präsident Mátyás Szűrös am 23. Oktober 1989.* In: *Umbruch in Europa. Die Ereignisse im 2. Halbjahr 1989. Eine Dokumentation.* Hg. Auswärtiges Amt. Bonn 1990, 56.

⁸¹ *Eiler:* Ungarn, 109–110; *Göllner:* Ungarns Minderheitenpolitik, 100; *Kiss:* Ungarn, 322.

⁸² Neben Antall gehörten mit Außenminister Géza Jeszenszky und Verteidigungsminister Lajos Für dem Kabinett drei Historiker an. Hinzu kamen aus der Geschichtswissenschaft Außenstaatssekretär Tamás Katona und Parlamentspräsident György Szabad.

⁸³ *Göllner:* Ungarns Minderheitenpolitik, 79, 100–101; *Schmidt-Schweizer:* Politische Geschichte Ungarns, 208.

dem man anders als mit der Tschechoslowakei im Visegrád-Format keinen direkten und engen Gesprächskanal unterhielt.⁸⁴

Dennoch waren Doppeldeutigkeiten und die bewusste Inkaufnahme von Spannungen auf ungarischer Seite nicht zu leugnen, wie Antalls Aussage, im Herzen Ministerpräsident von 15 Millionen zu sein, zeigte. Zwar wurden zu keinem Zeitpunkt territoriale Ansprüche erhoben, doch es entstand mitunter nicht grundlos der Eindruck, das »Fenster der Möglichkeiten«⁸⁵ mit einer friedlichen Grenzverschiebung im Einklang mit der Schlussakte von Helsinki bewusst nicht ganz schließen zu wollen.⁸⁶ Dass es ohne die frühe Verständigung mit der EG und den regionalen Partnern in der CEI und vor allem Visegrád etwas weiter geöffnet worden wäre, erscheint kontrafaktisch gefragt plausibel.

2. 4. *Zwischen Krise und Transition: Die Jahre 1993 bis 1998*

Die Visegrád-Kooperation in den Jahren 1993 bis 1998 wird häufig mit Vladimír Mečiar, dem ersten slowakischen Ministerpräsidenten nach der Auflösung der Tschechoslowakei am 1. Januar 1993, in Verbindung gebracht. Ihm wird die Verantwortung für das temporäre Auseinanderbrechen der Kooperation wegen seines nationalistisch-isolationistischen Kurses zur Last gelegt. Erklärt wird dies zumeist mit dem Bedarf des neugegründeten slowakischen Staates nach Konsolidierung, Selbstfindung und Neuorientierung, was eine Abwendung von EG und NATO und eine zumindest sicherheitspolitische Hinwendung zu Russland einschloss. An die Stelle von enger Zusammenarbeit mit Polen, Tschechien und Ungarn rückten Provokationen und taktische Manöver, seien es vorgebrachte Revisionsansprüche oder die Drohung, Öllieferungen einzuschränken. Die Vertiefung der Regionalkooperation und erst recht die Ausbildung einer regionalen Visegrád-Identität rückten für die Mečiar-Regierung in den Hintergrund.⁸⁷

⁸⁴ Für das Gesetz in deutschsprachiger Übersetzung: *Ungarisches Gesetz Nr. LXXVII/1993 über die Rechte der nationalen und ethnischen Minderheiten*. <http://www.forost.ungarischesinstitut.de/pdf/19930707-1.pdf> (19. März 2018). Vgl. *Eiler*: Ungarn, 111–112; *Schmidt-Schweizer*: Politische Geschichte Ungarns, 261–262.

⁸⁵ *Kiss*: Ungarn, 322.

⁸⁶ *Ebenda*, 321–322, 325; *Göllner*: Ungarns Minderheitenpolitik, 100–101, 116.

⁸⁷ *Dangerfield*: Visegrad Group Co-operation and Russia, 961; *Lukášek*: The Visegrad Group, 46–47, 55; *Strážay*: Visegrad, 18–19; *Walsch*: Zusammenarbeit, 44–45. Demnach wurde Mečiar schon kurz nach seinem Amtsantritt von polnischer und ungarischer Seite nicht mehr als enger Bündnispartner verstanden.

Tatsächlich offenbarte die Frequenz der Visegrád-Treffen in Übereinstimmung mit Mečiar's Amtszeit ein Abebben der Kooperation: Hatte es 1990–1992 mit den Gipfeln in Preßburg, Budapest, Krakau und Prag vier Begegnungen zwischen den Minister- und Staatspräsidenten sowie zahlreiche weitere Absprachen zwischen den (stellvertretenden) Außen- und (stellvertretenden) Verteidigungsministern gegeben, kamen 1993 die Vertreter der nunmehr vier Staaten nur noch sechs Mal zusammen, und das auch nur auf Ebene der Minister oder darunter. Von 1994 bis 1996 gab es insgesamt noch vier beziehungsweise drei Treffen, davon nur ein dreitägiges. Abgesehen von einer Zusammenkunft der Roten-Kreuz-Organisationen aus den vier Staaten fand zwischen September 1996 und Oktober 1998 kein einziges Treffen im Visegrád-Rahmen mehr statt.⁸⁸

Doch spricht wenig dafür, den Grund nur bei der neuen slowakischen Führung zu sehen. Zu Recht weisen Zellner und Dunay darauf hin, dass mit der Aufspaltung der Tschechoslowakei für Tschechien die gemeinsame Grenze mit der Sowjetunion beziehungsweise einem ihrer Nachfolgestaaten wegfiel. Zusammen mit der unter dem russischen Staatspräsidenten Boris Jelzin einsetzenden Stabilisierung verlor das sicherheitspolitische Motiv an Bedeutung.⁸⁹ Zudem markierte im Juli 1992 die Wahl von Václav Klaus zum tschechischen Ministerpräsidenten auch einen Wendepunkt in der Priorisierung von regionaler Zusammenarbeit. Weit mehr als sein Vorgänger Marián Čalfa warnte der bis November 1997 und damit ähnlich lang wie Mečiar amtierende Klaus eindringlich vor der Gefahr, dass eine verfestigte und vertiefte Visegrád-Kooperation an die Stelle eines EG- beziehungsweise EU-Beitritts rücken könnte. Die Zusammenarbeit könnte Gegnern einer Osterweiterung in die Karten spielen und damit am Ende kontraproduktiv wirken. Denkbar ist auch, dass die Abkehr von Visegrád sowohl für Mečiar als auch für Klaus eine dezidierte Abgrenzung von der Außenpolitik ihrer Vorgänger bedeutete – auch, weil beiden die Sozialisierung in den oppositionellen Kreisen der Wendezeit fehlte.⁹⁰

In Polen und Ungarn wäre bei einer slowakisch-tschechischen Hauptverantwortung für den Bedeutungsverlust von Visegrád zumindest 1993, also im ersten Jahr des Bedeutungsverlusts, ein ausdrückliches Bedauern zu erwarten

⁸⁸ *Selected events in 1998 and earlier*. In: Visegrad Group. <http://www.visegradgroup.eu/calendar/1998-and-before> (19. März 2018).

⁸⁹ Zellner – Dunay: Ungarns Außenpolitik, 418–419.

⁹⁰ So Brusis: Spielräume, 59; Göllner: Die Europapolitik Ungarns, 222; Lukášek: The Visegrad Group, 46–47, 57; Walsch: Zusammenarbeit, 44–45.

gewesen. Erkennbar war das auf polnischer Seite nicht. Statt den engen Draht nach Prag, Preßburg und Budapest zu suchen, bemühte sich die polnische Führung unter den Ministerpräsidenten Hanna Suchoka (1992–1993), Waldemar Pawlak (1993–1995), Józef Oleksy (1995–1996) und Włodzimierz Cimoszewicz (1996–1997) vor allem um ein gutes Verhältnis zur Bundesrepublik Deutschland und priorisierte als Regionalkooperation das Weimarer Dreieck. Durch die Auflösung der Tschechoslowakei in zwei Staaten mit knapp 10,5 beziehungsweise 5,5 Millionen Einwohnern wurde der Unterschied zu Polen mit über 38 Millionen Einwohnern noch größer. Schließlich führte die schwindende Sorge vor instabilen Verhältnissen in der zerfallenen Sowjetunion auch in Warschau zu einer außen- und sicherheitspolitischen Neubewertung, die in die Aufnahme engerer Beziehungen zu den ehemaligen Sowjetrepubliken mündete, allen voran zu Litauen und der Ukraine. Die fehlende zivilgesellschaftliche Verankerung machte diesen Perspektivwechsel reibungsfrei möglich, von einer starken regionalen Visegrád-Identität konnte in keinem der vier Länder die Rede sein.⁹¹

Für Ungarn blieb die sicherheitspolitische Lage auch nach 1992 angespannt. Anfang 1993 starteten die kroatischen Streitkräfte eine erneute Offensive gegen serbische Stellungen, und ein Ende der seit April 1992 andauernden Belagerung Sarajewos war nicht in Sicht. Doch man ging in Budapest noch weniger davon aus, dass statt EG und NATO die anderen Visegrád-Staaten die ersten Ansprechpartner für die Sorgen vor den Auswirkungen des jugoslawischen Bürgerkriegs sein würden. Vor allem mit der slowakischen Führung hatten sich die Beziehungen kurz nach Mečiar's Amtsantritt deutlich abgekühlt, nachdem diese im Oktober 1992 trotz ungarischer Proteste die Umleitung der Donau an der gemeinsamen Grenze zugelassen hatte.⁹² Erst nach dem überraschend deutlichen Erfolg der Sozialisten bei den ungarischen Parlamentswahlen im Mai 1994 verbesserte sich das Verhältnis zur Slowakei, und es wurden in der Innen- und Außenpolitik neue Prioritäten gesetzt. Zuvor hatte der Tod des ungarischen Ministerpräsidenten József Antall im Dezember 1993 die nationalkonservative Seite in eine tiefe Krise ge-

⁹¹ Lukášek: *The Visegrad Group*, 84–85; *Strážay*: *Visegrad*, 18; *Zellner – Dunay*: *Ungarns Außenpolitik*, 418–419.

⁹² Das ursprünglich ungarisch-slowakische, dann unter József Antall einseitig aufgekündigte Gemeinschaftsprojekt diente der Schiffbarmachung der Donau und Errichtung des Kraftwerks Gabčíkovo (*Bős-Nagyymaros*). Eine Klärung erfolgte erst vor dem Internationalen Gerichtshof in Den Haag. *Zellner – Dunay*: *Ungarns Außenpolitik*, 418–419; *Walsch*: *Zusammenarbeit*, 44–45.

stürzt. Doch auch unter seiner Führung hatte sich in der ungarischen Bevölkerung Unmut breit gemacht wegen der anhaltend hohen Inflation und Arbeitslosigkeit sowie einer konstatierten Abkopplung der Elite vom Volk. Obwohl der Antrag auf EU-Mitgliedschaft gerade erst im April 1994 gestellt worden war, traten die Erfolge der Antall-Regierung bei marktwirtschaftlicher Transformation und europäischer sowie regionaler Integration in den Hintergrund. Die Parlamentswahlen 1994 standen »unter dem Zeichen einer eigenartigen Mischung aus Protest und Nostalgie«. ⁹³ Die neue sozialistisch-linksliberale Koalition unter Führung des früheren Diplomaten und 1989/1990 amtierenden Außenministers Horn sah sich dazu berufen, wirtschaftspolitisch noch weniger auf Regulierung und staatliche Intervention zu setzen, sondern wegen des extremen Haushaltsdefizits von über acht Prozent im Jahr 1994 radikal marktorientierte Austeritätsmaßnahmen zu ergreifen – auch unter Inkaufnahme von Protesten und der Kürzung von Sozialleistungen. ⁹⁴

Außenpolitisch hingegen war kein Politikwechsel zu verzeichnen. Auch die Horn-Regierung sah ihre Aufgabe darin, zu einer verbesserten Situation der Ungarn im Ausland beizutragen. Anfängliche Befürchtungen der konservativen Opposition, es würde zu einer Kürzung der Finanzhilfen für die Minderheitenorganisationen in Rumänien und der Slowakei kommen, erwiesen sich als unbegründet. Was sich jedoch änderte, war der Stellenwert, den man diesem Thema im Vergleich zu den anderen europapolitischen Zielen einräumte. Der Minderheitenschutz, der unter József Antall im Zweifel Vorrang vor der Intensivierung der Nachbarschaftsbeziehungen genoss, wurde diesen nun untergeordnet. Dem lagen zwei Gedanken zugrunde: Zum einen wurde ein ausgewogenes Verhältnis zu den Nachbarn als Voraussetzung für deren minderheitenfreundlichere Politik angesehen. So kam es im März 1995 und im September 1996 zur Unterzeichnung von Grundlagenverträgen mit der Slowakei beziehungsweise Rumänien, die gutnachbarschaftliche Beziehungen und eine vertrauensvolle Zusammenarbeit formulierten. ⁹⁵ Zum anderen sollte

⁹³ Hauszmann: Ungarn, 275.

⁹⁴ Hansen: Das politische System, 30; Hauszmann: Ungarn, 275; Schmidt-Schweizer: Politische Geschichte Ungarns, 292.

⁹⁵ Für den ungarisch-slowakischen Grundlagenvertrag: *Szerződés a Magyar Köztársaság és a Szlovák Köztársaság között a jószomszédi kapcsolatokról és a baráti együttműködésről*. 19. März 1995. In: Magyar Kisebbség 2 (1996). <http://epa.oszk.hu/02100/02169/00005/m960411.html> (23. März 2019). Für den ungarisch-rumänischen Grundlagenvertrag: *Szerződés a Magyar Köztársaság és Románia között a megértésről, az együttműködésről és a jószomszedságról*. 16. September 1996. <http://epa.oszk.hu/02100/02169/00005/m960410.html> (23. März 2019).

in der Nachbarschaftspolitik Eindeutigkeit und in Grenzfragen eine uneingeschränkte EU-Konformität demonstriert werden. Indem das *Fenster der Möglichkeiten* für Territorialfragen endgültig geschlossen wurde, hoffte man auf eine beschleunigte Integration in NATO und EG. Diese wiederum sollte, wenn sie in der gesamten Region gelang, allen Magyaren zugutekommen. Ob als Reaktion auf das bereits vor 1994 geschwundene Interesse Warschaus, Prags und Preßburgs an Visegrád, oder weil die Unterstützung für diese Zusammenarbeit in der Horn-Regierung ähnlich schwach ausgeprägt war – ein Wille, die Regionalkooperation wiederzubeleben, war auch auf ungarischer Seite nicht erkennbar. Das Augenmerk lag stattdessen auf bilateralen Verhandlungen sowie auf der NATO und der EU.⁹⁶

Ausgerechnet dieses in Ungarn, Polen und Tschechien ungebrochene Interesse an einer schnellen EG-Integration erwies sich zunehmend als trennendes und nicht einigendes Element. Hatte man 1990–1992 auch deshalb die regionale Kooperation forciert, weil man sich verbesserte Beitrittchancen erhoffte, wurde das einstige Sprungbrett Visegrád nun als Bremsklotz verstanden. Zu der von Klaus geäußerten Grundsepsis, die Regionalkooperation dürfe keine institutionalisierte Ersatzgemeinschaft werden, kam im Juni 1993 mit dem Gipfel von Kopenhagen erstmals auch eine Abkehr von der Privilegierung der Visegrád-Staaten. Dass man im multilateralen Rahmen kooperieren konnte, wurde weniger wichtig. Fortan galten die politischen, wirtschaftlichen und rechtsstaatlichen Fortschritte für jeden Beitrittskandidaten einzeln. Nach neuer Maßgabe von Kommission und Rat waren demnach individuelle Fortschritte wichtiger als kollektive. Das führte zu Konkurrenz und Wettbewerb, in dem nationale Alleingänge vielversprechender erschienen als eine Zusammenarbeit mit den anderen Beitrittskandidaten.⁹⁷ Weil es im Dezember 1994 zum Zeitpunkt des Essener Ratsgipfels im osteuropäischen Raum potentiell zehn Kandidaten gab, wurde das für Polen und Ungarn geschaffene PHARE-Programm auf alle zehn Staaten ausgedehnt, die Unterstützung auf-

⁹⁶ Zur minderheitenpolitischen Position Horns laut Regierungserklärung: *The Programme of the Government of the Republic of Hungary 1994–1998*. Budapest 1994, 109. Vgl. Hauszmann: Ungarn, 276; Kiss: Ungarn, 326–328; Lukášek: The Visegrad Group, 84; Schmidt-Schweizer: Politische Geschichte Ungarns, 283, 300–301.

⁹⁷ Für die Ergebnisse des Gipfels von Kopenhagen: *European Council in Copenhagen. 21–22 June 1993. Conclusions of the Presidency* 12–13. <https://www.consilium.europa.eu/media/21225/72921.pdf> (19. März 2018). Vgl. Scharbert: Visegrád, 186–187. Das Assoziierungsabkommen mit der Tschechoslowakei war zudem durch die Aufspaltung des Landes ungültig geworden. Polen und Ungarn konnten so bereits im März Beitrittsanträge stellen, Tschechien erst Anfang 1996. Ebenda; Lukášek: The Visegrad Group, 46–47.

gestockt und PHARE zum wichtigsten Finanzinstrument im Beitrittsprozess entwickelt. Auch internationale Organisationen rückten davon ab, die Visegrád-Staaten als Reformvorreiter zu privilegieren.⁹⁸ Dass die Einladung zu Beitrittsverhandlungen erst im Dezember 1997 – und damit deutlich später als erhofft – erfolgte und sich nicht nur an Ungarn, Polen und Tschechien, sondern auch an Estland, Zypern und Slowenien richtete, war die finale Bestätigung der nach 1992 verlorenen Sonderrolle der Visegrád-Staaten. Längst war die Regionalkooperation aus EU-Sicht kein »exklusiver Club« mehr.⁹⁹

Doch sind Zweifel angebracht, ob die Fokussierung auf Krisensymptome in der Visegrád-Kooperation angesichts der veränderten Rahmenbedingungen ausreicht, um die Phase von 1993 bis 1998 zu charakterisieren. Angesichts der bis 1996 andauernden Treffen kann trotz Abstinenz der Staats- und Regierungsspitzen nicht von einem »Einfrieren«¹⁰⁰ des Visegrád-Formats die Rede sein. Beispielsweise kamen die Bildungsminister im Februar 1993 und die Landwirtschaftsminister im August 1994 zusammen, um über konkrete länderübergreifende Projekte zu diskutieren; im Oktober 1993 bekräftigte man die gegenseitige Unterstützung auf dem Weg zur EU-Mitgliedschaft, obwohl der Gipfel von Kopenhagen und die Abkehr von der Bevorzugung der Visegrád-Staaten bereits vier Monate zurücklag. Schließlich galten die Treffen der Verteidigungsminister im Januar 1994 und im September 1996 der Erörterung des NATO-Beitritts.¹⁰¹ Wenn sich die Visegrád-Kooperation tatsächlich in einer existenziellen Krise befand, dann nur zwischen 1996 und 1998.

Gerade die NATO-Frage war Grund genug, den Gesprächskanal nicht zu schließen. Nachdem das Brüsseler Hauptquartier den ungarischen Ministerpräsidenten Horn Anfang 1995 wissen ließ, dass die Aufnahme der ostmittel-

⁹⁸ Für eine ausführliche Übersicht: *Das PHARE-Programm und die Erweiterung der Europäischen Union*. 4. Dezember 1998. In: European Parliament. Themenpapier Nr. 33. http://www.europarl.europa.eu/enlargement/briefings/33a2_de.htm (19. März 2018). Demnach wurden etwa große Infrastrukturprojekte von Ende 1994 an mit einer Kostenbeteiligung in Höhe von 25 Prozent unterstützt. Göllner: Die Europapolitik Ungarns, 223.

⁹⁹ *Dangerfield*: The Visegrád Group in the Expanded European Union, 640; *Strážay*: Visegrad, 19–20; *Zellner – Dunay*: Ungarns Außenpolitik, 416, 419. Parallel zu den Einladungen an die genannten sechs Staaten wurden die Vorbereitungen zum Verhandlungsbeginn mit der Slowakei, Rumänien, Bulgarien, Lettland und Litauen bekanntgegeben. *Europäischer Rat – Luxemburg*. 12. und 13. Dezember 1997. *Schlussfolgerungen des Vorsitzes*. http://europa.eu/rapid/press-release_PRES-97-400_de.pdf (19. März 2018).

¹⁰⁰ *Lukáček*: The Visegrad Group, 7. Visegrád habe demnach »zwischen 1993 und 1995 in ursprünglicher Form [aufgehört] zu existieren«. Ebenda, 86.

¹⁰¹ *Selected events in 1998 and earlier*. In: Visegrad Group. <http://www.visegradgroup.eu/calendar/1998-and-before> (19. März 2018).

europäischen Staaten in das Militärbündnis schon früher erfolgen könnte als der EU-Beitritt, war allein aus wahlstrategischen Gründen klar, dass sich die Priorisierung zugunsten der NATO verschob. Überraschenderweise hatte der russische Außenminister Andrei Kosyrew im Spätsommer 1993, zeitgleich mit dem Abzug der letzten Truppen aus Polen, die Zugehörigkeit zu einem Militärbündnis zum Recht jedes souveränen Staates erklärt – eine Aussage, die Präsident Jelzin im März 1995 trotz Widerstand im Kreml wiederholte.¹⁰² Zudem hatte die NATO Anfang 1994 mit dem Programm „Partnerschaft für den Frieden“ ein Angebot zur militärischen Zusammenarbeit an alle Länder in Europa, im Kaukasus und in Zentralasien gerichtet, das – frei von Verpflichtungen – den Kooperationsgrad jedem Land selbst überließ.¹⁰³ Nach Rumänien und Litauen waren Ungarn, Polen, Tschechien und die Slowakei dem Programm als Erste beigetreten; zu den Aktivitäten gehörten gemeinsame Manöver und die Kooperation bei der Beschaffung von Rüstungsgütern. Ob es ohne diese Fortschritte bei der NATO-Integration zu solchen Visegrád-Treffen wie dem der Verteidigungsminister im Januar 1994 gekommen wäre, erscheint zweifelhaft. Auch die Unterzeichnung des ungarisch-slowakischen Grundlagenvertrages ergab sich nicht zuletzt aus der Notwendigkeit, dass die NATO nicht bereit war, schwelende Grenzkonflikte unter potentiellen Neumitgliedern zu dulden. Dass im Juli 1997 mit Ausnahme der russlandorientierten Slowakei unter Mečiar alle Visegrád-Staaten und sonst kein weiteres Land im osteuropäischen Raum offiziell zu Beitrittsverhandlungen eingeladen wurden,¹⁰⁴ war das Ergebnis der entschiedenen NATO-Priorisierung durch Budapest, Warschau und Prag. Mit Blick auf die regionale Kooperation hatte sich das gemeinsame Bemühen um die Mitgliedschaft im Militärbündnis als begünstigender, externer Faktor erwiesen.¹⁰⁵

Doch vor allem das 1992 in Krakau verabschiedete CEFTA-Abkommen eignet sich dazu, in dem *Abkühlen* der Zusammenarbeit 1993–1998 auch

¹⁰² *Schmidt-Schweizer*: Politische Geschichte Ungarns, 264, 305.

¹⁰³ Für das Gründungsdokument des Programms: *Partnership for Peace: Framework Document*. 10. Januar 1994. In: North Atlantic Treaty Organization. https://www.nato.int/cps/ic/natohq/official_texts_24469.htm (19. März 2018).

¹⁰⁴ Für das Communiqué vom NATO-Gipfel: *Madrid Declaration on Euro-Atlantic Security and Cooperation issued by the Heads of State and Government at the Meeting of the North Atlantic Council*. 8. Juli 1997. In: North Atlantic Treaty Organization. https://www.nato.int/cps/ua/natohq/official_texts_25460.htm?mode=pressrelease (19. März 2018).

¹⁰⁵ *Dangerfield*: The Visegrád Group in the Expanded European Union, 642; Lajos *Keresztes*: Ungarns Vorbereitungen auf den NATO-Beitritt. Köln 1998, 20; *Schmidt-Schweizer*: Politische Geschichte Ungarns, 264, 305; *Zellner – Dunay*: Ungarns Außenpolitik, 420.

Elemente von Wandel und Transition zu erkennen. Indem es nach schnell erfolgter Implementierung im März 1993 und Inkrafttreten im Juli 1994 jährliche Treffen der Regierungsspitzen wie auch der Finanz- und Landwirtschaftsminister vorsah, wurde es zu einer Plattform für den kontinuierlichen Dialog, die ohne die Etablierung der Visegrád-Kooperation nicht vorstellbar gewesen wäre. Wie diese war auch die CEFTA keine traditionelle internationale Organisation mit festem Sekretariat oder Organen. Insgesamt war die Fortführung der 1991 begründeten Regional Kooperation ab 1993 in einem anderen Format klar erkennbar, fand Visegrád in CEFTA seine »wirtschaftspolitische Umdeutung und Erweiterung«. ¹⁰⁶ Der entscheidende Vorteil des Freihandelsabkommens gegenüber der Zusammenarbeit auf anderen politischen Feldern lag in der Unterstützung durch die tschechische und slowakische Führung: Václav Klaus, der aus seiner ablehnenden Haltung gegenüber anderen Formen der regionalen Zusammenarbeit keinen Hehl machte, sah gerade die CEFTA als zweckdienlich für die wirtschaftliche Entwicklung an. Die Mečiar-Regierung präsentierte auf einem Treffen im September 1995 sogar Vorschläge zum institutionellen Ausbau, die aber bei Polen und Ungarn keine Zustimmung fanden. Der ansonsten starke pro-CEFTA-Konsens unter allen vier Staaten war somit ähnlich wie die NATO das einigende Band, das Regierungsvertreter aller Ebenen als Gesprächspartner zusammenhielt. Die nach dem Kopenhagener Gipfel einsetzende EU-Desillusionierung war womöglich auch ein wichtiger Katalysator für die Fokussierung auf die regionale Wirtschaftskooperation. Dass die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) und die Europäische Bank für Wiederaufbau und Entwicklung (EBRD) Firmen im CEFTA-Gebiet besonders große Finanzhilfen bereitstellten, darf wie das Drängen anderer osteuropäischer Staaten auf eine Aufnahme in die Freihandelszone – Slowenien trat dem Abkommen zum 1. Januar 1996 bei, Rumänien folgte anderthalb Jahre später ¹⁰⁷ – als Beleg für den Erfolg der Kooperation gewertet werden. ¹⁰⁸

¹⁰⁶ *Dangerfield*: The Visegrád Group in the Expanded European Union, 639–641; *Göllner*: Die Europapolitik Ungarns, 232; *Lukášek*: The Visegrad Group, 67.

¹⁰⁷ *Agreement on Accession of the Republic of Slovenia to the Central European Free Trade Agreement*. 25. November 1994. https://www.slov-lex.sk/static/prilohy/SK/ZZ/1999/251/19991007_2490171-2.pdf (19. März 2018). Aufnahmekriterien waren neben der Mitgliedschaft in der Welthandelsorganisation (WTO) der Abschluss eines EU-Assoziierungsabkommens und die Zustimmung aller CEFTA-Mitglieder. *Lukášek*: The Visegrad Group, 67.

¹⁰⁸ Ebenda, 71–73; *Scharbert*: Visegrád, 189; *Schmidt-Schweizer*: Politische Geschichte Ungarns, 229.

Die entscheidende Voraussetzung dafür, dass CEFTA schnell auch wirtschaftlich einen großen Nutzen generierte, war die Einsatzbereitschaft der vier Visegrád-Regierungen: Bereits im Mai 1993 kamen Expertengruppen im slowakischen Harmónia zusammen, um sich auf die Verwirklichung der Freihandelszone statt nach acht bereits nach fünf Jahren zu einigen.¹⁰⁹ Der Autor eines zeitgenössischen Tagungsberichts von November 1996 sprach von einer erstaunlichen Entwicklung in den zurückliegenden drei Jahren und schilderte, dass die Liberalisierung des Agrarhandels und die Reduzierung von Schutzmaßnahmen um mehr als die Hälfte gegenüber 1992 viel weitreichender war, als anfangs erwartet. Trotz des weiterhin existierenden Abstands zum westeuropäischen Lebensstandard hätten sich die CEFTA-Länder besser entwickelt als die drei baltischen Staaten oder der Balkan. In Ungarn sei der Anteil des Dienstleistungssektors an der Wertschöpfung von 48 Prozent auf weit über 50 Prozent gestiegen, das Land absorbiere zusammen mit Polen, Tschechien und der Slowakei 70 Prozent aller Direktinvestitionen, die aus dem Westen in die osteuropäischen Länder geflossen seien. Doch bleibe die CEFTA eine »Übergangslösung, [deren] Hauptziel darin besteht, ihre Mitglieder auf die Verhandlungen mit der EU sowie auf die Mitgliedschaft selbst vorzubereiten«.¹¹⁰ Der Autor schloss analog zu Václav Klaus mit der Warnung, eine Politisierung der CEFTA könnte mit der EU unvereinbar sein.

Tatsächlich setzte in den vier Visegrád-Staaten mit Inkrafttreten des Freihandelsabkommens ein Wachstum ein,¹¹¹ das den Handel mit Westeuropa weiter steigerte. 1996 betrug der EU-Anteil der ungarischen Exporte – ähnlich wie in Polen, Tschechien und der Slowakei – bereits über 60 Prozent, und der an den Importen machte fast 65 Prozent aus. Allein auf Deutschland entfielen rund 23 Prozent der Exporte und 30 Prozent der Importe Ungarns.¹¹² Entscheidend für die strukturelle Konvergenz, also der Angleichung des Lebensstandards, war nicht nur der Handel, sondern die Form der Handelsbeziehungen mit der EU. Da sich der intraindustrielle Handel, der den Austausch ähnlicher, leicht substituierbarer Produkte des gleichen Sektors

¹⁰⁹ *Selected events in 1998 and earlier.* In: Visegrad Group. <http://www.visegradgroup.eu/calendar/1998-and-before> (19. März 2018).

¹¹⁰ Hanns-Dieter Jacobsen: Die zukünftige Entwicklung der CEFTA: Institutionalisierung, Vertiefung, Erweiterung? In: Osteuropa Wirtschaft 42 (1997) 88–98, hier 88–90.

¹¹¹ Nur Polen verzeichnete nach ähnlich schwerer Anpassungsrezession wie in Ungarn und der Tschechoslowakei schon Mitte 1992 ein positives Wachstum. Kazimierz *Poznański*: Poland's Protracted Transition: Institutional Change and Economic Growth, 1970–1994. Cambridge 1997, 170.

¹¹² *Plucinski*: Zur Entwicklung, 249, 255.

bezeichnet, mit einem Anteil von 70–75 Prozent langfristig zur dominanten Form der Arbeitsteilung auf dem europäischen Binnenmarkt entwickelt hatte, wurde die Integrationsfähigkeit der Beitrittskandidaten durch die prozentuale Zunahme des intraindustriellen Handels mit der EU bestimmbar. Dieser Trend war in allen Visegrád-Staaten zwischen 1993 und 1996 erkennbar. Den größten Zuwachs erzielten dabei gemäß OECD-Güterklassifikation spezialisierte Zulieferer beziehungsweise die Produktion im Bereich der mittleren und hohen Technologien. Dies war ein Ergebnis der im Vergleich zu den anderen Ländern überdurchschnittlich schnell wachsenden internationalen Kooperationen durch die Industrie. So kam es zwischen Ungarn und den EU-Ländern immer weniger zur Spezialisierung auf Güter, in denen wegen unterschiedlicher Produktionstechnologien komparative Kostenvorteile vorlagen. Gerade deutsche Unternehmen wählten die Produktdifferenzierung als zentrale Strategie zur Erschließung der neuen Märkte in Ostmitteleuropa, und auch auf ungarischer Seite wurden vermehrt Produktvarianten hergestellt. Ursachen und Folgen zugleich waren eine Vertiefung der länderübergreifenden Arbeitsteilung in dem zunehmend liberalisierten Handel der 1990er Jahre, eine damit verbundene Belebung von Wettbewerbsintensität und Innovationskraft, eine Differenzierung der Nachfrage nach Konsum- und Investitionsgütern infolge des steigenden Entwicklungs- und Einkommensniveaus und schließlich eine Intensivierung des Strukturwandels.¹¹³ Dass hierzu die Handelsliberalisierungen durch die CEFTA beitrugen, stand außer Frage, doch vor allem bewirkten sie eine spürbare Belebung des Warenverkehrs innerhalb der Visegrád-Länder, besonders in den Jahren 1994 bis 1996. Trotz der Tatsache, dass das Abkommen keinen vollwertigen Ersatz für den zusammengebrochenen Osthandel bieten konnte, und auch erst Anfang 2001 die Befreiung des Agrarhandels von allen tarifären wie nicht-tarifären Hemmnissen gelang, erwies sich die CEFTA als gelungene regionale Kooperation.¹¹⁴

¹¹³ *Gabrisch – Werner*: Intra-industrieller Handel, 5, 9, 27; *Plucinski*: Zur Entwicklung, 249–255. Als einfaches Maß bietet sich der Grubel-Lloyd-Index an, der auf einer Skala von 0 bis 1 die Vorlage von keinem bis vollständigem intraindustriellem Handel angibt (Herbert Grubel – Peter Lloyd: Intra-Industry Trade. The Theory and Measurement of International Trade in Differentiated Products. London 1975, 85–86). Der Wert stieg in Ungarn von 0,564 (1991) über 0,590 (1993) auf 0,720 (1996) und lag damit im Trend der anderen Visegrád-Staaten, die jedoch allesamt niedrigere Werte aufwiesen. *Gabrisch – Werner*: Intra-industrieller Handel, 27.

¹¹⁴ *Gabrisch – Werner*: Intra-industrieller Handel, 5; *Lukášek*: The Visegrad Group, 70–71; Wolfgang Quaisser: EU-Osterweiterung und Außenhandelsentwicklung der MOE-Länder

Als die tschechische Zeitung „Český Deník“ Anfang 1994 titelte, »Visegrád ist tot, es lebe die CEFTA«, und die ungarische „Népszabadság“ ergänzte, »nur Träumer denken, dass [eine] tiefere Zusammenarbeit im politischen und im Sicherheitsbereich möglich wäre«,¹¹⁵ war der Wandel, den Visegrád nach 1992 durchlaufen hatte, treffend charakterisiert. Zwar vollzog die CEI in den 1990er Jahren keinen solchen Wandel, sie wurde während des jugoslawischen Bürgerkriegs stetig erweitert und sah – wie Visegrád und CEFTA – regelmäßige Treffen der Ministerpräsidenten sowie den Einsatz von Arbeitsgruppen vor. Doch es gab kaum wichtige Ergebnisse – anders als im Fall des Freihandelsabkommens zwischen Ungarn, Polen, Tschechien und der Slowakei, dem womöglich »größte[n] Erfolg der vier Staaten auf dem Weg nach EU-Europa«.¹¹⁶

2. 5. Die Visegrád-Renaissance von 1998 bis 2004

Die »Revitalisierung«¹¹⁷ der Visegrád-Kooperation ab 1998 wird wesentlich auf die Auswechslung des slowakischen Premiers Mečiar durch den Christdemokraten Mikuláš Dzurinda zurückgeführt. Getragen von einer breiten zivilgesellschaftlichen Unterstützung und einem Anti-Mečiar-Konsens unter allen vorherigen Oppositionsparteien versuchte Dzurinda, das verloren gegangene Vertrauen bei den Nachbarstaaten wiederzugewinnen und Ungarns, Polens sowie Tschechiens NATO-Beitritt zu folgen; außerdem führte er die Slowakei an die EU heran.¹¹⁸ Zweifelsohne war Mečiar einer der Gründe dafür gewesen, dass es zu regionalen, sicherheits- und europapolitischen Divergenzen zwischen den Visegrád-Staaten, zur Ungleichbehandlung als EU-Beitrittskandidaten wie auch zur Nichtberücksichtigung des Landes bei der Einladung zur NATO-Mitgliedschaft im Juli 1997 gekommen war. Der sich abzeichnende NATO-Beitritt von drei Nachbarländern war für die neue slowakische Regierung Ansporn genug, ab Ende 1998 jeden Zweifel an ihrer NATO-

1996/97. Osteuropa Institut München, Working Papers No. 206, VIII; *Plucinski*: Zur Entwicklung, 249, 272–273; *Scharbert*: Visegrád, 26; *Schmidt-Schweizer*: Politische Geschichte Ungarns, 229.

¹¹⁵ Zitiert nach *Zellner – Dunay*: Ungarns Außenpolitik, 420. Vgl. *Scharbert*: Visegrád, 188–189.

¹¹⁶ *Dangerfield*: The Visegrád Group in the Expanded European Union, 639, 642; *Lukášek*: The Visegrad Group, 74, 86; *Walsch*: Zusammenarbeit, 44–45.

¹¹⁷ *Strážay*: Visegrad, 21.

¹¹⁸ *Brusis*: Spielräume, 59–60; *Strážay*: Visegrad, 108–109; *Walsch*: Zusammenarbeit, 45.

Komptabilität auszuräumen und es nicht bei einer losen Zusammenarbeit im neugegründeten Euro-Atlantischen-Partnerschaftsrat zu belassen.¹¹⁹

Vieles spricht dafür, zumindest die konzeptionelle Wiederbelebung der Visegrád-Kooperation wegen des Gleichschritts Ungarns, Polens und Tschechiens in Richtung EU- und NATO-Mitgliedschaft bereits im Jahr 1997 zu verorten. Nach dem letzten Treffen der Verteidigungsminister im September 1996 führte der NATO-Gipfel von Madrid im darauffolgenden Juli zu dem seit langem ersten Treffen der Ministerpräsidenten Horn, Klaus und Cimoszewicz. Verabredet wurde eine Stärkung der Zusammenarbeit, die sowohl den Erwartungen der NATO entsprach als auch im Bereich der Militärreformen sinnvoll war. Ein für Februar 1998 anvisiertes Dreiertreffen konnte nur deshalb nicht zustande kommen, weil die Klaus-Regierung im November zerbrach, und auf ungarischer Seite das Hauptaugenmerk auf den bevorstehenden Parlamentswahlen lag. Die EU-Verhandlungen in Luxemburg erwiesen sich insofern als zweiter begünstigender Faktor für die regionale Zusammenarbeit, als er den vier Jahre zuvor in Kopenhagen ausgebrochenen Konkurrenzkampf unter den Beitrittskandidaten milderte. Weil man sich nun zu dritt und gleichauf im Integrationsprozess befand, schwand der Anreiz, sich durch nationale Alleingänge zu profilieren. Die Aussicht auf eine gemeinsame Aufnahme in die EU ließ die Einrichtung von Gesprächskanälen langfristig vorteilhaft erscheinen.¹²⁰

Bestärkt wurde die Wiederannäherung auf höchster Ebene durch die Neuausrichtung der polnischen Außenpolitik unter der ab Oktober 1997 amtierenden liberalkonservativen polnischen Regierung Jerzy Buzeks und vor allem durch den Machtwechsel in Prag, wo im Juli 1998 der Sozialdemokrat Miloš Zeman Ministerpräsident wurde. Auch weil sich Tschechien 1997 und 1998 in einer ökonomischen Rezession befand, erklärte Zeman in seiner Regierungserklärung ausdrücklich die Vertiefung und Erweiterung der CEFTA

¹¹⁹ Der Partnerschaftsrat ersetzte den 1991 gegründeten NATO-Kooperationsrat und richtete sich wie das Partnerschaft für den Frieden-Programm an alle Länder in Europa, im Kaukasus und in Zentralasien. *Communiqué Madrid Declaration on Euro-Atlantic Security and Cooperation issued by the Heads of State and Government at the Meeting of the North Atlantic Council*. 8. Juli 1997. In: North Atlantic Treaty Organization. https://www.nato.int/cps/ua/natohq/official_texts_25460.htm?mode=pressrelease (19. März 2018). Vgl. *Brusis*: Spielräume, 59–60; *Scharbert*: Visegrád, 190; *Zellner – Dunay*: Ungarns Außenpolitik, 420.

¹²⁰ *Lukášek*: The Visegrad Group, 90–91; *Zellner – Dunay*: Ungarns Außenpolitik, 190–191, 206.

zum Ziel regionaler Nachbarschaftspolitik.¹²¹ Er maß auch der politischen Kooperation mit Polen und Ungarn wieder einen höheren Stellenwert bei und brach mit der Slowakei-Politik seines Vorgängers Klaus, indem er ihr die Unterstützung im Aufholprozess anbot.¹²²

Auch in Ungarn sorgte der Wahlerfolg von Viktor Orbáns konservativer Partei Fidesz – Ungarischer Bürgerbund (*Fidesz – Magyar Polgári Szövetség*) für eine Rückkehr zu der von Antall begründeten Regionalkooperation anstelle der bilateralen Nachbarschaftspolitik der Horn-Regierung. Finanz- und wirtschaftspolitisch wurde kein Kurswechsel vollzogen – Orbán setzte wie sein Vorgänger auf Haushaltsdisziplin und Privatisierung. Auch kam ihm ein deutlicher Rückgang von Inflation und Arbeitslosigkeit zugute, und die Verbesserung der Situation der ungarischen Minderheiten im Ausland erlangte wieder eine größere Bedeutung. Doch anders als unter Horn sollte dies auf dem Weg der Regionalkooperation erfolgen, weshalb die Visegrád-Viererkooperation eine Renaissance erfuhr.¹²³ Der EU- und später der Schengen-Beitritt Ungarns und seiner Nachbarstaaten waren auch deshalb wichtig, weil der Wegfall der Grenzen den freien Austausch zwischen Mutterland und Minderheiten versprach. Der von Horn forcierte NATO-Beitritt hingegen hatte das Bedürfnis nach einem nachhaltigen sicherheitspolitischen Ordnungsrahmen befriedigt – was auch die Orbán-Regierung teilte. Der Zuspruch der ungarischen Bevölkerung zur NATO-Zugehörigkeit war mit 85 Prozent beim Referendum überwältigend, die gemeinsame Aufnahme mit Polen und Tschechien nach Parlamentsabstimmung und Unterzeichnung des Beitrittsprotokolls im März 1999 vollzogen. Das konnte auch als Beleg für den Nutzen von Verständigung gesehen werden, gegen die spätestens zu diesem Zeitpunkt keine der vier Visegrád-Regierungen mehr Vorbehalte hegte.¹²⁴

¹²¹ *Programové prohlášení vlády*. Prag, August 1998, 24. https://www.vlada.cz/assets/clenove-vlady/historie-minulych-vlad/prehled-vlad-cr/1993-2010-cr/milos-zeman/Programove-prohlaseni-vlady_1.pdf (19. März 2018).

¹²² *Lukášek*: The Visegrad Group, 96; *Walsch*: Zusammenarbeit, 45; *Zellner – Dunay*: Ungarns Außenpolitik.

¹²³ Für die Regierungserklärung: *Az új évezred küszöbén. Kormányprogram a polgári Magyarorszáért*. Budapest, 6. Juli 1998. <http://www.parlament.hu/irom36/0021/0021.htm> (19. März 2018). Vgl. *Hauszmann*: Ungarn, 276–277; *Lukášek*: The Visegrad Group, 103; *Schmidt-Schweizer*: Politische Geschichte Ungarns, 353–354.

¹²⁴ *Hauszmann*: Ungarn, 276–277; *Lukášek*: The Visegrad Group, 104–105; *Schmidt-Schweizer*: Politische Geschichte Ungarns, 331, 352–353. Ausführlichere Diskussion der Außenpolitik unter Orbán bei Jürgen *Dieringer*: Ungarn in der Nachbeitrittskrise. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 29–30 (2009) 6–11, hier 6–7.

Mit dem Regierungswechsel im Oktober 1998 in Preßburg waren die Präsidenten aus Polen und Tschechien der ungarischen Einladung nach Budapest gefolgt und verständigten sich auf eine Wiederbelebung des Viererformats, das sich sogar über die Ziele von 1991 hinausgehend auf nicht-politische Bereiche erstrecken sollte. Damit war der Grundstein für ein neues Kapitel in der Visegrád-Kooperation gelegt.¹²⁵ Um die Rückkehr der Slowakei symbolträchtig zu unterstreichen, hatten tschechische Diplomaten das in Prag geplante Treffen nach Preßburg verlegt, wo Mitte Mai 1999 ein umfassender Maßnahmenkatalog verkündet wurde: Neben der Einführung eines jährlichen Rotationsprinzips für die Visegrád-Präsidentschaft wurde das regelmäßige Treffen der Ministerpräsidenten (jeweils einmal im Jahr offiziell und inoffiziell), der Minister (bei Bedarf), Außenstaatssekretäre (zwei Mal jährlich), Botschafter (mindestens vier Mal jährlich) und der für die Vorbereitung der Gipfeltreffen zuständigen Visegrád-Koordinatoren (zwei Mal jährlich) festgelegt. Über die Deklaration von 1991 hinausgehend verabredete man nicht nur Gespräche, den Erfahrungsaustausch und die Unterstützung bei der EU-Integration – im Falle der Slowakei auch in die NATO – und verständigte sich auf eine Arbeitsagenda einschließlich Monitoring für Grenzschutz (in Vorbereitung auf Schengen), Waffenhandel, Rauschgift, Terrorismus, Immigration, organisierte Kriminalität, Bildung, Kultur (es wurde die Einrichtung eines gemeinsamen Fernsehsenders erwogen), Gesellschaft, Jugend, Sport, Wissenschaft, Technologie, Umwelt, Infrastruktur und grenzüberschreitende Gemeinschaftsprojekte mit dem Ziel, die regionale Identität zu stärken.¹²⁶ Das stellte einen qualitativen Fortschritt in der Zusammenarbeit der vier Staaten dar, so dass Visegrád nun gleichauf mit der Benelux-Union auch über den absehbaren EU-Beitritt hinaus eine »strategische Plattform«¹²⁷ zu werden versprach. Weil nun keine EU-Erwartung zu erfüllen war, und drei Länder bereits die NATO-Mitgliedschaft erlangt hatten, war dieser vielversprechende Neuanfang bemerkenswert.¹²⁸ Der Beschluss, ab 2000 Kultur-, Bildungs- und

¹²⁵ Für das Budapester Treffen: *Selected events in 1998 and earlier*. In: Visegrad Group. <http://www.visegradgroup.eu/calendar/1998-and-before> (19. März 2018). Dazu: Lukášek: *The Visegrad Group*, 97–98; Schmidt-Schweizer: *Politische Geschichte Ungarns*, 353.

¹²⁶ *Contents of Visegrad Cooperation approved by the Prime Ministers' Summit Bratislava on 14th May 1999*. In: Visegrad Group. <http://www.visegradgroup.eu/cooperation/contents-of-visegrad-110412> (19. März 2018).

¹²⁷ Strážay: *Visegrad*, 21.

¹²⁸ So auch das einstimmige Urteil in der Fachliteratur: Brusis: *Spielräume*, 59; Lukášek: *The Visegrad Group*, 119–120; Scharbert: *Visegrád*, 194; Schmidt-Schweizer: *Politische Geschichte Ungarns*, 358.

Sportprojekte von einem neugegründeten Fonds fördern zu lassen, markierte darüber hinaus eine institutionelle Zäsur. Mit anfänglich etwa 250.000 Euro Zuschuss je Land entstand erstmals eine supranationale Visegrád-Organisation mit festem Sekretariat und Sitz in Preßburg. Der Fonds sollte wesentlich dazu beitragen, die regionale Kooperation in die zivilgesellschaftliche Praxis zu überführen. Empfänger waren von Beginn an neben Einzelpersonen und Vereinen auch Lokalregierungen, Hochschulen und andere öffentliche Einrichtungen.¹²⁹

Nach dem Preßburger Gipfel konnte die Regelmäßigkeit der Begegnungen in den Folgejahren aufrechterhalten werden, oft kamen die Vertreter der vier Staaten in unterschiedlichen Zusammensetzungen mehrmals pro Monat zusammen. Die ersten informellen Treffen der Ministerpräsidenten fanden im Oktober 1999 im slowakischen Vysoké Tatry, im Jahr darauf in Karlsbad (*Karlovy Vary*) statt und galten primär Absprachen zur Bekämpfung organisierter Kriminalität und Gesprächen über den Stand der EU-Beitrittsverhandlungen. Auf dem offiziellen Krakauer Gipfel im Juni 2001 wurde dann die Arbeit des Visegrád Fonds positiv evaluiert und der jährliche Finanzbeitrag auf jeweils 500.000 Euro verdoppelt. Im Umweltschutz gelang die Ausarbeitung einer gemeinsamen Stellungnahme vor dem Johannesburger „Weltgipfel für nachhaltige Entwicklung 2002“, und in den Bereichen Straf- und Zivilrecht sowie der Reform der kommunalen Verwaltungen entwickelte sich in Vorbereitung auf den *Acquis communautaire* der EU ein konstruktiver Austausch.¹³⁰ Sicherheitspolitisch hatten alle vier Staaten nach einer gemeinsamen Jugoslawien-Erklärung 1999 ihre Teilnahme am Kosovo-Einsatz im Rahmen der KFOR (*Kosovo Force*) begonnen. Die Treffen der Verteidigungsminister dienten fortan auch konkreten Angelegenheiten im Zusammenhang mit der Mission; ab Mai 2002 wurde die Kooperation durch den Beschluss intensiviert, gemeinsam die alten russischen MI-24 Hubschrauber zu modernisieren und auch in weiteren Rüstungsfragen enger zusammenzuarbeiten.¹³¹

¹²⁹ Informationen zur konkreten Projektförderung unter <https://www.visegradfund.org/> (19. März 2018). Vgl. *Lukášek*: The Visegrad Group, 122–123; *Strážay*: Visegrad, 22.

¹³⁰ Für die Treffen: *Selected events in 1999*. In: Visegrad Group. <http://www.visegradgroup.eu/calendar/1999> (19. März 2018). Für die folgenden Jahre analog. Für das Gipfeltreffen 2001: *Prime Ministers meeting in Krakow* (1 June 2001). In: Visegrad Group. <http://www.visegradgroup.eu/2001/prime-ministers-meeting> (19. März 2018). Vgl. *Lukášek*: The Visegrad Group, 122–125; *Scharbert*: Visegrád, 207, 210.

¹³¹ *Selected events in 2002*. In: Visegrad Group. <http://www.visegradgroup.eu/calendar/2002> (19. März 2018). Dazu: *Lukášek*: The Visegrad Group, 119–120; *Scharbert*: Visegrád, 206–

Die EU begrüßte das neuerliche Aufleben der Visegrád-Kooperation, auch wenn sich daraus für die individuellen Beitrittsverfahren keine Sonderbehandlung (mehr) ergab. Als Ungarn Mitte 1997 und in den folgenden zwei Jahren von der EU-Kommission viel Lob für seine Transformationsleistung erhielt – gemäß Kopenhagener Beitrittskriterien war die Qualität seiner politischen Institutionen, die Marktwirtschaft und Rechtsstaatlichkeit die Beste unter den Beitrittskandidaten –, lag noch kein Zeitplan für den Beitritt vor. Doch schien dieser – wie auch im Falle Polens und Tschechiens – nur noch eine Frage der Zeit zu sein. Zwischen 2000 und 2002 bezog Ungarn Finanzhilfen in Höhe von etwa 220 Millionen Euro aus dem PHARE- sowie dem ISAP- (Internationale Studien- und Ausbildungspartnerschaften) und dem SAPARD-Programm (Spezielles Beitrittsprogramm für Landwirtschaft und ländliche Entwicklung). So wurde es früh in das engmaschige Geflecht aus EU-Fördermaßnahmen für Infrastruktur, Umwelt, Landwirtschaft und Regionalentwicklung eingebunden, was zum beiderseitigen Vorteil gereichte.¹³²

Diesmal waren es Veränderungen in Ungarn, die einen spürbaren Keil zwischen die 1999 wieder zueinander gefundenen Visegrád-Staaten trieben. Auch im Kontext der bevorstehenden Parlamentswahlen brachte die Orbán-Regierung im Juni 2001 das vereinfacht meist „Statusgesetz“ genannte „Gesetz über die Ungarn, die in Nachbarländern leben“ durchs Parlament, das mit Inkrafttreten zum 1. Januar 2002 den ungarischen Minderheiten im Ausland Sonderrechte, Vergünstigungen und Finanzhilfen gewährte. Indem es ein dreimonatiges Arbeitsrecht in Ungarn erhielt, verband sich mit dem „Statusgesetz“ auch eine Antwort auf die Abwanderungstendenz junger Akademiker nach Westeuropa, was sich durch den Binnenmarktbeitritt noch zu verstärken drohte. Neben diesem wirtschaftlichen Motiv wollte man zudem der verstärkten Minderheitenpflege Rechnung tragen, die Bindung der im Ausland lebenden Magyaren an ihr *Mutterland* intensivieren und sie bei der Wahrung ihrer nationalen Identität unterstützen. Doch durch den Verzicht auf die Einbindung der rumänischen, slowakischen, serbischen und ukrainischen Seite in das Gesetzesvorhaben war deren harsche Kritik vorprogrammiert, und auch auf europäischer Ebene wurde Orbán kritisiert. Sowohl die EU als auch die Venedig-Kommission monierten das ethnisch-kulturelle Distinkti-

207. Ungarn beteiligte sich am KFOR-Einsatz anfangs mit 350 Soldaten. *Schmidt-Schweizer: Politische Geschichte Ungarns*, 357.

¹³² *Lukášek: The Visegrad Group*, 104–105; *Schmidt-Schweizer: Politische Geschichte Ungarns*, 304–305, 358.

onskriterium, das der Förderung von *ungarischen* Minderheiten zugrunde lag. Eine trennscharfe Klassifizierung von *Ungarn* erschien aus rechtlicher Perspektive zweifelhaft, und einmal mehr geriet eine konservative Regierung in Budapest in den unter Horn überwunden geglaubten Revisionismus-Verdacht. Nicht zuletzt wunderte man sich im Ausland über die Notwendigkeit des Vorhabens, wo doch der absehbare EU- und wohl auch Schengen-Beitritt den Wegfall der Grenzen bedeutete und eine Privilegierung der Minderheit obsolet werden ließ – zumal Orbán zu Beginn seiner Amtszeit genau das als Grund dafür angeführt hatte, den regionalen Dialog in erster Linie mit der Slowakei zu intensivieren.¹³³

Doch die befürchtete Beeinträchtigung der vertrauensvollen Zusammenarbeit im Visegrád-Format durch das „Statusgesetz“ blieb erst einmal überschaubar. Auf dem mit Spannung erwarteten inoffiziellen Ministerpräsidenten-Gipfel im August 2001 soll es zwar zu slowakischen Unmutsbekundungen gekommen sein, aber ansonsten dominierten Sachthemen wie die NATO und die Energiepolitik.¹³⁴ Erst als der ungarische Ministerpräsident Anfang 2002, wenige Wochen vor den ungarischen Parlamentswahlen, zusammen mit dem österreichischen Kanzler Wolfgang Schüssel eine Diskussion über die Unvereinbarkeit der weiterhin gültigen Beneš-Dekrete¹³⁵ mit einer EU-Mitgliedschaft lostrat, war das Vertrauen zerbrochen. Die Regierungschefs der drei anderen Visegrád-Staaten sagten ihre Teilnahme an dem für März geplanten Gipfeltreffen ab, die Publizistik konstatierte den »klinischen Tod von Visegrád« und das »Ende von Zentraleuropa«.¹³⁶ Orbán blieb bei seiner Haltung und rechtfertigte die Thematisierung der Beneš-Dekrete als »europäisches Thema«, doch seine zwar knappe, aber eindeutige Niederlage bei den Wahlen im Mai beendete weitergehende Mutmaßungen über den Fortbestand der Visegrád-Kooperation.¹³⁷

¹³³ *Göllner*: Ungarns Minderheitenpolitik, 103–104; *Hauszmann*: Ungarn, 278; *Lukášek*: The Visegrád Group, 104–105; *Schmidt-Schweizer*: Politische Geschichte Ungarns, 382–384.

¹³⁴ So die Darstellung bei *Lukášek*: The Visegrád Group, 126–127.

¹³⁵ Die Dekrete gelten als rechtliche Grundlage für die Enteignung und Vertreibung von rund drei Millionen Deutschen und 80.000 Ungarn aus der Tschechoslowakei nach 1945. *Hauszmann*: Ungarn, 278.

¹³⁶ Zitiert nach *Walsch*: Zusammenarbeit, 4. Vgl. *Dangerfield*: The Visegrád Group in the Expanded European Union, 647–648.

¹³⁷ *Dangerfield*: The Visegrád Group in the Expanded European Union, 647–648; *Hauszmann*: Ungarn, 279; *Strážay*: Visegrad, 22.

Diese »nationalpolitische Wende«¹³⁸ der Orbán-Regierung im Jahr 2001 unterzog die zuvor wiederbelebte Regionalkooperation einem Lackmustertest, den sie – wohl begünstigt durch den Regierungswechsel – überstand. Die fortlaufenden Treffen auf Ministerebene und darunter blieben erhalten,¹³⁹ und auch der EU-Beitrittsprozess wurde nicht beeinträchtigt. Die Spannungen führten jedoch in dieser wichtigen Phase dazu, dass die Visegrád-Staaten von ihrer gemeinsamen Interessensformulierung gegenüber Brüssel in Fragen zu Agrarsubventionen, Regionalförderung oder Arbeitskräftemigration abrückten. Womöglich häuften sich auch deshalb über das Jahr 2002 hinaus die Verstimmungen etwa bei der Ausarbeitung einer Position zum EU-Verfassungsvertrag oder Ende 2004, als Polen auf dem EU-Ratsgipfel eine Initiative zum Sonderstatus der Ukraine vorlegte.¹⁴⁰ So kehrten die Regierungschefs der Visegrád-Staaten im Juni 2002 zwar zu ihrem turnusmäßigen Gipfeltreffen zurück, und in Budapest versprach die neue sozialistisch-linksliberale Koalition unter Péter Medgyessy, das „Statusgesetz“ in Einklang mit den europäischen Normen und Interessen der Nachbarn zu bringen und zu einer abgestimmten Außenpolitik zurückzukehren.¹⁴¹ Doch war der EU-Beitritt aller vier Visegrád-Staaten im November 2002 ebenso beschlossen wie die NATO-Aufnahme der Slowakei im März 2003. So stellte sich die Frage, ob Visegrád mit Erfüllung seines Gründungszwecks nicht auch seinen Bestimmungszweck verlor.¹⁴²

3. Das erste Jahrzehnt in der EU

3. 1. Fortbestand wider Erwarten: die Jahre 2004 bis 2010

Bereits auf dem Prager Gipfel Anfang März 2004 hatten sich die Ministerpräsidenten der Visegrád-Staaten darauf verständigt, Vermutungen über ein Ende der Zusammenarbeit nach dem EU-Beitritt entgegenzutreten. Weil Treffen und die Ausarbeitung gemeinsamer Positionen eine wirksamere

¹³⁸ Schmidt-Schweizer: Politische Geschichte Ungarns, 389.

¹³⁹ So etwa das Treffen der Umweltminister im März 2002. *Selected events in 2002*. In: Visegrad Group. <http://www.visegradgroup.eu/calendar/2002> (19. März 2018).

¹⁴⁰ Dangerfield: The Visegrád Group in the Expanded European Union, 647–648; Schmidt-Schweizer: Politische Geschichte Ungarns, 386–387, 389; Walsch: Zusammenarbeit, 46.

¹⁴¹ Für die Regierungserklärung siehe das Protokoll der Sitzung des Budapester Parlaments vom 27. Mai 2002 unter <http://www.parlament.hu/orszagyulesi-naplo-elozo-ciklusbeli-adatai> (24. März 2019).

¹⁴² Lukášek: The Visegrad Group, 126–127; Schmidt-Schweizer: Politische Geschichte Ungarns, 412.

Durchsetzung von Interessen versprochen als nationale Alleingänge, und ein hohes Maß an Einigkeit bei Budgetfragen oder in der Arbeitsmarktpolitik zu erwarten war, erschien die Fortführung der Kooperation zweckdienlich. Spätestens mit der wenige Tage nach der feierlichen EU-Aufnahme verabschiedeten Deklaration von Kremsier (*Kroměříž*)¹⁴³ hatte sich jede Diskussion über eine Auflösung von Visegrád erledigt. Obwohl man mit der Aufnahme in EU und NATO die Ziele erreicht hatte, ein wesentlicher Kooperationsanreiz wegfiel und Visegráds »geschichtliche Rolle 2004 eigentlich erfüllt und obsolet«¹⁴⁴ war, einigte man sich auf eine Fortführung und sogar teilweise Vertiefung, etwa des ab 2005 mit jährlich jeweils 750.000 Euro finanzierten Visegrád Fonds. Auf die Formulierung eines langfristigen Zieles in Kremsier trotz opulentem Maßnahmenkatalog zu verzichten und die Deklaration hinsichtlich der propagierten »Stärkung der Identität der mitteleuropäischen Region« vage zu lassen, war intendiert. Es sollte der Kooperation seinen »flexiblen und offenen Charakter« belassen und so die Fokussierung auf konkrete Projekte ermöglichen. Das konnte im Fall eines nachlassenden Kooperationswunsches als Nachteil verstanden werden, zeugte aber angesichts absehbarer Meinungsverschiedenheiten und abweichender Relevanz verschiedener EU-Themenfelder auch von Pragmatismus und Weitsicht.¹⁴⁵

In der ersten Phase nach dem EU-Beitritt überwogen noch die gemeinsamen Interessen. Mit einer gemeinsamen Erklärung antwortete man im Juni 2005 auf den negativen Ausgang der Referenden in Frankreich und den Nie-

¹⁴³ Für den Prager Gipfel: *Selected events in 2004*. In: Visegrad Group. <http://www.visegradgroup.eu/calendar/2004> (24. März 2019). Vgl. *Dangerfield*: Visegrad Group Co-operation and Russia, 962. Für die Erklärung von Kremsier: *Declaration of Prime Ministers of the Czech Republic, the Republic of Hungary, the Republic of Poland and the Slovak Republic on cooperation of the Visegrad Group countries after their accession to the European Union* (12. Mai 2004) sowie *Guidelines on the Future Areas of Visegrad Cooperation* (12. Mai 2004). In: Visegrad Group. <http://www.visegradgroup.eu/cooperation/guidelines-on-the-future-110412> (19. März 2018).

¹⁴⁴ László J. Kiss: Magyarország szomszédügyi kapcsolatainak jövője. In: Grotius. A budapesti Corvinus Egyetem Nemzetközi Tanulmányok Intézetének tudományos folyóirata. 17. August 2007, 1–24, hier 13–14. <http://www.grotius.hu/publ/displ.asp?id=FJFDTM> (24. März 2019).

¹⁴⁵ *Brusis*: Spielräume, 55, 60; Judit Kiss: Prospects of the Visegrad Cooperation in Changing Economic, Political and Social Conditions – Identifying Converging and Diverging Factor. In: *Prospects of the Visegrad cooperation. Identifying converging and diverging factors*. Hg. Gábor Türy. Budapest 2015, 329–367, hier 330; *Lukášek*: The Visegrad Group, 23, 132–133; *Walsch*: Zusammenarbeit, 47–48.

derlanden über die EU-Verfassung.¹⁴⁶ Kurz darauf legte die ungarische Seite zu Beginn ihrer Visegrád-Präsidentschaft ein ambitioniertes Arbeitsprogramm vor, das eine enge Kooperation bei außen- und sicherheitspolitischen Themen, dem Fortgang des abgelehnten Verfassungsvertrags oder auch der Energie-, Industrie-, Wirtschafts- und Innovationspolitik vorsah.¹⁴⁷ Auch bei Diskussionen über den EU-Finanzrahmen 2007–2013 einigten sich die vier Staaten auf eine gemeinsame Position. Für den schnellen Schengen-Beitritt im Dezember 2007 hatte es sich als nützlich erwiesen, bereits vier Jahre zuvor eine Visegrád-Arbeitsgruppe gegründet zu haben, die kritischen Einwänden aus anderen Mitgliedstaaten mit einer Stimme entgegenzutreten konnte. Intern erweiterte man die Botschafterkooperation um regelmäßige Treffen der Gesandten bei EU, NATO und anderen internationalen Organisationen. Nach Außen bot das Visegrád-Plus-Format ab 2007 die Möglichkeit, die Vierergespräche je nach Thema und Bedarf um Vertreter anderer Staaten zu erweitern, etwa um Österreich, Slowenien oder die Ukraine.¹⁴⁸

In Osteuropa kam den Visegrád-Staaten fortan eine wichtige Rolle als Brücke zwischen den alten EU-Mitgliedstaaten und potentiellen Beitrittskandidaten unter den Nachfolgestaaten der Sowjetunion und Jugoslawiens einschließlich Albaniens zu. Schon 2004 wurde in Krensdorf verkündet, aktiv zur Entwicklung der Gemeinsamen Außen- und Sicherheitspolitik (GASP) beizutragen, und man nannte explizit die EU-Strategie auf dem Westbalkan, wo die Visegrád- und CEFTA-Zusammenarbeit als Vorbilder galten. Besonders Kroatien stand mit fortschreitendem Beitrittsprozess im Fokus, da es bereits 2002 – und somit deutlich früher als Moldawien und die anderen Westbalkanstaaten – CEFTA-Mitglied und 2005 EU-Beitrittskandidat geworden war. So trat man für einen schnellen Abschluss der Verhandlungen ein und gab überdies Einschätzungen zur Lage in den anderen Ländern.¹⁴⁹

¹⁴⁶ *Joint Declaration of the Prime Ministers of the V4 Countries on the EU*, Kazimierz Dolny. 10. Juni 2005. In: Visegrad Group. <http://www.visegradgroup.eu/2005/joint-declaration-of-the> (19. März 2018).

¹⁴⁷ *Programme for the Hungarian presidency of the Visegrad Group 2005/2006*. Juli 2005. In: Visegrad Group. <http://www.visegradgroup.eu/documents/presidency-programs/2005-2006-hungarian-110412> (19. März 2018).

¹⁴⁸ *Brusis*: Spielräume, 60, 62; *Dangerfield*: Visegrad Group Co-operation and Russia, 300, 302; *Dangerfield*: The Visegrad Group in the Expanded European Union, 650; *Strážay*: Visegrad, 25–26; *Walsch*: Zusammenarbeit, 47–48.

¹⁴⁹ So etwa durch die Außenminister 2009: *The Visegrad Group stands ready to promote the integration of the countries of the Western Balkans*. 9. Oktober 2009. In: Visegrad Group. <http://www.visegradgroup.eu/2009/the-visegrad-group> (19. März 2018). Oder ein Jahr später auf dem Gipfel der Ministerpräsidenten: *Visegrad Group Ministerial Statement on the*

Doch die außenpolitischen Positionen waren nicht frei von Gegensätzen. Vor allem Polen machte deutlich, dass es aufgrund historisch-kultureller Bindungen eine eigenständige Ukraine-Politik betreiben wolle. Warschau übergang die Visegrád-Partner Ende 2004 bei dem Vorschlag, die Ukraine nach der *Orangen Revolution* zu unterstützen und ihr einen Sonderstatus zu gewähren. Zwar gaben die vier Ministerpräsidenten im Juni 2005 eine gemeinsame Erklärung ab,¹⁵⁰ deren Kürze aber die bestehenden Divergenzen erkennen ließ. Wegen seiner Größe, Einwohnerzahl und geografischen Lage konnte sich Polen zu Recht als europäische Regionalmacht verstehen – das tat es mitunter auch und suchte etwa bei großen Fragen den Dialog mit Frankreich und Deutschland im Weimarer Dreieck anstatt im Visegrád-Format.¹⁵¹ Verstärkt deutlich wurde dieses eigenständige Vorgehen Warschaus nach dem Wahlsieg der liberalen Bürgerplattform Donald Tusks im Oktober 2007, nachdem die Außenpolitik der nationalkonservativen Vorgängerregierung unter Kazimierz Marcinkiewicz und Jarosław Kaczyński in den zwei Jahren zuvor einer »europäischen Selbstblockade«¹⁵² geglichen hatte. Tusk erhielt zwar die Unterstützung aus Prag, Preßburg und Budapest zu der von ihm propagierten Weiterentwicklung der Europäischen Nachbarschaftspolitik (ENP),¹⁵³ doch hatte er diese zuvor bilateral mit Schweden entworfen. Damit war die polnische Regierung losgelöst von der Visegrád-Kooperation als bedeutsamer außenpolitischer Akteur aufgetreten und hatte ihr regionales Betätigungsfeld nach der Zustimmung der EU zur Östlichen Partnerschaft (ÖP) nach Osten hin ausgedehnt.¹⁵⁴

Western Balkans. 22. Oktober 2010. In: Visegrad Group. <http://www.visegradgroup.eu/2010/visegrad-group> (19. März 2018). Vgl. *Brusis*: Spielräume, 69–70; *Walsch*: Zusammenarbeit, 46.

¹⁵⁰ *Joint Declaration of the Prime Ministers of the V4 Countries on Ukraine*, Kazimierz Dolny. 10. Juni 2005. In: Visegrad Group. <http://www.visegradgroup.eu/2005/joint-declaration-of-the-110412> (19. März 2018).

¹⁵¹ *Dangerfield*: Visegrad Group Cooperation and „Europeanisation“, 301–302; *Dangerfield*: The Visegrád Group in the Expanded European Union, 631–632, 660; *Kiss*: Prospects of the Visegrad Cooperation, 330.

¹⁵² *Walsch*: Zusammenarbeit, 50.

¹⁵³ Die im Mai 2004 gegründete ENP diene der Zusammenarbeit mit Staaten im Osten und Süden ohne gegenwärtige Beitrittsperspektive. Zur Erklärung der Außenminister im Vorfeld des EU-Ratsgipfels zum ÖP-Beschluss: *Joint Statement of the Ministers of Foreign Affairs of the Visegrad Group Countries, 23 April 2008, Czech Republic*. In: Visegrad Group. <http://www.visegradgroup.eu/2008/joint-statement-of-the> (19. März 2018).

¹⁵⁴ Durch die ÖP wurden ab Mai 2009 die Ukraine, Weißrussland, Moldawien, Aserbaidshan, Armenien und Georgien politisch und wirtschaftlich enger an die EU herangeführt. *Brusis*:

Möglicherweise fühlten sich die Visegrád-Partner von diesem Agieren überrumpelt, nur erschien die Basis für eine inhaltliche Übereinstimmung im Umgang mit den östlichen Nachbarn ohnehin brüchig: Die polnische Seite machte keinen Hehl daraus, dass ihre Unterstützung für die Nachbarn Ukraine und Weißrussland, Moldawien sowie die postsowjetischen Staaten im Kaukasus auch deren Loslösung von Moskau dienen sollte. In den anderen Visegrád-Staaten jedoch war die scharfe Abgrenzung von Russland einer Bereitschaft zum konstruktiven Dialog und zumindest wirtschaftlich engerem Austausch gewichen. Eine solche Normalisierung der Beziehungen war für Polen schon aus historischer Sicht unvorstellbar. Wie in früheren Jahren der Visegrád-Kooperation, war man auch nach 2004 nicht in der Lage, sich auf eine gemeinsame Russlandpolitik zu verständigen. Bis 2008 wurde das Land in keiner offiziellen Stellungnahme erwähnt, und auch danach blieb es bei Visegrád-Treffen praktisch inexistent. Demokratisierungs- und Transformationsprogramme im Rahmen von Visegrád-Plus galten Nicht-EU-Staaten wie Weißrussland, Georgien oder Serbien, eine Ausdehnung auf Russland wurde nicht einmal erörtert. So wichtig Kooperationsbemühungen im regionalen, multilateralen Rahmen unter Einschluss Russland auch erschienen – ein Visegrád-Konsens war wegen polnischer Vorbehalte ausgeschlossen. Anders als bei der EU-Erweiterung der Westbalkan-Staaten, war die ungarische Unterstützung deshalb zu der auf polnische Initiative hin entstandenen ÖP eher passiv, hatte sich Budapest zusammen mit Preßburg schon zuvor gegen die Stationierung US-amerikanischer Raketen in Polen und Tschechien ausgesprochen. Auf dem Visegrád-Gipfel nach dem Georgien-Krieg 2008 konnte man sich auch nur zu einer knappen Erinnerung an die territoriale Integrität und Souveränität des kaukasischen Staates durchringen.¹⁵⁵

Auch im wirtschaftlichen Bereich befand sich die Visegrád-Kooperation nach 2004 im Spannungsfeld zwischen offenem Mit- und latentem Gegenei-

Spielräume, 69–70; *Dangerfield*: Visegrad Group Cooperation and „Europeanisation“, 963; *Walsch*: Zusammenarbeit, 50.

¹⁵⁵ Zur Stellungnahme zum Georgienkrieg: *Joint Statement of the Visegrad Group Prime Ministers*. 5. November 2008. In: Visegrad Group. <http://www.visegradgroup.eu/2008/joint-statement-of-the-110412-3> (19. März 2018). Vgl. *Brusis*: Spielräume, 73; Elżbieta Kuźelewska – Adam R. Bartnicki – Ryszard Skarżyński: Origins of and perspectives for the future for the Visegrad Group. In: *Ten Years of the Visegrad Group Member States in the European Union*. Hgg. Agnieszka Piekutowska, Owona Wronska. Warschau 2015, 145–158, hier 153–154. Zur Russlandpolitik der Visegrád-Staaten siehe das einstimmige Urteil in der Fachliteratur: *Brusis*: Spielräume, 73; *Dangerfield*: Visegrad Group Co-operation and Russia, 964–966, 970; *Walsch*: Zusammenarbeit, 54–55.

inander. Der vollständige Wegfall von Handelsbarrieren für Waren, Dienstleistungen, Kapital und schrittweise auch Arbeitskräfte nach dem Binnenmarktbeitritt war zwar die Krönung eines bereits in den 1990er Jahren begonnen Liberalisierungsprozesses, der die EU und besonders Deutschland für die Visegrád-Staaten zum wichtigsten Wirtschaftspartner hatte werden lassen. So lag der Anteil westeuropäischer Direktinvestitionen am Bruttoinlandsprodukt in Ungarn, Polen, Tschechien und der Slowakei schon vor 2004 bis zu zwölf Prozent deutlich über dem EU-Durchschnitt, und im Vorbeitrittsjahr gingen fast dreiviertel aller ungarischen Exporte in die EU. Doch verlieh die vollständige Beseitigung der nichttarifären Hemmnisse dem Güteraustausch eine zusätzliche Schubkraft, was auch ein »enormer Impetus zum gegenseitigen Handel«¹⁵⁶ war. Der Handel zwischen den vier Ländern wuchs durch den EU-Beitritt deutlich und lag 2007 zweieinhalb Mal über dem Wert von 2003. Im Falle Ungarns kletterte der Visegrád-Anteil bei den Ausfuhren in diesem Zeitraum von 6,3 auf über zwölf Prozent, während die Gesamteinfuhren aus Polen, Tschechien und der Slowakei von rund sieben auf 10,3 Prozent stiegen. Der Handelsanteil mit den anderen drei Staaten war damit bereits drei Jahre nach EU-Beitritt höher als 1985, zu Zeiten des RGW. Demgegenüber blieb der EU-Anteil bei den ungarischen Importen mit 55 Prozent konstant, der Export jedoch fiel um über 13 Prozentpunkte auf 60 Prozent.¹⁵⁷

Die Ursache für den starken Handelszuwachs innerhalb der Visegrád-Länder dürfte in der veränderten Netzwerkstruktur großer, multinationaler Firmen aus den alten Mitgliedstaaten oder anderen Industrieländern gelegen haben, die ihre vor 2004 getätigten Direktinvestitionen im Raum noch weiter erhöhten. Demnach handelte es sich um einen beträchtlichen Intra-Firmen-Handel zwischen Tochterunternehmen in Clusterregionen wie Brünn (*Brno*), Budapest, Preßburg und Posen. Dass die Integration in- wie ausländischer Firmen in Fertigungsverbände die immer weiter voranschreitende Loslösung aus der Rolle als *verlängerte Werkbank* bedeutete, legt die Betrachtung des intraindustriellen Handelsanteils nahe. Gegenüber den EU-15-Staaten und analog zum Rest der Welt stieg er in allen vier Visegrád-Staaten auch nach 1996 kontinuierlich, und nur die Wirtschaftskrise von 2008/2009 führte in der Slowakei und vor allem in Ungarn zu einem kurzzeitigen Rückgang. Der intraindustrielle Handelsanteil von weit über dreißig Prozent im Jahr 2016

¹⁵⁶ *Brusis*: Spielräume, 64–65; *Foster*: Revival, 3–4; *Topowski*: Did the economic crisis change V4 trade patterns, 73.

¹⁵⁷ *Foster*: Revival, 2, 4.

unterstreicht die in den Visegrád-Ländern gestiegene Qualität des Handels weg von einer einseitig rohstoffintensiven Produktion hin zu Industriegütern mit hoher Fertigungstiefe und Forschungsintensität.¹⁵⁸

Größere Unterschiede gab es dagegen beim Wirtschaftswachstum und Konvergenzprozess: Während das Wachstum zum Zeitpunkt des EU-Beitritts in allen vier Staaten rund fünf Prozent betrug, kam es danach zu einer deutlichen Auseinanderentwicklung. Gefolgt von Tschechien, wuchs die slowakische Wirtschaft 2007 um fast elf Prozent, getragen sowohl von heimischem Konsum und Investitionen als auch von Exporten. In Ungarn legten zwar auch die Exporte zu, das Wachstum fiel aber vergleichsweise mager aus; 2008 stürzte das Land im Zuge der weltweiten Finanz- und Wirtschaftskrise in eine existenzielle Notlage. Der Internationale Währungsfonds (IWF) gewährte ein Hilfsprogramm, und der sozialistische Ministerpräsident Ferenc Gyurcsány, zusätzlich belastet durch Korruptionsvorwürfe, musste zurücktreten. Die Krise traf auch Tschechien und die Slowakei hart, doch es kam nicht zu vergleichbaren politischen Verwerfungen. Polen hingegen blieb auch 2008 und 2009 – wie im gesamten Zeitraum ab 2004 – nahezu unverändert auf Wachstumskurs. Das wiederum hatte Folgen für die Angleichung des Lebensstandards in den Visegrád-Staaten, der, bemessen am EU-Durchschnitt, in Polen und der Slowakei im ersten Jahrzehnt nach dem Beitritt um 18 Prozentpunkte zulegte, in Tschechien konstant bei einem hohen Wert von 80 Prozent verharrte, in Ungarn aber gerade einmal um vier Punkte auf 66 Prozent stieg.¹⁵⁹

Wirtschaftspolitisch blieb die Visegrád-Kooperation praktisch inaktiv, gemeinsame Initiativen waren rar. In der Steuerpolitik dominierte ein teils hart ausgetragener Wettbewerb um ausländische Investoren, die Preßburg kurz vor dem EU-Beitritt zur Einführung einer Einheitssteuer von 19 Prozent veranlasste. Auch war die Slowakei das einzige der vier Länder, das getreu der EU-Verträge 2005 dem Wechselkursmechanismus II beitrat und vier Jahre später den Euro einführte.¹⁶⁰

¹⁵⁸ Ebenda, 40–43; *Laaser – Schrader – Heid*: Die Visegrad-Staaten, 197; *Toprowski*: Did the economic crisis change V4 trade patterns, 78; Harald *Zschiedrich*: Deutsch-polnische grenzüberschreitende Unternehmenskooperationen im Spannungsfeld zwischen Nähe und Distanz. In: Grenzüberschreitende Kooperation. Erfahrungen deutscher und polnischer mittelständischer Unternehmen und Banken. Hgg. Uwe Christians, H. Zschiedrich. München/Mering 2009, 8–36, hier 27–28.

¹⁵⁹ *Krisztina Vida*: Past, Present and Future Macroeconomic Trends of the Visegrad Countries: Heading Towards More Convergence? In: *Prospects of the Visegrad cooperation* 143–168, hier 143–146.

¹⁶⁰ *Brusis*: Spielräume, 65–66.

Ein allgemeines Abebben der Regionalkooperation war trotz der Differenzen auch mit zunehmendem zeitlichem Abstand zum EU-Beitritt nicht erkennbar. Das war insofern bemerkenswert, als sich die Frage der ungarischen Minderheiten 2008 innerhalb kürzester Zeit einmal mehr zum Problemfeld entwickelte. Schon im Juli 2006 war es zu einem Abkühlen der ungarisch-slowakischen Beziehungen gekommen, nachdem in Preßburg der neue Ministerpräsident Robert Fico mit der früher rechtsextremen Slowakischen Nationalpartei eine Koalition gebildet hatte. Zwei Jahre später kam es im November zu einer Auseinandersetzung zwischen slowakischen und ungarischen Fußballanhängern, die erneut die latenten Spannungen in der von über einer halben Millionen Ungarn bewohnten Südslowakei verdeutlichte. Der Streit, der im Juli 2009, als dem ungarischen Staatspräsidenten László Sólyom die Einreise in die Slowakei verweigert wurde, seinen Höhepunkt erreichte, fand erst ein Jahr später mit der Abwahl der Fico-Regierung sein Ende. Doch anders als nach den Diskussionen um das „Statusgesetz“ und die Beneš-Dekrete, kam es nicht zu einer Aussetzung der Visegrád-Gespräche, und die Regionalkooperation blieb trotz Beeinträchtigungen im Grundsatz erhalten. Damit verblieben erstmals seit 1991 harte bilaterale Gegensätze auf bilateraler Ebene und wurden auch nur dort ausgetragen, ohne dass Visegrád Schaden nahm. Der ungarische Vorsitz ab Mitte 2009 ließ eine gewachsene Rolle der Visegrád-Präsidentschaft erkennen, der das informelle Treffen der Außenminister etablierte und hinsichtlich Westbalkan und ÖP zum vertieften gemeinsamen Dialog aufrief. Zudem konnte im März 2010 in Südafrika die erste gemeinsame diplomatische Vertretung eröffnet werden.¹⁶¹

Somit hatten die Regierungen der vier Staaten jene widerlegt, die mit dem EU-Beitritt ein Ende der Kooperation prognostiziert hatten. Die in Kremsier verkündete Offenheit und Flexibilität hatte sich als großer Vorteil erwiesen. Streitpunkte wie Russland oder die ungarische Minderheit in der Slowakei konnten so ausgeklammert werden, um die Funktionsfähigkeit der Diskussionsplattform aufrechtzuerhalten. Die Einbeziehung anderer Staaten durch Visegrád-Plus steigerte die Qualität der Gespräche und verhinderte das Abgleiten in einen »closed club«.¹⁶²

¹⁶¹ Für das Präsidentschaftsprogramm: *2009/2010 Hungarian Presidency*. Juli 2009. In: Visegrad Group. <http://www.visegradgroup.eu/documents/presidency-programs/2009-2010-hungarian-110412> (19. März 2018). *Strážay*: Visegrad, 25–26, 32.

¹⁶² *Dangerfield*: Visegrad Group Cooperation and „Europeanisation“, 294; *Kiss*: Ungarn, 311; *Strážay*: Visegrad, 33–36.

3. 2. Routinierte Kooperation: Die Jahre 2010 bis 2014

Während die Parlamentswahlen im April 2010 für Ungarn eine Zäsur markierten, weil sie dem nationalkonservativen Bündnis aus Fidesz und Christlich-Demokratischer Volkspartei mit einer Zwei-Drittel-Mehrheit einen erdrutschartigen Sieg bescherten, wurde die Zusammenarbeit im Visegrád-Format routinemäßig fortgeführt. Der ungarische Vorsitz wurde im Juli an die Slowakei übergeben und die im Jahr zuvor erhobene Forderung nach einem schnellen EU-Beitritt der Westbalkanstaaten von den Außenministern im Oktober mit Nachdruck unterstrichen.¹⁶³ In ihrer Nüchternheit taugte die im Februar 2011 verabschiedete Preßburger Erklärung¹⁶⁴ anlässlich des 20. Jahrestages der Deklaration von Visegrád dazu, die Normalität gewordene, enge Zusammenarbeit zu symbolisieren. Zweifel am gemeinsamen Willen waren beim EU-Beitritt nachhaltig ausgeräumt worden, die intensive Fortführung der Regionalkooperation über 2011 hinaus stand außer Frage. Laut Erklärung verstand man sie als »gut etablierte Marke und respektierter Partner«. Und tatsächlich strahlte Visegrád gerade auf die erwähnten Beitrittskandidaten im Südosten eine enorme Attraktivität aus und war als *Soft Power*-Macht eine gern gesehene Ergänzung zu EU und NATO.¹⁶⁵

Zu dem im Vorfeld der Kopenhagener UN-Klimakonferenz Ende 2009 drängender werdenden Thema Klimaschutz hatten die Ministerpräsidenten der vier Staaten bereits frühzeitig Stellung bezogen und in Anbetracht russischer Lieferblockaden Optionen für eine langfristige Sicherstellung der Energiesicherheit mit diskutiert.¹⁶⁶ Der französische Präsident protestierte vehement, aber letztlich erfolglos gegen die Praxis der Visegrád-Staaten, vor Ratsgipfeln die gegenseitigen Interessen abzustimmen. Hieran knüpfte man

¹⁶³ *Visegrad Group Ministerial Statement on the Western Balkans*. 22. Oktober 2010). In: Visegrad Group. <http://www.visegradgroup.eu/2010/visegrad-group> (19. März 2018).

¹⁶⁴ *The Bratislava Declaration of the Prime Ministers of the Czech Republic, the Republic of Hungary, the Republic of Poland and the Slovak Republic on the occasion of the 20th anniversary of the Visegrad Group*. 15. Februar 2011. In: Visegrad Group. <http://www.visegradgroup.eu/2011/the-bratislava> (19. März 2018).

¹⁶⁵ Tomasz Dubowski: *Visegrad Group – common goals and potential at the level of European Union institution*. Selected issue. In: *Ten Years of the Visegrad Group Member States in the European Union* 11–23, hier 14, 23; *Strážay*: Visegrad, 36; *Walsch*: *Zusammenarbeit*, 57–58.

¹⁶⁶ *Joint Statement of the Visegrad Group Prime Ministers*. 5. November 2008. In: Visegrad Group. <http://www.visegradgroup.eu/2008/joint-statement-of-the-110412-3> (19. März 2018); *Press Release of the Polish V4 presidency after the Official Summit of the Prime Ministers of the Visegrad Group Countries*. 3. Juni 2009. In: Visegrad Group. <http://www.visegradgroup.eu/2009/press-release-of-the> (19. März 2018).

direkt im Anschluss zu Kopenhagen an und einigte sich im Februar 2010 auf einem Budapester Gipfel zur Energiesicherheit unter Beteiligung von Österreich, Slowenien, Rumänien, Bulgarien, Serbien, Kroatien sowie Bosnien und Herzegowina öffentlichkeitswirksam auf die Integration der Netze. Im Januar des darauffolgenden Jahres entwarfen die Visegrád-Minister zudem eine energiepolitische Strategie bis 2020.¹⁶⁷

Auch bei den erneut anstehenden Verhandlungen über den EU-Finanzrahmen für die Jahre 2014–2020 stellte die Viererkooperation ihre pragmatische Arbeitsweise unter Beweis, gründete im Verbund mit anderen Nettoempfängerstaaten eine *Gruppe der Freunde der Kohäsion* und sorgte so für die Durchsetzung ihrer Interessen. Mit Einführung einer neuen Mehrheitsregel im Europäischen Rat im November 2014 wurde die Suche nach Verbündeten noch wichtiger. Zwar verfügte jedes Mitglied bei Haushaltsfragen weiter über ein Vetorecht, doch auf allen anderen Gebieten konnte Visegrád seither nur noch der Entstehungskern einer größeren Kooperation sein.¹⁶⁸

Sicherheitspolitisch war die Bilanz jedoch auch nach 2010 ambivalent. Einerseits verständigten sich die Ministerpräsidenten im Juni 2011 auf ein verstärktes Engagement in der ÖP,¹⁶⁹ was als Zeichen dafür gewertet werden konnte, dass die anfängliche Zurückhaltung auf ungarischer, slowakischer und tschechischer Seite einer gemeinsamen Überzeugung über den Sinn des Programms gewichen war. Fortan förderte der ab 2013 mit einem Finanzvolumen von acht Millionen Euro ausgestattete Visegrád Fonds zivilgesellschaftliche Projekte, die dem Austausch zwischen Visegrád- und ÖP-Staaten gewidmet waren. Zudem signalisierte die Bereitschaft zum Aufbau einer gemeinsamen Kampftruppe das Interesse an einer Vertiefung regionaler und europäischer Kooperation in einem sensiblen, die staatliche Souveränität tangierenden und ein hohes Maß an gegenseitigem Vertrauen voraussetzenden

¹⁶⁷ Für den Gipfel: *Declaration of the Budapest V4+ Energy Security Summit*. 24. Februar 2010. In: Visegrad Group. <http://www.visegradgroup.eu/2010/declaration-of-the> (19. März 2018). Für die gemeinsame Erklärung: *Declaration of V4 Energy Ministers*. 25. Januar 2011. In: Visegrad Group. <http://www.visegradgroup.eu/2011/declaration-of-v4-energy> (19. März 2018). Vgl. *Brusis*: Spielräume, 67; *Strážay*: Visegrad, 27–28; *Walsch*: Zusammenarbeit, 47–48.

¹⁶⁸ *Brusis*: Spielräume, 62–63; *Kiss*: Ungarn, 331. Demnach bedarf nun eine Abstimmung im Europäischen Rat einer Mehrheit von 55 Prozent der Mitgliedstaaten und 65 Prozent der Bevölkerung.

¹⁶⁹ *Joint Statement on the Enhanced Visegrad Group Activities in the Eastern Partnership*. 16. Juni 2011. In: Visegrad Group. <http://www.visegradgroup.eu/2011/joint-statement-on-the> (19. März 2018).

sicherheitspolitischen Bereich.¹⁷⁰ Doch es war abermals der Umgang mit Russland, der einen Gleichklang auf allen bedeutenden außenpolitischen Feldern verhinderte. Zwar hatten die bewaffneten Auseinandersetzungen nach den Euromaidan-Protesten in der Ukraine eine Ausklammerung dieser Frage unmöglich gemacht, und auch die Budapester Erklärung vom Juni 2014 sprach von der »Aggression Russlands gegen die Ukraine und der anschließenden Krim-Annexion«. Doch war das eher ein erwartbarer Minimalkonsens und keine Annäherung in der Russlandfrage. Schon die unterschiedliche Bewertung der im Frühjahr 2014 verhängten EU-Sanktionen, die Ungarn und die Slowakei zwar mittrugen, deren Nutzen sie aber bezweifelten, machte die divergierenden Interessen und Einschätzungen offenkundig. Das galt auch für die Stationierung von NATO-Truppen an der *Ostflanke*, die Polen mit aller Kraft unterstützte, die anderen Visegrád-Staaten jedoch skeptisch sahen. Entgegen den Erwartungen war Russlands militärischer Vorstoß kein Faktor, der das regionale Kooperationsformat begünstigte, und gerade Ungarn zeigte nach Amtsantritt der zweiten Orbán-Regierung eine auffällige Zurückhaltung bei der Kritik an der Politik des russischen Staatspräsidenten Wladimir Putin. Mit der engen ungarisch-russischen Zusammenarbeit bei der Erweiterung des Atommeilers Paks und dem ambitionierten, mittlerweile jedoch eingestellten Erdgasprojekt *South Stream* begründete Orbán zudem eine Energiepolitik, die mindestens für Polen auf absehbare Zeit undenkbar war.¹⁷¹

Nach den Erfahrungen von 2001/2002 sowie 2008/2009 blieben Spannungen zwischen den Visegrád-Staaten im Zeitraum 2010–2014 aus. Budapest war keineswegs davon abgekehrt, die aktive Förderung der ungarischen Minderheit in der Slowakei aufrechtzuerhalten, während die slowakische Führung die von den drei anderen Visegrád-Staaten bereits 2008 erfolgte Anerkennung eines unabhängigen Kosovo aus Furcht vor ungarischen Autonomieansprüchen verwehrte. Doch eine Eskalation lag selbst im Mai 2010 fern, als das ungarische Parlament das Gesetz über die doppelte Staatsbürgerschaft verabschiedete, und die slowakische Regierung sich empörte. Doch eine Zusammenarbeit auf dem Gebiet der nationalen Minderheiten, wie es die Deklaration von 1991 vorgesehen hatte, kam selbst 20 Jahre später nicht zustande.¹⁷²

¹⁷⁰ *Budapest Declaration of the Visegrad Group Heads of Government on the New Opening in V4 Defence Cooperation*. 24. Juni 2014. In: Visegrad Group. <http://www.visegradgroup.eu/calendar/2014/budapest-declaration-of> (19. März 2018). Vgl. *Brusis*: Spielräume, 68–70.

¹⁷¹ *Brusis*: Spielräume, 73–74; *Kuźelewska – Bartnicki – Skarzyński*: Origins, 151–154.

¹⁷² *Brusis*: Spielräume, 64; *Eiler*: Ungarn, 112; *Strážay*: Visegrad, 24; *Walsch*: Zusammenarbeit, 53.

So sehr also nach 2010 beim Klimaschutz, der Energiesicherheit, Kohäsion, Erweiterung und ÖP eine vertiefte Zusammenarbeit mit regen Aktivitäten auf allen Regierungsebenen gelang, war innerhalb der Visegrád-Gruppe der Kooperationswille auf wesentlichen Feldern – wie der Russland- und Minderheitenpolitik, aber auch der Finanz- und Wirtschaftspolitik – weiterhin wenig ausgeprägt.¹⁷³

4. Visegrád heute: Die europäische Migrationskrise als Zäsur?

Jenseits tagespolitischer Auseinandersetzungen wird der Ausbruch der europäischen Migrationskrise in der zweiten Jahreshälfte 2015 wohl allein deswegen als Zäsur in die Geschichte des Visegrád-Formats eingehen, weil sich hier erstmals die gemeinsame Absage an die Erwartungen der alten EU-Mitgliedstaaten als kooperationsbegünstigendes Moment erwiesen hatte. Doch so leichtfertig in der zeitgenössischen Publizistik die Schaffung von *EU-Lagern* abhängig von der Haltung zur Einwanderung aus Drittstaaten mitunter auch erfolgte – oft korrespondierend mit scharfer Rhetorik politischer Akteure¹⁷⁴ –, so sehr steht die historische Bewertung und Einordnung vor der Herausforderung, sich derlei Kategorisierungen zu widersetzen. Angesichts bestehender Verhandlungs- und Kooperationsformate im bi- und vor allem multilateralen EU-Rahmen sowie enger wirtschaftlicher Verflechtungen erscheint es fragwürdig, warum Visegrád, selbst wenn es für die EU »eine wichtige Ressource zur Stabilisierung ihrer formalen Ordnung« darstellt, im Zuge des Streits um Einwanderung und das Dublin-Abkommen, »gegenwärtig verbunden im Grundsatz einer inneren Opposition« sein sollte.¹⁷⁵ Die eingangs zitierte Visegrád-Erklärung vom September 2015 erscheint wegen zahlreicher konkreter Vorschläge für ein Vorgehen aller EU-Mitglieder geeignet, eine migrationspolitische Fundamentalopposition auszuschließen. Das auch nach 2015 unveränderte Drängen der ungarischen Seite, die europäische Integration im Bereich der Sicherheits- und Verteidigungspolitik zu vertiefen, lässt

¹⁷³ *Brusis*: Spielräume, 65–66. Beispielsweise wehrte sich Tschechien als einziges Visegrád-Land gegen die Unterzeichnung des Europäischen Fiskalpaktes. Ebenda, 70–71; *Kiss*: Ungarn, 331; *Walsch*: Zusammenarbeit, 57.

¹⁷⁴ Vgl. exemplarisch die in der Einleitung (Anm. 2 und 3) angeführten Artikel von *Geinitz* – *Kafsack* („Frankfurter Allgemeine Zeitung“), *Hassel* („Süddeutsche Zeitung“), *Flückiger* („Der Tagesspiegel“), *Luij* („Die Presse“), *Titz* („Der Spiegel“) und *Schmid* („Die Welt“).

¹⁷⁵ So die Darstellung bei Marcel *Schütz* – Finn-Rasmus *Bull*: Unverständene Union. Eine organisationswissenschaftliche Analyse der EU. Wiesbaden 2017, 32.

auch auf diesen Feldern mehr kooperative Kontinuität als radikale Isolation erkennen. Auch maßen die Visegrád-Staaten mit ihren EU-Außengrenzen im Osten und Südosten nicht erst seit 2015 dem Grenzschutz sowie dem Kampf gegen Menschenhandel und grenzüberschreitende Kriminalität eine besonders hohe Bedeutung zu, sondern schon mit dem EU-Beitritt 2004.¹⁷⁶

Doch auch wenn eine gesamtheitliche, nicht bloß auf die Migrationspolitik beschränkte Betrachtung der Europapolitik der Visegrád-Staaten – vor allem Ungarns – ab 2015 die Vermutungen einer Zäsur eher entkräften sollte, so erscheinen die Divergenzen mit Brüssel und Berlin dennoch geeignet, einer bereits viele Jahre zuvor einsetzenden »Krise der euroatlantischen Integration«¹⁷⁷ Nachdruck zu verleihen. Demnach würden sich die – im Falle Ungarns – ab 2015 erhobenen Vorwürfe der Einwanderungsfeindlichkeit und des Widerstands gegen die Flüchtlingsverteilung nur allzu gut in die 2011 einsetzende Kritik an der neuen Verfassung oder den Erwägungen, dem Land wegen Grundrechtsverletzungen nach Artikel 7 des EU-Vertrags das Stimmrecht zu entziehen oder auch das im Oktober 2014 verhängte US-Einreiseverbot gegen ungarische Regierungsvertreter wegen Korruptionsverdachts, fügen. Umgekehrt dürfte die Verurteilung der ungarischen Migrationspolitik seit 2015 der großen Enttäuschung über nicht erfüllte Wohlstandsversprechen durch die euroatlantische Integration aus Sicht von einer Mehrheit der Ungarn neue Nahrung gegeben haben. Und auch in den anderen drei Visegrád-Staaten, denen in den 1990er Jahren und zum Zeitpunkt des EU-Beitritts noch eine überdurchschnittliche Integrationsbereitschaft attestiert werden konnte, hätte das Jahr 2015 die existierenden Zweifel an der Lösungskompetenz der EU für sozioökonomische Probleme bestätigt.¹⁷⁸ Folglich vertiefte die

¹⁷⁶ *Joint Statement of the Heads of Government of the Visegrad Group Countries*. Prag, 4. September 2015. In: Visegrad Group. <http://www.visegradgroup.eu/calendar/2015/joint-statement-of-the-150904> (19. März 2018); *Joint Statement of the Visegrad Group on the Western Balkans*. 11. Oktober 2017. In: Visegrad Group. <http://www.visegradgroup.eu/calendar/selected-events-in-2017/v4-wb6-joint-statement> (19. März 2018). Siehe Magdalena Perkowska: Common EU external border – common threats (case of Poland, Slovakia, and Hungary). In: *Ten Years of the Visegrad Group Member States in the European Union* 93–103, hier 93–94; Walsch: Zusammenarbeit, 54–55.

¹⁷⁷ Vincze: Ungarns euroatlantische Integration, 37. *Euroatlantisch* meint demnach die Mitgliedschaft in den drei Institutionen Europarat (1990), NATO (1999) und EU (2004).

¹⁷⁸ Boris Najman – Yustyna Zanko: When political supply creates its own demand: The case of anti-EU politics in Visegrad countries. Dezember 2017, 2, 8–9. <https://www.aeweb.org/conference/2018/preliminary/paper/Q2DSBNzY> (19. März 2018); Vincze: Ungarns euroatlantische Integration, 37–38.

Migrationskrise Gräben, die zwischen einem westlichen und einem ostmittel-europäischen Teil der EU bereits vorhanden waren.

Zweifelsohne ist es auch Aufgabe der historisch-wissenschaftlichen Untersuchung, die Artikulation eines in der Bevölkerung weit verbreitenden EU-Skeptizismus dann zu problematisieren, wenn an die Stelle von konstruktiven Reformvorschlägen eine nationalistische Abschottungspolitik tritt. Im Falle Ungarns, Tschechiens und der Slowakei fand dies mit Verweis auf die Ministerpräsidenten Orbán, Fico und den bis 2013 amtierenden Premier Petr Nečas sowie vor allem die Staatspräsidenten Klaus und Zeman sowie seit dem Wahlsieg der nationalkonservativen Partei Jarosław Kaczyńskis im Oktober 2015 auch im Falle Polens in der deutschsprachigen Publizistik rege Verbreitung. Doch sind auch auf Grundlage der Diskussion in den vorangegangenen Kapiteln Zweifel angebracht, ob allen vier Regierungen auf europäischer Ebene ein konstruktiver Reformwillen abgesprochen werden kann – selbst wenn die Visegrád-Staaten mindestens migrationspolitisch in Opposition zu einigen EU-Mitgliedstaaten wie Deutschland stehen. So sprach das ambitionierte Arbeitsprogramm der slowakischen Ratspräsidentschaft in der zweiten Jahreshälfte 2016 einschließlich der Vorschläge zur Reformierung von Grenzschutz und Dublin-System eine andere Sprache. Auch hatten die Visegrád-Staaten kurz zuvor Mazedonien und Bulgarien Hilfen bei der Grenzsicherung gewährt und in enger Abstimmung mit Österreich und Slowenien die Schließung der Balkanroute betrieben.¹⁷⁹ Ob es dieses kurz darauf von Berlin und Brüssel unterstützte Vorgehen auch ohne die gemeinsame Abstimmung in der Visegráder Gruppe gegeben hätte, erscheint zweifelhaft. Somit könnte die Migrationskrise in der historischen Rückschau ein Nachweis dafür sein, dass die Regionalkooperation rund 25 Jahre nach ihrer Gründung erstmals auch gegen große Widerstände auf europäischer Ebene funktionsfähig war – zum Nutzen der Visegrád-Staaten wie auch der EU.

5. Fazit: Die Visegrád-Kooperation von 1989 bis heute

Die europäische Migrationskrise hat der 1991 begründeten Regionalkooperation zwischen den Staaten Ostmitteleuropas eine öffentliche Aufmerksamkeit beschert, die nach der hier vorgenommenen historisch-kritischen Betrachtung

¹⁷⁹ Zum Präsidentschaftsprogramm: *Priority dossiers under the Slovak EU Council Presidency*. 31. Mai 2016, 6. In: European Parliament. [http://www.europarl.europa.eu/RegData/etudes/BRIE/2016/583784/EPRS_BRI\(2016\)583784_EN.pdf](http://www.europarl.europa.eu/RegData/etudes/BRIE/2016/583784/EPRS_BRI(2016)583784_EN.pdf) (19. März 2018).

tung von Gründungszweck und den im Zeitverlauf erkennbaren Motiven Verwunderung auslöst. Aus teleologischer Perspektive wäre man heute geneigt, die Ursprünge in den jüngsten innereuropäischen Gräben bereits Anfang der 1990er Jahre zu suchen und womöglich auch zu finden. Das allerdings käme einer Absage an die Aufgabe einer historischen Arbeit gleich, Ereignisse wie Prozesse aus ihrer jeweiligen Zeit heraus zu verstehen. So wollten die drei Staaten nach der historischen Wende von 1989 und der wirtschaftlichen und militärischen Loslösung von der Sowjetunion nie ein ostmitteleuropäisches Gegengewicht etablieren. Durch Aufgreifen von Kunderas *Rückkehr nach Europa* betonte der tschechoslowakische Präsident Havel vielmehr schon im Frühjahr 1990, dass die Zukunft seines Landes und Polens sowie Ungarns im Westen, in der EG und NATO lag. Dass Ungarn dabei noch vor dem Zerfall der Sowjetunion einen Schritt weiterging und die Auflösung des Warschauer Paktes forderte, war in erster Linie der früher eingeläuteten politisch-ökonomischen Systemtransformation geschuldet. Weil diese auch stets nach Westen in Richtung euroatlantische Integration orientiert war, ist der frühe Abschluss von Handelsverträgen mit den westeuropäischen Ländern, die bereits 1990 feststellbare Umlenkung der Handelsströme vom RGW hin zur EG sowie die 1989 erfolgte Unterstützung Ungarns und Polens durch PHARE in diesem Kontext zu sehen. Mit Ausbruch der Baltischen Krise und den Spannungen in Jugoslawien – wodurch die Aussichten einer CEI-Kooperation wegfielen –, kamen zwei externe Faktoren hinzu, die eine Zusammenarbeit der drei Staaten entscheidend begünstigten. Die Einrichtung von festen Gesprächskanälen erschien ebenso zweckdienlich wie die in Richtung Moskau und Brüssel gerichtete Formulierung gemeinsamer Interessen. So verband alle drei Staaten bei Verabschiedung der Deklaration von Visegrád Anfang 1991 mehr, als sie trennte.

Das setzte sich fort, als 1991 der Augustputsch in Moskau das Drängen auf einen schnellen NATO-Beitritt, und wirtschaftliche Schwierigkeiten 1992 den Abschluss des CEFTA-Abkommens beförderten. Doch war Letzteres auch einmal mehr Mittel zum Zweck, um nach Unterzeichnung der Assoziierungsabkommen im Dezember 1991 gegenüber der EG die Fähigkeit zur Zusammenarbeit im multilateralen Rahmen zu demonstrieren. Die fehlende institutionelle Verfestigung der Regionalkooperation wiederum sollte verdeutlichen, dass keine Ersatzgemeinschaft geschaffen werden sollte.

Die für Ungarn nach der Wende einmal mehr akut gewordene Frage der Beziehung zu den ungarischen Minderheiten in den Nachbarstaaten wurde

von József Antall unter Inkaufnahme einer missverständlichen Rhetorik geregelt. Doch weil Territorialforderungen ebenso ausblieben wie eine Tabuisierung und es zum Ausbau institutionalisierter Minderheitenpflege kam, bot auch das Visegrád-Format einen Rahmen, zumindest mit der Slowakei die Streitigkeiten zu lösen; somit entstand eine Minderheiten- und Nachbarschaftspolitik neuen Typs. Mit ihr brach auch die Nachfolgeregierung unter Gyula Horn nicht, selbst wenn sie die Akzente anders setzte und bilateralen Verhandlungen mit der Slowakei und Rumänien in Form von Nachbarschaftsverträgen den Vorzug einräumte.

Einen merklichen Wandel vollzog die Visegrád-Kooperation jedoch während Horns Amtszeit (1994–1998) beziehungsweise nach der Auflösung der Tschechoslowakei zum Januar 1993. Die gesamte Phase mit Verweis auf den Wegfall von Gipfeltreffen als Krisenzeit zu bezeichnen, deren Ursache primär im Desinteresse von Mečiar und Klaus läge, erscheint jedoch fragwürdig. Eine solche Lesart lässt nicht nur die abnehmende Visegrád-Priorisierung durch Polen und Ungarn außen vor, sondern missachtet zudem das Fortbestehen des Formats auf Ministerebene bis 1996. Vor allem aber fand im CEFTA-Rahmen eine intensive Zusammenarbeit statt, und der sicherheitspolitische Gesprächskanal zwischen Ungarn, Polen und Tschechien wurde allein deshalb gepflegt, da allen drei Staaten nach 1995 eine schnelle NATO-Aufnahme in Aussicht gestellt wurde. Ohne Zweifel fielen mit der Stabilisierung der Sowjetunion und dem Ungarn direkt betreffenden Jugoslawienkrieg bis 1995 begünstigende Faktoren weg. Auch der Perspektivenwechsel der EU nach dem Kopenhagener Gipfel 1993, der den Visegrád-Staaten ihren *Avantgarde-status* nahm und auch Ländern wie Estland, Zypern und Slowenien Beitrittschancen einräumte, ließ einen offenen Wettbewerb ausbrechen. Folglich gab es 1993–1998 Krisenerscheinungen, aber ebenso Elemente der Transition bei der regionalen Kooperation.

Die Phase nach 1998 als Visegrád-Renaissance zu kennzeichnen, ist uneingeschränkt haltbar, auch wenn die Gewichtung der Voraussetzungen je nach Blickwinkel unterschiedlich ausfallen kann. Neben den Regierungswechseln in Prag, Warschau und Budapest kam vor allem den europapolitischen Weichenstellungen der neuen slowakischen Regierung eine Schlüsselrolle zu. Die Verlegung des feierlichen Gipfeltreffens 1999 nach Preßburg sollte dies unterstreichen. Die Einführung eines festen Rotationsprinzips, eines umfassenden Maßnahmenkatalogs für die zukünftige Zusammenarbeit sowie die Gründung des Visegrád Fonds waren Ausdruck eines konkreten

Kooperationswillens. Auch wenn die EU keine Sonderbehandlung gewährte, war die Intention klar: Nach Aufnahme des EU-Beitrittsprozesses (1997) und Abschluss des NATO-Beitrittsprozesses (1999) mit Ungarn, Polen und Tschechien stand auch für die Slowakei die euroatlantische Integration an oberster Stelle. Die regionale Kooperation im Visegrád-Format war dafür hilfreich.

Dass sie es auch über den NATO- und EU-Beitritt aller vier Staaten hinaus blieb und anderslautende Erwartungen durch die Deklaration von Kreamer widerlegte, darf als Beleg für die Intensität gewertet werden, mit der sich Visegrád in den über 25 Jahren nach seiner Gründung als Diskussions- und Interessensplattform entwickelt hat. Kongruente Positionen bei EU-Themen wie Finanz-, Energie-, Klimaschutz-, Erweiterungs-, Außen- und Nachbarschaftspolitik begünstigen die Zusammenarbeit auch nach Erfüllung seines ursprünglichen Gründungszwecks. Bemerkenswert ist jedoch, dass die Zusammenarbeit auf höchster Regierungsebene seit dem Streit um das ungarische „Statusgesetz“ und die Beneš-Dekrete während Orbáns erster Amtszeit keine Linderung mehr erfuhr, obwohl das ungarisch-slowakische Minderheitenproblem nach 2008 erneut aufflammte. Auch weil die Kooperation trotz bis heute fehlender gemeinsamen Russlandpolitik und einem mitunter finanz- und wirtschaftlichem Gegeneinander auf den meisten anderen Feldern unverändert fortbesteht, darf die eingangs formulierte Frage nach dem Erfolg der Visegrád-Kooperation trotz aller Entwicklungsunterschiede vorsichtig bejaht werden. Einschränkungen wären dann vorzunehmen, wenn man erwartete, dass alle vier Staaten stets mit einer gemeinsamen Stimme sprächen, und man jenseits des mittlerweile mit einem jährlichen Budget von acht Millionen Euro ausgestatteten Visegrád Fonds für Stipendien und zivilgesellschaftliche Projekte¹⁸⁰ eine umfassendere Institutionalisierung oder etwa die Errichtung gemeinsamer großer Infrastrukturprojekte forderte.¹⁸¹

Dabei dürfte gerade im fehlenden institutionellen Rahmen und in der programmatischen Offenheit und Flexibilität der größte Vorteil der Visegrád-Kooperation liegen. Dieser ermöglicht eine schnelle sowie effiziente Abstimmung und Problemlösungsstrategie, sofern ein Gleichklang der Interessen vorliegt – und schließt andernfalls langwierige Diskussionen und Entscheidungsfindungen von vornherein aus.¹⁸² Dass diese Struktur das Fortbestehen

¹⁸⁰ So die Angaben auf der offiziellen Seite des Visegrád Fonds: *About Us*. In: Visegrad Fund. <https://www.visegradfund.org/about-us/the-fund/> (19. März 2018). Vgl. *Brusis*: Spielräume, 59.

¹⁸¹ *Kuźelewska – Bartnicki – Skarzyński*: Origins, 145–146, 153–154.

¹⁸² So auch *Kiss*: Prospects of the Visegrad Cooperation, 331; *Strážay*: Visegrad, 35–36.

des Formats trotz veränderter politischer Rahmenbedingungen entscheidend begünstigt hat, wäre eine schwierig zu untersuchende, aber dennoch reizvolle Fragestellung. Ohnehin wird mit zunehmendem Abstand zum Geschehen und mit der Veröffentlichung von weiteren Regierungsdokumenten die Historisierung der Visegrád-Kooperation anhalten. Möglicherweise wird diese die gewachsene Bedeutung von Visegrád, die in der deutschsprachigen Publizistik nach 2015 vernehmbar ist, bestätigen – oder korrigieren.

Krisztina Busa, Regensburg

Dienstleister, kongeniale Mitautoren, Kulturvermittler?

Literarische Übersetzer aus dem Ungarischen ins Deutsche*

Stellen Sie sich folgendes Szenario vor: Nachdem Sie zwei Bücher in der Übersetzung von Tímea Tankó gelesen haben, hat Sie ihre Stimme gepackt, und Sie möchten mehr von ihr lesen. Sie gehen in eine Buchhandlung und bestellen weitere Bücher, die diese Berliner Übersetzerin aus dem Ungarischen ins Deutsche übertragen hat. Sie versuchen, sich ihr in der chronologischen Reihenfolge ihrer Veröffentlichungen zu nähern und lesen eine Novellenauswahl von Antal Szerb: In der Bibliothek (2006), dann die ins Deutsche übersetzten Werke von Iván Sándor: Geliebte Liv (2006), Károly Méhes: Insgeheim (2007), Krisztián Grecsó: Lange nicht gesehen (2007), Zoltán Sebők: Parasitäre Kultur (2008), Miklós Vajda: Mutterbild in amerikanischem Rahmen (2012), István Kemény: Liebe Unbekannte (2013), András Gerevich: Teiresias' Geständnisse (2013), Szilárd Rubin: Wolfgrube (2013), Szilárd Rubin: Der Eisengel (2014), Andor Endre Gelléri: Die Großwäscherei (2015), Máttyás Dunajcsik: Unterwasserstädte (2017) und Andor Endre Gelléri: Stromern (2018).¹ All diese

* Leicht überarbeitete Fassung eines Vortrages, gehalten am 7. Juni 2018 auf dem XI. Internationalen Kongress der Germanisten Rumäniens, in der Sektion „Interkulturalität in Aktion“ des Ungarischen Instituts der Universität Regensburg und der Christlichen Universität Partium in Großwardein (*Oradea, Nagyvárad*).

¹ Bibliografische Angaben der Übersetzungen von Tímea Tankó: Antal Szerb: In der Bibliothek. München 2006 (*Szerelem a palackban*); Iván Sándor: Geliebte Liv. München 2006 (*Drága Liv*); Károly Méhes: Insgeheim. Klagenfurt 2007 (*Lassan minden titok*); Krisztián Grecsó: Lange nicht gesehen. Berlin 2007 (*Isten hozott*); Zoltán Sebők: Parasitäre Kultur. Berlin 2008 (*Élősködő kultúra*); Miklós Vajda: Mutterbild in amerikanischem Rahmen. Wien 2012 (*Anyakép, amerikai keretben*); István Kemény: Liebe Unbekannte. Wien 2013 (*Kedves ismeretlen*); András Gerevich: Teiresias' Geständnisse. Stuttgart 2013, gemeinsam mit Orsolya Kalász und Monika Rinck (Lyrikauswahl aus den Bänden „Férfiak“ und „Barátok“ sowie weitere unveröffentlichte Gedichte); Szilárd Rubin: Wolfgrube. Berlin 2013 (*Multság a farkasveremben*); Szilárd Rubin: Der Eisengel. Berlin 2014 (*Aprószentek*); Andor

Bücher stehen dann in Ihrem Regal eingereiht unter „T“ – für Tankó. Aufmerksam verfolgen Sie die literarischen Feuilletons, wann wieder ein Werk in ihrer Übersetzung auf den Markt gebracht wird. Sie behandeln also die Übersetzerin als eine Autorin, verleihen ihren Texten einen Werkcharakter als eigenständige Sprachleistung und rücken ab von der Fokussierung auf die Originalautoren, diese haben schließlich in diesen deutschsprachigen Büchern keine einzige Zeile verfasst. Und wenn Sie schon so angefangen haben, wollen Sie ganze Arbeit leisten und ordnen alle übersetzten Bücher um und sortieren sie nach den Namen der Übersetzerinnen und Übersetzer.

Auf dem Umschlag der Bücher finden sie allerdings die Namen nie, bei den neueren Ausgaben stehen sie immerhin auf dem Titelblatt, bei älteren kleingedruckt rückseitig, auf der Impressumseite, bei manchen Ausgaben finden Sie sie gar nicht. Ihre Bibliothek nimmt deutlich neue Konturen an, der Bereich beispielsweise für Terézia Mora wächst deutlich. Neben ihren auf Deutsch verfassten Werken stehen nun ihre Übersetzungen, die Bücher von Sándor Márai können Sie demnächst unter 15 bis 20 unterschiedlichen Übersetzernamen suchen. Manches Kopfzerbrechen bereiten Romane wie von Imre Kertész: „Kaddisch für ein nicht geborenes Kind“, dessen ersten Teil der Verlag wegen der nahenden Frankfurter Buchmesse durch György Buda, den zweiten Teil durch Kristin Schwamm übersetzen ließ.² Ein näherer Blick verrät, dass dies für fast die Hälfte aller übersetzten Bücher von Kertész gilt, und Sie manche dreiteilen müssten – wenn Sie nur wüssten, wo die Grenzen zu ziehen sind.

Durch dieses Gedankenexperiment, das für die meisten von uns eindeutig zu weit gehen würde, möchte ich dazu anregen, den Zwischenbereich zwischen den zwei Extremen, *Übersetzer müssen unsichtbar sein* und *Übersetzer sind kongeniale Mitautoren*, näher zu betrachten.

Innerhalb der systematischen Beschäftigung mit der *literarischen Übersetzung* setzte zwischen 1985 und 1996 der Sonderforschungsbereich 309 der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) in Göttingen deutliche Akzente, woran auch der Professor für Finnougristik János Gulya beteiligt war. Die Figur des Übersetzers stand allerdings bei diesen Forschungen noch nicht im Mittelpunkt. Erst in den letzten zehn Jahren, durch die Arbeiten am digitalen

Endre Gelléri: Die Großwäscherei. Berlin 2015 (*A nagymosoda*); Mátyás Dunajcsik: Unterwasserstädte. Stuttgart 2017, zusammen mit Lacy Kornitzer (*Balbec Beach*); Andor Endre Gelléri: Stromern. Berlin 2018 (*Gelléri Andor Endre összegyűjtött novellái*).

² Edit Gergely: Eredetileg fordító vagyok... (Buda György). http://www.terasz.hu/main.php?id=egyeb&page=cikk&cikk_id=8473 (8. März 2019).

Germersheimer Übersetzerlexikon an der Johannes-Gutenberg-Universität zu Mainz hat die wissenschaftliche Beschäftigung mit Übersetzern selbst und ihren Œuvres in Deutschland wichtige Impulse erfahren. Das bisherige Fehlen eines solchen Lexikons macht deutlich, dass das Ansehen des zweitältesten Gewerbes der Welt nicht sehr hoch ist und zeigt, wie stark unser Autorenbild von der romantischen Vorstellung einer unverwechselbaren Autorenstimme geprägt ist. Roland Barthes hat in seinem Aufsatz „Der Tod des Autors“³ schon Mitte der 1960er Jahre klar den Autor als maßgebliche sinnstiftende Instanz in den Hintergrund treten lassen, um der Schrift und dem Leser Raum zu geben. Trotzdem fällt es uns weiterhin schwer, den Gedanken zuzulassen, dass Übersetzer durch die sprachlich-kulturelle Übertragung das Originalwerk verändern und als Teil des Machtdreiecks Autor – Verlag/Leser – Übersetzer⁴ zielkulturellen Erwartungen anpassen. Die tiefsitzende Angst vor Fälschung, vor dem betrogen werden innerhalb des Übersetzungsprozesses machen Metaphern wie *der unsichtbare Übersetzer* und Konzepte wie *Treue gegenüber dem Original* sehr zählebig. Eine Übersetzungskritik, die mit klaren Kriterien vorgeht und nicht nur Floskeln wie *hervorragend übertragen* verteilt, existiert nicht. Die Übersetzung wird in Besprechungen in der Regel nur dann ausführlicher erwähnt, wenn es um offensichtliche Fehler geht, es gibt jedoch noch kein entwickeltes Instrumentarium, das sich mit den Stärken einer Übersetzung auseinandersetzen würde.⁵

Die biobibliografische Recherche zu den Werken schon verstorbener Übersetzer ist ein wichtiger Anfangsschritt, den die Beiträge des erwähnten Germersheimer Übersetzerlexikons unternehmen wollen. In den meisten Fällen existieren zu vielen Nur-Übersetzern, die keine eigenen literarischen Werke verfasst haben, sehr wenige zuverlässige Informationen. Ohne diese

³ Roland Barthes: Der Tod des Autors. In: Texte zur Theorie der Autorschaft. Hgg. Fotis Jan-nidis [u. a.]. Stuttgart 2000, 185–193.

⁴ György Buda: Lajos Parti Nagy übersetzend – ein Mausoleum zwischen Budapest und Wien und ? In: Übersetzen 36 (2002) 2, 5–6, hier 6.

⁵ Lars Kleberg beschreibt eine Tagung aus dem Jahr 1998, bei der die Frage nach den Stärken von Übersetzungen thematisiert worden ist. Diese galt als Auslöser für das Projekt des digitalen schwedischen Übersetzerlexikons; letzteres inspirierte auch das Germersheimer Projekt. Lars Kleberg: Für eine Übersetzungsgeschichte von unten. Anmerkungen zur schwedischen Literaturgeschichtsschreibung und zum Projekt eines digitalen schwedischen Übersetzerlexikons. In: *Übersetzer als Entdecker. Ihr Leben und Werk als Gegenstand trans-lationswissenschaftlicher und literaturgeschichtlicher Forschung*. Hgg. Andreas F. Kelletat, Aleksey Tashinskiy. Berlin 2014, 17–26, hier 22. Die Sektion „Kritik der Übersetzungskritik“ im Rahmen des 5. Germersheimer Symposiums „Wie ist das übersetzt?“ Analyse und Beschreibung des translatorischen Œuvres“ im Juni 2017 lässt auf Vorschritte hoffen.

Angaben ist es jedoch nicht möglich, die Art der Zweisprachigkeit der Übersetzer, ihre Sprachentwicklung nachzuvollziehen und ihre sprachlich-kulturelle Vermittlerarbeit einzuschätzen und zu würdigen. Die zwei- bis vierseitigen Beiträge im Germersheimer Lexikon enthalten zur Biografie jedes Übersetzers eine Lebensgeschichte, Angaben zur Laufbahn und eine Einschätzung des Werkes. Der bibliografische Teil versammelt eine vollständige Auflistung der Werke der Übersetzer: gedruckte Bücher, übersetzte Theaterstücke, Beiträge in Anthologien und Zeitschriften sowie in Archiven öffentlich zugängliche Manuskripte.⁶

Im Germersheimer Übersetzerlexikon steht bisher über die Übersetzer aus dem Ungarischen nur ein Eintrag von Christine Schlosser über Stefan I. Klein (1889–1960)⁷ zu lesen. Klein vermittelte in der Zwischenkriegszeit moderne ungarische Autoren in Deutschland, vor allem in seiner Frankfurter Zeit zwischen 1919–1933. Weitere Beiträge von Christine Schlosser sind über Heinrich Horvát (1877–1947) und Jenő Mohácsi (1886–1944) in Arbeit.⁸ Die Tatsache, dass sehr wenig Informationen über die Übersetzerinnen und Übersetzer vorhanden sind, kann auch für Studierende motivierend sein und ihren Findergeist wecken, über einen eher unbekanntem Übersetzer Neuigkeiten herauszufinden und sich am Ende selbst als Beiträger am Übersetzerlexikon zu beteiligen.⁹

Am Beispiel eines aktiven Übersetzers möchte ich nun einige typische Wendungen einer Übersetzerkarriere in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vorstellen. Der heute in Wien lebende Übersetzer György Buda wurde 1945 in Hutthurm, in der Nähe von Passau, geboren, kam als Baby nach Ungarn und lebte bis zu seinem elften Lebensjahr in Ödenburg (*Sopron*). Sein Großvater war Direktor des ersten ungarischen Kohlebergwerks bei Ödenburg, in Brennbérg (*Brennbergbánya*), sein Vater arbeitete auf den westungarischen Ölfeldern in Zala, sein Onkel war Geologe. Die zu Hause vorherr-

⁶ Leitfaden zu den Beiträgen im Germersheimer Übersetzerlexikon: Andreas F. Kelletat – Aleksey Tashinskiy: Entdeckung der Übersetzer. Stand und Perspektiven des Germersheimer Übersetzerlexikons. In: *Übersetzer als Entdecker* 7–16, hier 14–16.

⁷ http://www.uelex.de/artiklar/Stefan_I._KLEIN (8. März 2019).

⁸ *Germersheimer Übersetzerlexikon. Artikel in Arbeit*. http://www.uelex.de/artiklar/Artikel_in_Arbeit (8. März 2019).

⁹ Siehe den Bericht von Julia Boguna: Lernt man das Übersetzen durch Übersetzerforschung? Ein Germersheimer Lehr- und Lernexperiment. In: *Übersetzerforschung. Neue Beiträge zur Literatur- und Kulturgeschichte des Übersetzens*. Hgg. Andreas F. Kelletat [u. a.]. Berlin 2016, 201–214, hier 212–213.

schenden Themen waren die Natur, Jagd und Geologie, nicht die Literatur.¹⁰ In einem Interview betont Buda trotzdem, wie wichtig für seine übersetzerische Arbeit diese Prägung war, indem er hervorhebt, dass er seine Sinne durch Naturbeobachtungen schärfen konnte: Einem Geologen ähnlich, der die teilweise bis zur Unkenntlichkeit ineinander verkeilten Erd- und Steinschichten untersucht, analysiere er die sprachlichen Schichten.¹¹ Im November 1956 verließ die Familie Ungarn, und es folgten mehrere Stationen in Österreich: Wien (Gymnasium Strebersdorf), dann Judenau, Tulln, Innsbruck. Schließlich legte Buda in Deutschland, im ungarischen Gymnasium von Burg Kastl bei Amberg in der Oberpfalz, 1967 sein Abitur ab.¹²

Der Fünftklässler, der in Ödenburg gerade angefangen hatte, Russisch zu lernen, musste nun Deutsch, Englisch und Latein als neue Herausforderungen annehmen. Seine anfängliche Abneigung gegenüber dem Deutschen – »Ich lerne keine Eselssprache«¹³ – legte sich mit der Zeit. Im bayerischen Gymnasium war schon eine Sprache, Latein, sein Lieblingsfach, und hier entstanden seine ersten Jugendgedichte. Nach dem Abitur kehrte er nach Wien zurück, wo es ihm gelang den Wehrdienst zu umgehen; er wagte es aber nicht, sich einem Sprachstudium hinzugeben. Was einem so viel Spaß mache, damit könne man sicherlich kein Geld verdienen. Mit dieser – nicht nur zu seiner Zeit – realistischen Einschätzung studierte er Geologie, im Nebenfach Paläontologie in Wien. Während seines Studiums jobbte er in der Braunkohleforschung, lernte seine Frau kennen, die Mathematikerin ist, und bald kamen ihre Söhne auf die Welt. Die Firma, bei der Buda arbeitete, ging Pleite, seine Frau hatte jedoch eine gute Anstellung, und so blieb er mit den Kindern zu Hause.

In dieser Zeit entstand Budas erste literarische Übersetzung, die auch in der Zeitung „Die Presse“ veröffentlicht wurde: eine Novelle von Dezső Monoszlóy. Die literarische Übersetzung galt jedoch zuerst als Hobby; zum Broterwerb half er als Übersetzer von Fachtexten bei einer vereidigten Übersetzerin aus. Der nächste Schritt zur Professionalisierung erfolgte ebenfalls im Verborgenen: auch vor seinen Söhnen verheimlicht, absolvierte er, schon über vierzigjährig, die Übersetzer- und Dolmetscherausbildung in Wien.

¹⁰ Für die folgenden biografischen Ausführungen: Júlia Szászi: Buda György. A Kaddis első osztrák fordítója. In: Dies.: Arcok a Lajtán túlról – Sikeres magyarok Ausztriában. Budapest 2006, 123–128, hier 124.

¹¹ *Gergely*: Eredetileg fordító vagyok.

¹² <https://www.kastlalumni.eu/burg-kastl/1958/1967> (8. März 2019).

¹³ Szászi: Arcok, 124.

Zwanzig Jahre nach der ersten Veröffentlichung erhielt Buda 1992 nach einem glücklichen Zufall seinen nächsten Auftrag. Nachdem er in einem Spanienurlaub das Buch von Imre Kertész „Ein Kaddisch für ein nicht geborenes Kind“ gelesen und für sich zwanzig Seiten übersetzt hatte, schickte er die Übersetzung an den Rowohlt Verlag. Erst nach langer Zeit kam eine Reaktion, mit einem an einen extrem kurzen Abgabetermin gekoppelten Auftrag, da die Frankfurter Buchmesse nahte. Buda übersetzte nun die erste Hälfte des Romans, mit der zweiten Hälfte wurde Kristin Schwamm beauftragt. Wie sich später herausstellte, war Budas Sendung so überzeugend, dass sie eine schon vorliegende fertige Übersetzung aus dem Rennen warf. Es ist jedoch bezeichnend für sein damaliges Selbstverständnis, dass er auf die Nachfrage des Lektors, wen er denn in Buda begrüßen könne, antwortete, er sei *Hausmann* (ungarisch: *háztartásbeli*). Schließlich schloss sich der Kreis: Er arbeitete zwischen 2001 und 2013 als Lektor am Zentrum für Translationswissenschaft der Universität Wien, seiner ehemaligen Ausbildungsstätte, und trug so auch zur Weiterbildung der nachkommenden Übersetzergeneration bei.¹⁴

Die Lage der Übersetzer ist nicht solitär, und die Autoren der Originalwerke sind, was die finanzielle Anerkennung anbelangt, oft in einer ähnlich prekären Lage. Man könnte etliche Autoren aufzählen, die vor oder neben ihrer schriftstellerischen Tätigkeit auch übersetzt haben. Die Konstellation Autor *und* Übersetzer hat sogar eine ziemlich lange und sehr fruchtbare Tradition, und zwar nicht nur in der ungarischen Literatur. August Wilhelm Schlegel, Ludwig Tieck, János Arany oder Mihály Vörösmarty, die Shakespeare übersetzen: Da nehmen sich anerkannte Dichter eines ebenfalls anerkannten Autors an. Paul Celan, Mihály Babits, Dezső Kosztolányi, Miklós Radnóti können ihre literarischen Übersetzungen ohne weiteres in ihr Œuvre integrieren.

Literarischen Übersetzern, die keine oder noch keine Autoren sind, wird jedoch am Anfang ihrer Tätigkeit diese Wertschätzung nicht zuteil. Man meldet sich als eher unbekannt(e)r Übersetzer oder Übersetzerin und setzt sich für einen im Zielsprachenland unbekanntem fremdsprachigen Autor ein: ein waghalsiges Unternehmen. Eine Einsendung an einen Verlag mit einem übersetzten Textausschnitt muss als Eigenwerbung auf eigene Kosten erfolgen und wird von den Verlagen als eine Bitte um einen Auftrag wahrgenommen. Unisono machen die meisten Übersetzer die Erfahrung, dass man bei dieser

¹⁴ Die Auflistung seiner Veranstaltungen siehe unter <https://ufind.univie.ac.at/de/person.html?id=24932&teaching=true> (10. März 2019).

Vorgehensweise eine sehr hohe Frustrationstoleranz braucht, in der Hoffnung auf den Glücksfall, dass ein Verlag sich darauf einlässt. Solche Glücksfälle stehen häufig am Anfang einer Übersetzerkarriere: Bei György Buda war es der Roman „Kaddisch für das nicht geborene Kind“ war, bei der eingangs erwähnten Berliner Übersetzerin Timea Tankó „In der Bibliothek“, die ebenfalls im richtigen Moment eingesandte Novellenauswahl von Antal Szerb.

Eine gängige Art für eine solche *Bewerbungsmappe* ist die Herausgabe einer Anthologie oder einer Zeitschriftensondernummer.¹⁵ Auch György Buda ging diesen Weg, als er 2005 mit Nils Jensen die Doppelnummer 135/136 der österreichischen Zeitschrift „Podium“ zusammenstellte, für die er alle darin enthaltenen Texte selbstübersetzte.¹⁶ Die Auswahlkriterien waren nicht unbedingt repräsentativ: Wichtig war, auch Autoren aus den ungarischen Minderheitengebieten auszuwählen: aus der Slowakei Lajos Grendel, Zoltán Hizsnyai und Mila Haugová mit ungarischsprachigen Gedichten sowie Zsolt Láng aus Siebenbürgen und Ottó Tolnai aus der Vojvodina. Es ging um aktive Autoren, die man fragen konnte, mit denen ein Dialog möglich war, und die mit Texten vertreten waren, die auf Deutsch noch nicht erschienen waren. Buda stellt sie in seinem Vorwort selbst vor; die wenigen Zeilen lesen sich jeweils wie herzliche Umarmungen.¹⁷ Die Leser erhalten kurze Einblicke in die Übersetzerwerkstatt, in der neben intensiver Arbeit die menschlichen Begegnungen mit den Autorinnen und Autoren großgeschrieben werden.

Dieser persönliche Kontakt, der seit dem politischen Umbruch um 1989/1990 zum Glück viel einfacher möglich ist, kommt den Texten zugute. Buda erwähnt die sehr intensive Zusammenarbeit mit Kertész an dem Kaddisch-Roman, und mit ihm geht es um einen Autor, der selbst über eine jahrelange übersetzerische Erfahrung aus dem Deutschen ins Ungarische verfügte. Je nachdem, wie gründlich das Lektorat in der Originalsprache ausfiel, ist der Übersetzer oder die Übersetzerin der strengste Leser des Textes, er

¹⁵ Vgl. Edit *Gergely*: Magyar antológia a Pódiumon. Buda György fordításkötete. http://uj.terasz.hu/main.php?id=egyeb&page=cikk&cikk_id=8454 (10. März 2019).

¹⁶ Podium 2005/135/136. Thema Ungarn. Prosa, Lyrik, Drama, Essay. Redaktion György Buda und Nils Jensen 2005. Das Muster, dass die Redakteure von bilateralen Anthologien auch die Übersetzer selbst sind, kann schon beim überwiegenden Teil der deutschsprachigen Anthologien ungarischer Gedichte im 19. Jahrhundert beobachtet werden. Norbert *Lossau* – Christine *Schlosser*: Von Balassi bis Ady: Ungarische Versdichtung in deutschen Übersetzungsanthologien (1825–1914). In: Anthologie und interkulturelle Rezeption. Hgg. János Gulya, Norbert Lossau. Frankfurt/Main 1994, 91–113, hier 113.

¹⁷ György *Buda*: Vorwort des Übersetzers. In: Podium 2005/135/136, 7–12, hier 9–12.

merkt bei der Übersetzung Unstimmigkeiten und Fehler.¹⁸ Man könnte deshalb behaupten, die ausgereifteste Version eines Originaltextes entsteht erst nach mehreren fremdsprachigen Übersetzungen in der zweiten oder dritten Auflage.

Wie sehr die Übersetzungsarbeit auch heute noch um ihre Anerkennung kämpfen muss, verdeutlicht die Laudatio von Zoltán Fónagy, dem Direktor des Collegium Hungaricum in Wien, die er 2008 anlässlich der Verleihung des Ritterkreuzes der Republik Ungarn an György Buda hielt: »Ich glaube, die Beschäftigung mit Literatur, die Literaturübersetzung ist für ihn ein sehr ernst genommenes Spiel, eine geistige Herausforderung, ein Spaß, für den er – im günstigen Fall – auch noch bezahlt wird. Und es ziehen ihn als echten Spieler natürlich große Einsätze an. Es ist kein Zufall, dass unter den von ihm übersetzten Autoren die größten Sprachjongleure der zeitgenössischen ungarischen Literatur zu finden sind. Neben Péter Esterházy zum Beispiel Lajos Parti Nagy.«¹⁹ Es ist anzunehmen, dass bei Fónagy die ironische Distanzierung in seiner gesprochenen Rede zu hören war. Trotzdem würde man heutzutage von einem Dirigenten, einer SchauspielerIn wohl nicht erwarten, dass sie umsonst arbeiten, nur weil sie Spaß an ihrer Tätigkeit haben.

Würdigungen und Preisreden sind neben Vorworten und Nachworten von Anthologien oder den schon erwähnten Zeitschriftensondernummern fast die einzigen Quellen, die man in Bezug auf Übersetzer und Übersetzerinnen auswerten kann, wenn Nachlässe und Korrespondenzen fehlen. Zum Glück wurde György Buda 2013 ein weiterer hoher Preis, der Österreichische Staatspreis verliehen, und dazu schickten ihm einige der von ihm übersetzten Autoren und Autorinnen Grußbotschaften – wieder eine seltene, aber wichtige Quelle in Bezug auf die Übersetzer. Hier möchte ich Lajos Parti Nagy zitieren, dessen Texte oft einen gesprochenen Sprachstil aufweisen und dessen Bühnenstück „Mausoleum“ György Buda sogar in das oberdeutsche Idiom übertragen hat. Es ist eine der wenigen Ausnahmen, da die meisten Auftraggeber deutsche Verlage sind und ihr wirtschaftliches Interesse verlangt, dass die Übersetzungen von Hamburg bis Salzburg verstanden werden können. Parti Nagy schreibt 2013 als Grußbotschaft eine fiktive Postkarte an György

¹⁸ Vgl. László Darvasis Grußbotschaft anlässlich der Verleihung des Österreichischen Staatspreises 2013 an György Buda: *Buda György köszöntése. Tudósítás, 26. Oktober 2013*. In: *litera*. <http://www.litera.hu/hirek/buda-gyorgy-koszontese> (10. März 2019).

¹⁹ Zoltán Fónagy: Laudation auf György Buda zum Ritterkreuz des Verdienstordens der Republik Ungarn, 17. November 2008 (gekürzte Fassung). In: *Übersetzen* 42 (2009) Januar-Juni, 8–9, hier 9.

Buda: »Darüber, wie wichtig Du für mich bist, sowohl als Freund, Gyuri,²⁰ als auch als Institution – Buda-Werke –, dass egal was ich schreibe, wenn es ins Deutsche zu überbiegen ist (sorry), kann ich sicher sein, dass sobald es auf GyuriBudaisch erklingt, es gut klingen wird, so als hätte ich es auf Deutsch schreiben wollen, sogar auf Österreichisch. Ich mag meine Texte auf Österreichisch, wenn dein Name darunter steht.«²¹

Verfechter des Konzepts des unsichtbaren Übersetzers und der illusionistischen Übersetzungsmethode, das danach strebt, die Übersetzung solle die Illusion erwecken, dass sie ein Originalwerk der Zielliteratur sei, tragen oft vor, es wäre ein Lob, wenn man den Übersetzer beziehungsweise die Übersetzerin nicht bemerken würde. Im obigen Zitat wird jedoch klar, dass Lajos Parti Nagy zu den wenigen Autoren gehört, die die eigene Stimme ihrer Übersetzer schätzen. In seinem Stück „Mausoleum“ haben die Figuren – in der Übersetzung – anstatt *pesterische* Namen »eine Komposition von Namen aus der Monarchie«.²² Das Stück spielt statt in Pest keinesfalls in Wien, sondern in einer für die Übersetzung erfundenen »Zwischenstadt des Zwischenreiches«²³ – und die Figuren reden anstatt des Pester Slangs in der deutschen Übersetzung keinesfalls Wienerisch, sondern mit wienerischem Einschlag *GyuriBudaisch*. Der Illusionismus wird durchbrochen: Diese »kulturschaffende Differenz«²⁴ macht die Arbeit eines Übersetzers, einer Übersetzerin sichtbar, und die Analyse beginnt, spannend zu werden.

Zusammenfassend lässt sich anmerken, dass es wohl eher untypisch war, György Buda vorzustellen. In den meisten Fällen haben wir es nämlich mit

²⁰ *Gyuri* ist auf Ungarisch der Spitzname von György.

²¹ Lajos Parti Nagys Grußbotschaft anlässlich der Verleihung des Österreichischen Staatspreises 2013 an György Buda [Übersetzung: K. B.]: *Buda György köszöntése*. Auf Ungarisch: »Arról, hogy mennyire fontos vagy nekem, úgy is, mint barát, Gyuri, és úgy is, mint intézmény – Buda-Művek –, hogy ha bármit írok, ami lefordulandható (bocs) németre, biztos lehetek benne, ha budagyuriul szólal meg, jól fog szólni, úgy, ahogy németül akarhattam volna, sőt: osztrákul. Én szeretem osztrákul a szövegeimet, ha a te neved van alattuk.« In diesem Zitat steckt ein Sprachspiel: Auf Ungarisch verwendet Parti Nagy für das hier neu gebildete *überbiegen* das Wort »lefordulandható«. In diesem ebenfalls nicht existierenden Wort stecken drei Ausdrücke: 1. *dies kann man auf Deutsch übersetzen*, 2. *dies sollte auf Deutsch übersetzt werden* und 3. *abbiegen*. Auf Deutsch kann *etwas ist ins Deutsche zu übersetzen* sowohl *dies kann man* als auch *dies sollte man übersetzen* bedeuten. So eignet sich das Wort *überbiegen* einigermaßen, alle drei Bedeutungen und den Sprachwitz hinüberzuretten.

²² Buda: Lajos Parti Nagy übersetzend, 6.

²³ Ebenda.

²⁴ Sonderforschungsbereich „Die literarische Übersetzung“. Georg-August-Universität Göttingen. Hauptantrag 1985–86–87, 20. <https://www.uni-goettingen.de/de/24+seiten+sfb-programm/546292.html> (10. März 2019).

Übersetzerinnen zu tun. Seine Karriereschritte sind wiederum charakteristisch: Literarische Übersetzung als Hobby, dann in erster Linie Fachübersetzer, späte Professionalisierung, um erst durch die Konjunktur nach dem politischen Umbruch 1989/1990 dank eines Glücksfalls durchzustarten. Die Tatsache, dass er Ungarn 1956 als Kind verließ, bietet ein Muster, das wir auch bei Übersetzerinnen wie Zsuzsanna Gahse und Christina Viragh vorfinden. Die auf der individuellen Ebene schwer erkämpften Anpassungsleistungen tragen seit mehreren Jahrzehnten Früchte für die deutsch-ungarische Literaturvermittlung.

Henrietta Szenderszki, Großwardein

Deutsch-ungarische Erinnerungsdiskurse in der Rezeption der ungarischen Gegenwartsliteratur*

Dieser Forschungsbericht konzentriert sich auf die Analyse der Werke zeitgenössischer ungarischer Autoren, die ins Deutsche übersetzt wurden. Er untersucht und bewertet vor allem die in deutschen Zeitungen und Zeitschriften erschienenen Rezensionen dieser Werke.

Die Untersuchung basiert auf der Verarbeitung eines Korpus des Ungarischen Instituts der Universität Regensburg. Das verarbeitete Material wurde während eines Regensburger Stipendiaufenthaltes im September 2017 gesammelt. Die Sammlung besteht überwiegend aus belletristischen Werken ungarischer Autoren, die ins Deutsche übersetzt wurden. Sie beinhaltet Werke vieler Autoren der zeitgenössischen ungarischen Literatur, unter anderem von Zsófia Bán, Szilárd Borbély, László Darvasi, György Dragomán, Tibor Déry, Péter Esterházy und László Garaczi. Die Sammlung umfasst neben den Übersetzungen Rezensionen einzelner Werke, die in deutschsprachigen Zeitungen erschienen sind.

Diese „Sondersammlung Ungarische Literatur in deutscher Sprache“ (vormals „Ehinger Bibliothek“) gilt als Ausgangspunkt für die vorliegende Arbeit, in der zwei Romane und ihre Rezensionen analysiert werden. Darüber hinaus werden Besprechungen aus ungarischen Zeitungen herangezogen, die eine andere Annäherungsweise an die Romane anbieten.

In der gegenwärtigen Phase der Forschung ist feststellbar, dass mehrere zeitgenössische ungarische Werke sich mit den Themen *Identität* und *kollektives Gedächtnis* beschäftigen, so dass *multikulturelle Koexistenz*, *Identitätssuche*, *Erinnerung* oft behandelt werden. Im Mittelpunkt vieler kulturwissen-

* Überarbeitete Fassung eines Vortrages, gehalten am 6. Juni 2018 auf dem XI. Internationalen Kongress der Germanisten Rumäniens, in der Sektion „Interkulturalität in Aktion“ des Ungarischen Instituts der Universität Regensburg und der Christlichen Universität Partium in Großwardein (*Oradea, Nagyvárad*).

schaftlicher Studien steht immer öfter die Verflechtung von Identität und Erinnerung beziehungsweise die identitätsstiftende Wirkung von Erinnerung. Nach Jan Assmann, Maurice Halbwachs und Pierre Nora versuchen nationale Kulturen ihren eigenen Gedenkkanon zu schaffen, indem sie ihre *Orte, Denkmäler* und *Texte* erfassen, die das kulturelle Gedächtnis einer Gemeinschaft bilden.¹

Mit der Gedächtnisproblematik beschäftigen sich heute die unterschiedlichsten gesellschaftlichen Diskurse, kulturellen Symbolsysteme und wissenschaftlichen Zweige. Erinnerungspraxis und deren Reflexion ist um die Jahrtausendwende zu einem gesamt-kulturellen, interdisziplinären und internationalen Phänomen geworden. *Erinnern* und *Vergessen* werden in der zeitgenössischen Literatur und Kunst inszeniert. *Gedächtnis* stellt geradezu ein Topthema in Tages- und Wochenzeitungen dar, es ist ein kontroverser Diskussionsgegenstand in Politik und Öffentlichkeit, zugleich »Leitbegriff der Kulturwissenschaften« interdisziplinärer Ausrichtung.²

Mit dem Begriff des *kulturellen Gedächtnisses* hat am Ende der 1980er Jahren Jan Assmann eine grundlegende Theorie eingeführt. Zentrale Voraussetzung des Assmannschen Konzeptes ist die begriffliche Trennung zweier Register des kollektiven Gedächtnisses. Diese sind das kommunikative und das kulturelle Gedächtnis. Assmann definiert das kollektive Gedächtnis und kulturelle Identität folgendermaßen: »Unter dem Begriff kulturelles Gedächtnis fassen wir den jeder Gesellschaft und jeder Epoche eigentümlichen Bestand an Wiedergebrauchs-Texten, -Bildern und -Riten zusammen, in deren ›Pflege‹ sie ihr Selbstbild stabilisiert und vermittelt, ein kollektiv geteiltes Wissen vorzugsweise (aber nicht ausschließlich) über die Vergangenheit, auf das eine Gruppe ihr Bewußtsein von Einheit und Eigenart stützt.«³

Das zentrale Thema der Romane „Der Scheiterhaufen“ von György Dragomán und „Blumenfresser“ von László Darvasi sind die Erinnerung und das kulturelle Gedächtnis. Im Folgenden konzentriert sich die Arbeit auf die Analyse und Interpretation dieser Werke aufgrund von verschiedenen Rezensionen, die aus der Perspektive der Erinnerungsdiskurse relevant sind.

¹ Vgl. z. B. Jan Assmann: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München 1992.

² Astrid Erll: *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*. Stuttgart 2017, 1.

³ Jan Assmann: *Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität*. In: *Kultur und Gedächtnis*. Hgg. J. Assmann, Tonio Hölscher. Frankfurt am Main 1988, 9–19, hier 15.

Erinnerung im Roman „Der Scheiterhaufen“

György Dragomán ist ein bedeutender Autor der ungarischen Gegenwartsliteratur. Sein Roman „Der Scheiterhaufen“ (*Máglya*) ist 2014 erschienen und wurde von Lacy Kornitzer aus dem Ungarischen ins Deutsche übersetzt.⁴ Im „Tagesspiegel“ äußert sich Tobias Schwartz über Dragomán wie folgt: »Neben den vertrauten Namen von Péter Nádas, László Krasznahorkai oder Péter Esterházy sind auch László Darvasi („Blumenfresser“), Ferenc Barnás („Der Neunte“) oder Szilárd Borbély („Die Mittellosen“) als ihm ebenbürtige Autoren zu nennen.«⁵

Der Roman „Der Scheiterhaufen“ spielt in Rumänien in der Zeit kurz nach dem Sturz des Diktators Nicolae Ceaușescu. Emma, die dreizehnjährige Vollwaise, ist die Protagonistin und Ich-Erzählerin des Romans. Ihre Eltern sind bei einem Autounfall gestorben; sie wird von einer alten Frau aus dem Internat geholt, die vorgibt, ihre Großmutter zu sein. Sie hat nichts über ihre Großmutter gewusst, doch verlässt sie das Internat mit ihr. Mit Emma erlebt der Leser alles in der Gegenwart, während die Vergangenheit nur in der Erinnerung vorkommt. Bei der Großmutter erwarten Emma ein neues Heim, neue Schule, neue Freunde und Feinde. Zwischen den beiden Frauen wird sich eine enge Beziehung entwickeln. Emma lernt die Magie des Alltags und die Zeremonien kennen: Sie und ihre Großmutter zaubern mit Mehl und Schnee, mit Brot und Feuer, und im Laufe der erzählten Zeitspanne von etwa zwei Jahren wird das Kind Emma zur Frau. Sie erfährt die erste Liebe, lernt und versteht die Geheimnisse seiner Familie.

Paul Jandl schreibt über den Roman in der Zeitung „Die Welt“ folgendes: »Wer hat auf welcher Seite gestanden? Wer war Verräter und wer Verratener? Die Grenzen verschwimmen und sie werden auch nicht klarer, wenn Hecken schützen ihre Gewehrsalven in die Menge schießen. [...] Emma verliebt sich in Péter, den Kerl mit dem Motorrad und dem Falken, und die Großmutter wird von der Sache mit Miklós wieder eingeholt, ihrer ersten großen Liebe. Nach und nach und wie entrückt, erzählt sie von der aus dem Getto geflohenen jüdischen Familie, die man damals im Holzschuppen versteckt hat. Und als wäre die Vergangenheit noch anwesend, ist es Emma streng verboten, den

⁴ György Dragomán: *Der Scheiterhaufen*. Aus dem Ungarischen von Lacy Kornitzer. Berlin 2015.

⁵ Tobias Schwartz: *Träumen unter Hexen*. Roman „Der Scheiterhaufen“. In: *Der Tagesspiegel*, 5. Oktober 2015. <https://www.tagesspiegel.de/kultur/roman-der-scheiterhaufen-traeumen-unter-hexen/12404040.html> (12. März 2019).

Schuppen zu betreten. Diese Geschichte ist die wie eine Wunde offene Leerstelle des Romans, und es stellt sich die Frage nach der Erinnerung. György Dragomán's Roman ist durchzogen von Metaphern der Flüchtigkeit. Der Sand spielt eine Rolle und der Staub. Oft steht die Großmutter in der Küche, zeichnet Bilder ins Mehl, das auf dem Küchentisch ausgeschüttet ist, verwischt sie wieder und zeichnet neue. Gibt das eine Ordnung? Als Leser kann man ihr nicht über die Schulter schauen.«⁶

Das Werk beschäftigt sich mit der Erinnerung, mit Flüchtigkeit und einer bizarren magischen Ebene, die nichts mit der Realität zu tun hat. „Der Scheiterhaufen“ ist auch ein Entwicklungsroman, der virtuos einen perfekten Kontrapunkt von Wirklichkeit und Magie schafft.⁷ Die verschiedenen Rezensionen weisen darauf hin, dass das Thema der Erinnerung im Roman immer wieder vorkommt. Man kann hier das Funktionieren des kommunikativen Gedächtnisses beobachten, weil es im Roman um die Geschichtserfahrungen im Rahmen individueller Biografien (in diesem Fall um jene Emmas) geht.

Wie wird die Zeit nach dem Kommunismus beschrieben? Wie erinnert sich Emma an den Zusammenbruch des alten Systems? Die „Allgemeine Deutsche Zeitung“ behauptet, dass im Vordergrund des Romans traumatische Erfahrungen stehen. Es wird eine Welt beschrieben, die durch viele Fragen über Wahrheit und Lüge, Freunde und Feinde, Liebe und Hass, Freiheit und Unfreiheit geprägt ist, denn »das Geschehen [dreht sich] um die Beziehung von Emma zu ihrer ihr bisher völlig unbekanntem Großmutter. [...] Die Erinnerungen, die die Großmutter preisgibt, kreisen um ihre Erlebnisse während der Nazizeit, als sie ihre jüdischen Freunde nicht zu retten vermochte, an deren Verrat sie schuldlos schuldig wird. [...] Misstrauen und Verletzlichkeit, dunkle Geheimnisse der Vergangenheit, die bis in die Jetztzeit wirken und die Beziehungen zu vergiften drohen, kennzeichnen diesen Entwicklungsroman, der auf ein dramatisches Ende zusteuert.«⁸

In einem Interview mit Dragomán, in dem er über die Universalität dieses Landes spricht, meint er, dass »wie Macht eine Gesellschaft brutalisiert, ist

⁶ Paul Jandl: Kindheit im Land des bizarren Diktators. In: Die Welt, 3. Oktober 2015. <https://www.welt.de/kultur/literarischewelt/article147169741/Kindheit-im-Land-des-bizarren-Diktators.html> (12. März 2019).

⁷ Vgl. Roland Freisitzer: Die Wunden der Erinnerung an eine Diktatur [Rezension über György Dragomán „Der Scheiterhaufen“]. <http://www.sandammeer.at/rez15/dragoman-scheiterhaufen.htm> (12. März 2019).

⁸ Angelika Marks: Durch das Fegefeuer der Erinnerungen. „Der Scheiterhaufen“ von György Dragomán in deutscher Sprache. In: Allgemeine Deutsche Zeitung, 14. November 2015. <http://www.adz.ro/artikel/artikel/durch-das-fegefeuer-der-erinnerungen> (12. März 2019).

eine universale Geschichte«. Zugleich beantwortet er die Frage, wie er die Erinnerungskultur in Rumänien, was die Diktatur angeht, wahrnimmt: »Ich weiß es nicht, ich lebe nicht mehr dort. 1998 bin ich mit meinen Eltern nach Ungarn gezogen und seitdem nie nach Rumänien zurückgekehrt. [...] Was ich versuche: Geschichte ganz ganz nah zu erzählen. Was mich interessiert: Wie man Geschichte wahrnimmt, während sie passiert. Diese ganz persönliche Perspektive. Besonders die adoleszente Perspektive zwischen Kindheit und Erwachsensein ist gut, um Revolution zu verstehen.«⁹

In den Rezensionen, die in den deutschen Medien erschienen sind, wird die Zeit nach der Revolution hervorgehoben, die Kritiker schreiben über die Bedeutung und Stimmung jener Jahre. Sabine Peters und Wolfgang Schneider betonen den Pessimismus der Hauptperson des Romans inmitten der zeithistorischen Ereignisse: »Aus der subjektiven Sicht eines Kindes erzählt, erfahren wir in dem Roman Dragomán etwas über die Stimmung und Atmosphäre Rumäniens nach dem Fall des Diktators Ceaușescu. Dabei geht es dem Autor weniger um die historische Bewältigung dieser Ära als vielmehr um die Fragen nach Wahrheit und Freiheit. [...] Wie viel Freiheit bleibt in der Gegenwart aus all dem, was vorausgegangen ist? Mit dieser historisch immer wieder relevanten und auch aktuell brisanten, übergroßen Frage konfrontiert Dragomán seine junge Protagonistin. [...] Wie lange dauert eine Diktatur noch an, wenn sie vorüber ist? Hilft es, die Erinnerungen an ausgeübte und erlittene Gewalt entschieden wegzudrängen, um unbelastet nach vorn zu sehen?«¹⁰ »Es ist eine Atmosphäre der Angst, die Dragomán meisterhaft vergegenwärtigt. [...] Die Unmittelbarkeit kindlichen Erlebens gibt stärker das Aroma einer Epoche wieder; auf historisch-politische Einlassungen und Reflexionen, die die Wucht der unbegriffenen Erfahrung nehmen würden, kann dagegen verzichtet werden.«¹¹

Tobias Schwarz und Jochen Kienbaum erwähnen die lebenslängliche Wirkung der Diktatur, die Emmas Leben tief beeinflusst. Dragomán setzt die 13-jährige Waise ins politische Chaos, während Emma versucht, ihr Leben zu

⁹ Stefan Hochgesand: »Empathie ist die größte Gegnerin der Macht«. Über Diktaturen schreiben: ein Gespräch mit dem Schriftsteller György Dragomán. In: Die Tageszeitung, 31. Oktober 2015. <http://www.taz.de/!5242668> (12. März 2019).

¹⁰ Sabine Peters: Rumänien nach dem Ceaușescu Regime. György Dragomán: „Der Scheiterhaufen“. In: Deutschlandfunk, 6. März 2016. https://www.deutschlandfunk.de/gyoergy-dragoman-der-scheiterhaufen-rumaenien-nach-dem.700.de.html?dram:article_id=347751 (12. März 2019).

¹¹ Wolfgang Schneider: Die mit der Freiheit nichts anfangen können. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10. Oktober 2015.

verstehen und glücklich zu werden: »Die Welt erscheint ihr als Traum. Dass sich in diesen Traum Erinnerungen mischen, an Kindheit und Eltern – willkürliche und unwillkürliche wie bei Marcel Proust –, macht es nicht einfacher. Die Familiengeschichte birgt auch für Emma Geheimnisse. Aber gerade ihre traumhafte Wahrnehmung ist es, die den erzählerischen Zauber ausmacht, die Magie, die der Text auf jeder Seite verströmt.«¹² »Der Übergang von der Diktatur zur neuen Ordnung in Rumänien ist, genauso wie das Reifen vom jungen Mädchen zur Frau, verbunden mit Ungewissheit, Ängsten und Hoffnungen. Das Vergangene wird zurückgelassen, neue Herausforderung [sic!] stellen sich in den Weg. Emma lernt, dass ihr junges Leben und das ihrer Familie untrennbar mit den historisch-politischen Vorgängen in der Übergangsgesellschaft verlinkt ist, alles hängt mit allem zusammen.«¹³ Jana Miklaw bemerkt in ihrem Blog „Wissenstagebuch“ zum Thema der Erinnerung, dass die Vergangenheit noch nicht abgelaufen sei. »Dragománs Roman macht sich die Aufarbeitung von Schrecken zum Thema, die nicht geradlinig verläuft, sondern von bestimmten Ereignissen befördert und durch Erinnerung getrübt wird. Und die sehr lange andauern und doch noch nicht abgeschlossen sein kann.«¹⁴

Diese Rezensionen konzentrieren sich auf das traumhafte Erlebnis der Diktatur durch Emmas Augen, weil ihre Welt von vielen Fragen über Wahrheit und Lüge, Freunde und Feinde, Liebe oder Hass, Freiheit oder Unfreiheit geprägt ist. Die Bedeutung der Revolution ist komplex, positive und negative Gefühle vermischen sich in dieser Zeit. Wenn man den Roman liest, bemerkt man auch ein anderes geschichtliches Moment: Das ist die von der Großmutter erzählte mythische Welt aus ihrer Jugendzeit, eine Geschichte, die von der Verschleppung ihrer jüdischen Freunde handelt. Die ungarischen Kritiker beschäftigen sich allerdings mehr mit der Erinnerung an den Holocaust, als die deutschsprachigen Rezensionen über den „Scheiterhaufen“. So schreibt Malek: »Im Roman „Der Scheiterhaufen“ wird die Geschichte einer Familie von Holocaust bis zur Wende durch die Charaktere eines jungen Mädchens

¹² Tobias *Schwartz*: Träumen unter Hexen. Der Roman „Der Scheiterhaufen“. In: Der Tagesspiegel, 5. Oktober 2015. <https://www.tagesspiegel.de/kultur/roman-der-scheiterhaufen-traeumen-unter-hexen/12404040.html> (12. März 2019).

¹³ Jochen *Kienbaum*: Magisches Feuer. „Der Scheiterhaufen“ von György Dragomán. In: lustauflesen.de, 26. Januar 2016. <https://lustauflesen.de/dragoman-scheiterhaufen> (12. März 2019).

¹⁴ Jana *Miklaw*: György Dragomán: „Der Scheiterhaufen“. In: Wissenstagebuch, 17. Januar 2016. <https://wissenstagebuch.com/2016/01/17/gyoergy-dragoman-der-scheiterhaufen> (12. März 2019).

und einer Großmutter lebendig.«¹⁵ Hier wird betont, dass die Lebensgeschichte von Emma und ihrer Großmutter sich auf das kollektive Gedächtnis und auf die Verarbeitung der Vergangenheit konzentriert. Nach Ízisz Malek bleibt die Beantwortung der Frage dem Leser überlassen: Gibt es eine Erlösung für den Einzelnen vom Trauma der Vergangenheit? Béres wirft auch die Frage nach der Freiheit auf. Das Verschweigen, die Geheimnisse, die Lügen, die Andeutungen, die Fehler, die Sünden, die Merkmale der Diktatur seien nicht abzustreifen, so könne sich der freie Mensch mit der neuen Weltordnung nicht identifizieren.¹⁶

Die mythische Welt der Erinnerung im Roman „Blumenfresser“

Die ungarischsprachige Urfassung des Romans „Blumenfresser“ (*Virágzabálók*) von László Darvasi ist 2009 erschienen und wurde 2013 von Heinrich Eisterer ins Deutsche übersetzt.¹⁷ Darvasi ist, wie auch Dragomán, ein bedeutender Vertreter der ungarischen Gegenwartsliteratur, gleichzeitig ist er auch als Journalist tätig. Er ist Redakteur der Budapester Literaturzeitschrift „Élet és Irodalom“ (*Leben und Literatur*). Jörg Plath schreibt in der „Neuen Zürcher Zeitung“ über ihn: »Einen Platz in der ersten Reihe der ungarischen Literatur, die mit Imre Kertész, Péter Nádas, Péter Esterházy und László Krasznahorkai hochkarätig besetzt ist, hat sich László Darvasi ziemlich schnell erschrieben – mit Erzählungsbänden, in denen üppige Phantasien und krude Gewalt auf unvergessliche Weise zusammenfinden.«¹⁸

Dieser Roman handelt vordergründig von einer zentralen Epoche der ungarischen Geschichte, der Revolution und dem Freiheitskampf von 1848/1849 sowie der habsburgischen Repression. Doch eine der Rezensionen erinnert daran – wie wir gleich sehen werden –, dass es in diesem geschichtlichen Rahmen auch um mehr geht. Was die Struktur des Werkes anbelangt, findet man fünf größere Einheiten und zwei andere Kapiteln. Der Roman

¹⁵ Ízisz Malek: A múlt fogságában – Dragomán György: Máglya. In: Újnautilus Fórum, 19. Dezember 2014 [Übersetzung: H. Sz.]. <http://ujnautilus.info/mult-fogsagaban-dragoman-gyorgy-maglya> (12. März 2019).

¹⁶ Vgl. Norbert Béres: Egyszerre mindent látni. Dragomán György Máglya c. regényéről. In: Látó, Juni 2015 [Übersetzung: H. Sz.]. <http://www.lato.ro/article.php/Egyszerre-mindent-latni-Dragoman-Gyorgy-Malya-c-regenyéről/3136> (12. März 2019).

¹⁷ László Darvasi: Blumenfresser. Roman. Aus dem Ungarischen von Heinrich Eisterer. Berlin 2013.

¹⁸ Jörg Plath: In Gattungsfesseln. László Darvasi scheitert am großen Roman. In: Neue Zürcher Zeitung, 5. Oktober 2013.

spielt in Szeged und beginnt mit Doktor Schütz, der auf die letzten Jahrzehnte zurückblickt. Im Mittelpunkt steht das Liebesviereck der Hauptpersonen. Klára Pelsőczy ist mit Imre Szép verheiratet, hat aber Liebesverhältnisse mit dem Bruder von Imre, Péter, sowie mit dem Halbbruder der beiden, Ádám Pallagi. Jede dieser Personen hat eine besondere Eigenschaft: Imre ist Botaniker, der einmal einen Vortrag über die Sprache der Pflanzen hält, nach dem ihn das Geheimnis der Blumenfresser ins Gefängnis nach Wien bringen wird. Péter ist ein »geborener Rebell«, der sich die Frauen mit Gewalt nimmt, und Ádám, der ihr unbekannter Halbbruder ist, stirbt in einer Schlacht. Der Roman erzählt nicht chronologisch, sondern springt in der Zeit vor und zurück, präsentiert die Ereignisse aus verschiedenen Perspektiven. Die einzelnen Geschichten werden nicht miteinander verknüpft.¹⁹

Was ist in diesem Roman wichtig aus der Perspektive der Erinnerung? Ungarische Revolution und Freiheitskampf erscheinen hier auch als Erinnerungsort, in den deutschsprachigen Rezensionen als tragisch und leidenschaftlich geschildert. Plath betont, dass diese historischen Ereignisse den Hintergrund für ein oft märchenhaft-wunderliches Geschehen bilden.²⁰ In der Schweizer Tageszeitung »Der Bund« liest man über den Roman: »Der Ungar László Darvasi setzt mit seinem Großroman »Blumenfresser« der Stadt Szeged ein episches Denkmal.«²¹ Im Roman wird die Stadt Szeged dargestellt, die in dieser Zeitung wie »ein ungarisches Gegenstück zu Gabriel García Márquez' Urwalddorf Macondo – vergrößert durch die Komplexität des habsburgischen Vielvölkerreichs« erscheint.²² Es ist der Roman einer multikulturellen südungarischen Stadt.

Die Rezensionen verweisen darauf, dass Darvasi das Extreme bevorzugt, um vom Nichterreichbaren, Unverfügbaren zu erzählen.²³ Nach Tilman Spreckelsen verzaubere der Autor die Donaumonarchie.²⁴ Plath kritisiert: »Unent-

¹⁹ Mathias Schnitzler: Schmerzlicher als die Wirklichkeit. Roman von László Darvasi. In: Berliner Zeitung, 4. Februar 2014.

²⁰ Jörg Plath: Struwwelmadonna und der plärrende Zwerg. László Darvai: »Blumenfresser«. In: Deutschlandradio Kultur, 18. Oktober 2013. https://www.deutschlandfunkkultur.de/struwwelmadonna-und-der-plaerrende-zwerg.950.de.html?dram:article_id=266806 (12. März 2019).

²¹ Ulrich Baron: Kein Platz mehr für Nebelmenschen. In: Der Bund, 2. September 2014. <https://www.derbund.ch/kultur/buecher/Kein-Platz-mehr-fuer-Nebelmenschen/story/11113957> (12. März 2019).

²² Ebenda.

²³ Vgl. Plath: Struwwelmadonna.

²⁴ Tilman Spreckelsen: Nicht kuschen vor den Tatsachen! In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30. November 2013.

schieden auch Darvasis Umgang mit historischen Ereignissen: Beinahe nur die Revolution interessiert ihn, die dramatische Aufwertung Ungarns in der Doppelmonarchie 1866 fehlt. Trotz einigen überwältigenden Passagen überzeugt der Roman daher nicht. László Darvasi sollte bald wieder den Roman zu erneuern suchen, statt seinem überschäumenden Erzähl Talent Gattungsfesseln anzulegen.«²⁵ Nicole Henneberg befindet: »Diese aufwühlende Geschichte spielt in einem Winkel des Habsburgerreiches, in dem ›selbst die unwahrscheinlichste Sehnsucht und der absurdeste Wunsch zu blutiger Wirklichkeit‹ werden können. [...] Die in Ungarn leidenschaftlich begonnene Revolution von 1848 wächst sich schnell zu einem blutig-zerstörerischen Befreiungskampf aus, während sich das Paar immer tiefer in seinen Fantasien vergräbt.«²⁶ Mathias Schnitzler kommentiert: »Die ungarische Revolution von 1848, deren blutige Niederschlagung durch die Habsburger, die folgende Unterdrückung der Ungarn und die Errichtung der kaiserlich-königlichen Doppelmonarchie bilden den äußeren Handlungsrahmen des Romans. Doch eigentlich geht es Darvasi um das, was den Menschen von jeher umtreibt, das Menschliche an sich: um Liebe, Verrat und Schuld, um Freiheit, Glück, Hoffnung, Wahnsinn und Tod.«²⁷

Die deutschsprachigen Rezensionen weisen darauf hin, dass neben der Lebensgeschichte der Hauptpersonen die Revolution und der Freiheitskampf sowie ihre Folgen im Vordergrund stehen. Die Ambivalenz dieses Geschehens tritt immer wieder zutage: Leidenschaft und Traurigkeit vermischen sich im Roman. Darvasi erzählt von Liebe und Gewalt in Mitteleuropa manchmal in apokalyptischen und phantastischen Szenarien. Wie Henneberg formuliert: »Es wird viel geliebt, gekämpft und gestorben in diesem Roman, der sich auch als lustvoll ausuferndes Panorama menschlicher Leidenschaften lesen lässt.«²⁸

Die ungarischsprachigen Rezensionen über Darvasis Roman beschäftigen sich auch mit Themen wie Erinnerung, Revolution und Liebe. Tamás Tarján meint, die Stadt verleihe dem Roman eine mysteriöse Stimmung.²⁹ Sarolta

²⁵ Plath: In Gattungsfesseln.

²⁶ Nicole Henneberg: Klara und die Geister. „Blumenfresser“: László Darvasis Parabel über ein bedrohtes Ungarn. In: Der Tagesspiegel, 12. Januar 2014. <https://www.tagesspiegel.de/kultur/klara-und-die-geister/9318938.html> (10. März 2019).

²⁷ Schnitzler: Schmerzlicher als die Wirklichkeit.

²⁸ Henneberg: Klara und die Geister.

²⁹ Tamás Tarján: Szegegdallada. In: Revizor. A kritikai portál, 22. August 2009. <http://revizoronline.com/hu/cikk/1681/darvasi-laszlo-viragzabalok> (10. März 2019).

Deczki thematisiert die intensive Sinnlichkeit der erzählten Geschichte. Sie deutet an, dass viele Kritiker darauf hingewiesen haben, dass es sich um eine multikulturelle, multiethnische Stadt handele, in der die Beziehung der Ethnien zueinander entsprechend den historischen Umständen variierten. Der Hauptpunkt blutiger Ereignisse sei laut Deczki die Revolution und der Freiheitskampf, die aber in dieser Region und in dieser Darstellung weit über sich selbst hinauswiesen. Es sei ein Kampf, der kein Ende finde.³⁰

In den Romanen „Der Scheiterhaufen“ und „Blumenfresser“ liegt der Fokus auf der Erinnerung. Nach den analysierten Rezensionen führen beide Werke in eine geheimnisvolle Welt ein, in der sie den Lesern Fragen über die Vergangenheit stellen.

³⁰ Sarolta Deczki: Szól a fűmuzsika. Darvasi László Virágzabálók című regényéről. In: Beszélő 15 (2010) 5, 83–89. <http://beszelo.c3.hu/cikkek/szol-a-fumuzsika> (12. März 2019).

Orsolya Tóth, Großwardein

Kulturtransfer und Übersetzung

Zur deutschen Rezeption

der siebenbürgisch-ungarischen Literatur*

Einführung

Diese Studie untersucht Rezensionen über deutschsprachige Übersetzungen siebenbürgisch-ungarischer Belletristik. Anlass für ihre Erstellung war ein Praktikum am Ungarischen Institut der Universität Regensburg im September 2017, während dessen in der vom Institut betreuten „Sondersammlung Ungarische Literatur in deutscher Sprache“ (vormals „Ehinger Bibliothek“) eine Datenbank über Werke aufgebaut wurde, die in deutschsprachiger Übersetzung vorliegen. Sie enthält nicht nur einzelne Werke, sondern auch in deutscher Sprache publizierte Rezensionen.

Nachfolgend werden einige ausgewählte Werke siebenbürgisch-ungarischer Autoren besprochen, die in der genannten Sondersammlung des Ungarischen Instituts in deutscher Übersetzung vorliegen. Es handelt sich um die *Siebenbürger Trilogie* „Die Schrift in Flammen“ (*Megszámláltattál*), „Verschwundene Schätze“ (*És híjjával találtattál*) und „In Stücke gerissen“ (*Darabokra szaggattatol*) von Miklós Graf Bánffy (1873–1950), um „Siebenbürger Millionäre“ (*Kolozsvári milliomosok*) von György Méhes (1916–2007) sowie um „Schutzgebiet Sinistra“ (*Sinistra körzet*) und „Der Besuch des Erzbischofs“ (*Az érsek látogatása*) von Ádám Bodor (1936–). Das nähere Ziel dieses kleinen Forschungsberichts ist es, Anhaltspunkte zu einer Rezeptionsanalyse anhand deutschsprachiger Rezensionen zu liefern.

* Überarbeitete Fassung eines Vortrages, gehalten am 6. Juni 2018 auf dem XI. Internationalen Kongress der Germanisten Rumäniens, in der Sektion „Interkulturalität in Aktion“ des Ungarischen Instituts der Universität Regensburg und der Christlichen Universität Partium in Großwardein (*Oradea, Nagyvárad*).

Vorweg sei bemerkt, dass man über *siebenbürgisch-ungarische Literatur* und ungarische Minderheitsliteratur erst seit dem ungarischen Friedensvertrag von Trianon 1920 sprechen kann. Doch schon davor setzten sich ungarische Literaten in der Region Siebenbürgen als Vertreter des Transsilvanismus für die Modernität des europäischen Geistes ein.¹ Der Themenkreis Minderheit – Mehrheit wird im Wesentlichen seit 1920 aufgearbeitet, nicht selten mit Blick auf geografische Landschaften diesseits und jenseits der veränderten Staatsgrenzen. Schon vor dem Zweiten Wiener Schiedsspruch 1940 tauchen die historischen Romane von Miklós Bánffy auf, die Geschehnisse des 19. Jahrhunderts in den Vordergrund stellen. In den 1970er Jahren kam das Thema der Diktatur hinzu, so auch bei Ádám Bodor. Die Regionalität und die Lage der Minderheiten verlieren nach dem politischen Umbruch 1989/1990 an Bedeutung, ist doch dem siebenbürgischen Leser nun sowohl die ungarische als auch die westeuropäische Literatur frei zugänglich.²

Die zweite Vorbemerkung bezieht sich auf den *Kulturtransfer*. Darunter versteht man nach Hans Lüsebrink die Vermittlungsformen zwischen den Kulturen, also Kulturgüter, die in der Zielkultur wahrgenommen und übernommen werden. Beispiele dafür sind die kulturellen Dimensionen von Informationen, Diskursen, Texten, Bildern, Institutionen, Wirkungsmechanismen, verschiedenen Objekten, Produkten und Konsumgütern. Die Vorgänge des Kulturtransfers betreffen die nationalen Kulturen und Kulturräume sowie die regionalen, transnationalen und sozio-kulturellen Konzeptionen. Die Ausgangskultur, das kulturelle Produkt und die Zielkultur bilden die Dimensionen des Kulturtransfers. Der Vorgang des Transfers erfolgt in drei Schritten: Im Laufe des Auswahlprozesses tauchen technische, praktische oder ideologische Interessen auf, der Vermittlungsprozess verwirklicht sich auf privaten, institutionellen oder medialen Ebenen, und die Rezeption entsteht durch Übernahme, Nachahmung und Adaptation. Die Rezeption manifestiert sich in fünf verschiedenen Formen. Man unterscheidet die Vermittlung, die einer Übersetzung entspricht; die Nachahmung, die aus der Imitation einer literarischen Gattung, zum Beispiel eines historischen Romans oder einer medialen Form besteht. Darüber hinaus ist die Adaptation der kulturellen Formen erwähnenswert. Darunter versteht man die Anpassung von Texten,

¹ Béla Pomogáts: Kisebbségi irodalmi kánon. Az erdélyi magyar irodalom tükrében. http://adattar.vmmi.org/cikkek/17923/hid_2006_05_05_pomogats.pdf (13. März 2019).

² Imre József Balázs: Szótáralapítás egy erdélyi magyar irodalomtörténet megírásához. In: Ders.: Erdélyi magyar irodalom-olvasatok. Tanulmányok, esszék, kritikák. Kolozsvár 2015, 7–20.

Institutionen und Praktiken an die Zielkultur, die verschiedenen Formen der Kommentare, die unter anderem als Literatur- beziehungsweise als Kulturkritik wahrgenommen werden, und die produktive Rezeption, welche die kreative, überdachte Einbettung der übernommenen kulturellen Elemente bedeutet.³

Die kulturelle Adaptation eines literarischen Werkes offenbart sich häufig in Titelübersetzungen, Vor- und Nachworten, Werbungen und Interviews. Sie spielt eine wichtige Rolle bei der Rezeption und Interpretation von Literatur und Medien fremder Kulturen. Im Falle der Titelübersetzungen wird die wortwörtliche Übersetzung, die man zumeist gut verwenden kann, aber manchmal mangelhaft ist, von der inhaltlich abweichenden Übersetzung unterschieden, die erklärend ist und Kritik sowie Missverständnisse ausschließt. Demnach kommt im Prozess des Kulturtransfers den *Vermittlern*, beispielsweise einem Übersetzer oder einem Literaturkritiker, eine Schlüsselrolle zu. Zugleich spielen auch die vermittelnden Institutionen und die rezeptive Einstellung des Zielpublikums eine wichtige Rolle.⁴

Miklós Graf Bánffy

Die Trilogie des in Klausenburg (*Kolozsvár, Cluj-Napoca*) geborenen Grafen Bánffy entstand und kam in erster ungarischer Originalauflage von 1934 bis 1940 heraus und wurde 2012 vom Budapester Helikon Verlag wiederentdeckt. Auf die Wiederentdeckung folgten Neuinterpretationen und Übersetzungen des Werkes eines Autors, der nach dem Zweiten Weltkrieg jahrzehntelang aus dem literarischen Bewusstsein so gut wie verschwunden war.⁵

Bánffy publizierte die meisten seiner literarischen Werke unter dem Pseudonym *Miklós Kisbán* – wahrscheinlich um seine politische Tätigkeit und hochadlige Herkunft zu verbergen. Die Trilogie kam allerdings unter seinem echten Namen heraus. Zu ihrem späten Erfolg haben auch die Übersetzungen beigetragen. Sie kann aus mehreren Perspektiven gelesen werden. Überaus bedeutend ist sie als Analyse der nationalen Probleme im Königreich Ungarn während des österreichisch-ungarischen Dualismus. Als kritische Schilde-

³ Hans Lüsebrink: *Interkulturelle Kommunikation. Interaktion, Fremdwahrnehmung, Kulturtransfer*. Stuttgart 2008, 129–136.

⁴ Ebenda, 143–146.

⁵ Gábor Horváth: *Közelítés Bánffy Miklós Erdélyi Történetéhez*. In: *Jelenkor* 56 (2013) 1175–1181, hier 1175.

rung der zeitgenössischen ungarischen Politik und Gesellschaft liest sie sich aber auch als komplexe Liebesgeschichte.⁶

Die deutschsprachige Fassung der Trilogie wurde vom Wiener Zsolnay Verlag in der Übersetzung von Andreas Oplatka publiziert. 2012 erschien der erste Band unter dem gegenüber dem Original gänzlich geänderten Titel „Die Schrift in Flammen“ (*Megszámláltattál [Du wurdest gewogen]*).⁷ Nach der „Berliner Zeitung“ ist der Schauplatz Siebenbürgen dem deutschen Leser als die römische Region *trans silvana*, als Ort *hinter den Wäldern*, bekannt. Den Rezensenten erinnern in dieser Lebensgeschichte eines transsilvanischen Grafen »romantische Reflexionen über Freiheit und Abhängigkeit von Frauen« an Jane Austen, und »Wechsel von historischen Ereignissen und Liebeswirren« an Lew Tolstois „Krieg und Frieden“. Mathias Schnitzler betont, dass der Roman in einem historischen, kulturellen und ethnischen Raum spielt, der sich damals unter ungarischer Herrschaft befand, jedoch vielerorts mehrheitlich von Rumänen bewohnt war, der jahrhundertlang Autonomie genoss, Heimat auch der Siebenbürger Sachsen war, und der seit 1920 Teil Rumäniens ist. Die Rezension zeigt die Verbindungen zwischen Werk und Biografie des Autors auf und bezeichnet den Verfall der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie sowie den Ausbruch des Ersten Weltkrieges als Schlüsselereignisse des Romans.⁸

Maike Albath vergleicht das Werk Bánffy für die „Welt“ und „Deutschlandradio Kultur“ mit Giuseppe Tomasi di Lampedusas „Der Gattopardo“ und hält es für eine mitreißende Lektüre.⁹ „Die Presse“ befindet den Roman für so elegisch und elegant wie ein Werk von Joseph Roth. Für Norbert Mayer ist die Verwandtschaft des Romans mit „Der Mann ohne Eigenschaften“ offensichtlich, nur schreibe Bánffy idyllischer als Robert Musil. Dieser Rezensent widmet sich weniger dem Thema der Aristokratie; sein Schwerpunkt

⁶ Ebenda; 1175–1181; Gyula *Dávid*: Bánffy Miklós, az emlékiró [2000]. In: Ders.: Írók, művek, műhelyek Erdélyben. Csíkszereda 2003, 102–109, hier 106.

⁷ Miklós *Bánffy*: Die Schrift in Flammen. Aus dem Ungarischen und mit einem Nachwort von Andreas Oplatka. Wien 2012.

⁸ Mathias *Schnitzler*: Miklós Bánffy. Die Melancholie des Untergangs. In: Berliner Zeitung, 6. August 2012. <https://www.berliner-zeitung.de/kultur/miklos-banffy-diemelancholie-des-untergangs-6072774> (13. März 2019).

⁹ Maike *Albath*: Csárdás in Siebenbürgen. In: Welt, 12. Mai 2012. https://www.welt.de/print/die_welt/literatur/article106294700/Csardas-in-Siebenbuergen.html (13. März 2019); M. *Albath*: Abgesang auf die Aristokratie. In: Deutschlandfunk24, 27. Mai 2012. https://www.deutschlandfunk.de/abgesang-auf-die-aristokratie.700.de.html?dram:article_id=206942 (13. März 2019).

liegt auf dem Verfall der Doppelmonarchie.¹⁰ Wolfgang Schneider hält Bánffy in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ für den siebenbürgischen Tolstoi, in dessen Werk auch der Stil von Joseph Roth und Marcel Proust auffindbar sei.¹¹ Im Deutschlandfunk lobt er ihn als Schöpfer eines »ungarischen „Vom Winde verweht“«. ¹²

Auch die „Neue Zürcher Zeitung“ stellt Vergleiche an. Hannelore Schlaffer entdeckt Ähnlichkeiten mit „Krieg und Frieden“, aber auch mit Theodor Fontanes „Vor dem Sturm“. ¹³ Cornelius Hell befasst sich in seiner Rezension, die „Der Standard“ abdruckte, mit der lobenswerten Übersetzung der Trilogie als beredtes Beispiel für den Erfolg der ungarischen Literatur im deutschen Sprachraum. Er sieht Siebenbürgen im Roman als eine eigene kleine Welt und heute an der Peripherie Europas. Der Roman selbst trage, so Hell, keine modernen Züge, sondern bewege sich in der Welt der Traditionen, etwa jener des in Siebenbürgen bewahrten Tanzes aus der Biedermeierzeit. So dürfe er nicht in die Nähe der Werke Musils oder Dezső Kosztolányis, der Zeitgenossen Bánffys, gerückt werden. Dennoch liefere er »zuweilen auch Schlüssel, um das Ungarn von heute zu begreifen«. ¹⁴ Walter Klier stellt in der „Wiener Zeitung“ erfreut fest, dass Bánffys Werk endlich auch im westlichen Teil der ehemaligen Monarchie vorliegt. Denn das Bild von der Doppelmonarchie wäre ohne Kenntnis dieses Romans unvollständig. Es sei zu hoffen, dass Bánffy zu den großen Klassikern der Belletristik wie Musil und Roth aufrücken werde. ¹⁵

Der zweite Teil der Trilogie ist bei anhaltendem Lob für die übersetzerische Leistung von Andreas Oplatka 2013 in deutscher Sprache unter dem vom Original ebenfalls abweichenden Titel „Verschwundene Schätze“ (*És*

¹⁰ Norbert Mayer: Ungarns Welt von gestern. In: Die Presse, 25. Februar 2012. <https://diepresse.com/home/spectrum/literatur/734963/Ungarns-Welt-von-gestern?from=suche.intern.portal> (13. März 2019).

¹¹ Wolfgang Schneider: Abendland ist noch nicht abgebrannt. Der Tolstoi von Transsylvanien ist zu entdecken: Miklós Bánffys Epos „Die Schrift in Flammen“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10. März 2012. <https://www.perlentaucher.de/buch/miklos-banffy/die-schrift-in-flammen.html> (14. März 2019).

¹² Wolfgang Schneider: Opulenter Untergang. In: Deutschlandfunk24, 4. April 2012. https://www.deutschlandfunkkultur.de/opulenteruntergang.950.de.html?dram:article_id=141202 (13. März 2019).

¹³ Hannelore Schlaffer: Das Schicksal Siebenbürgens. In: Neue Zürcher Zeitung Digital, 27. März 2012. https://www.nzz.ch/das_schicksal_siebenbuergens-1.16102770 (13. März 2019).

¹⁴ Cornelius Hell: Spinnennetz der Geschichte. In: Der Standard, 22. Februar 2014. <https://derstandard.at/1392685907631/Spinnennetz-der-Geschichte> (13. März 2019).

¹⁵ Walter Klier: Die Zauberkraft der Literatur. In: Wiener Zeitung, 23. März 2012. https://www.wienerzeitung.at/themen_channel/literatur/autoren/445322_Die-Zauberkraft-der-Literatur.html (13. März 2019).

híjjával találtattál [Und zu leicht befunden]) herausgekommen.¹⁶ Wolfgang Schneider betont im Deutschlandfunk, dass hier – anders als im ersten Teil – die internationalen Spannungen im Vordergrund stehen.¹⁷ In seiner anderen Rezension für die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ lässt er mit Verweis auf »Edelkitsch« in der Liebesgeschichte die Frage bis zum Erscheinen des abschließenden dritten Bandes offen, ob die Trilogie das künstlerische Niveau von „Krieg und Frieden“ tatsächlich erreicht habe.¹⁸ Alex Bänninger begrüßt jedenfalls in der schweizerischen Zeitschrift „Journal 21“ die nun auch auf Ungarisch vorliegende Stimme der Doppelmonarchie, die wie jene Tolstois im „Krieg und Frieden“, Thomas Manns in den „Buddenbrooks“ und Roths im „Radetzky Marsch“ klinge.¹⁹ Dem Vergleich mit Tolstoi und Tomasi di Lampedusa stimmt Stefana Sabin in der Sonntagsbeilage der „Neuen Zürcher Zeitung“ zu und bescheinigt dem Werk des Grafen mit »gebrochenem Herzen« eine »geoliterarische Bedeutung«.²⁰ In einer weiteren Besprechung in der „Neuen Zürcher Zeitung“ stellt Oliver Pfohlmann Bánffys Verdienst heraus, »seinem Epos ein Mahnmal für künftige Generationen« errichtet zu haben, allerdings eines mit einer für das 19. Jahrhundert typischen Figurenpsychologie und Erzähltechnik, so dass Vergleiche mit Thomas Mann oder Robert Musil unangebracht seien.²¹ Andreas Puff-Trojan bemerkt im Südwestrundfunk zur Bedeutung der ungarischen Literatur in Deutschland, dass meistens Werke vom Ende der Doppelmonarchie rezipiert werden würden. Bánffy, der nun in die Reihe mit Kosztolányi, Gyula Krúdy, Sándor Márai und Antal Szerb aufsteige, beschreibe die Geschichte durch individuelle menschliche Schicksale. In seiner originell literarisierten Geschichte hat »der berüchtigte

¹⁶ Miklós Bánffy: *Verschwundene Schätze*. Roman. Aus dem Ungarischen und mit einem Nachwort von Andreas Oplatka. Wien 2013.

¹⁷ Wolfgang Schneider: *Intrigen, Bälle und Duelle*. In: Deutschlandfunk Kultur, 29. April 2013. https://www.deutschlandfunkkultur.de/intrigenbaelleundduelle.950.de.html?dram:article_id=245020 (14. März 2019).

¹⁸ Wolfgang Schneider: *Während sich die Katastrophe zusammenbraut, ist Ungarn mit Nichtigkeiten beschäftigt. Mit dem Heraufziehen des Ersten Weltkriegs verdüstern sich auch die Schicksale der Hauptfiguren: Der zweite Teil von Miklós Bánffys Siebenbürger Trilogie*. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8. Juli 2013. <https://www.perlentaucher.de/buch/miklos-banffy/verschundene-schaetze.html> (14. März 2019).

¹⁹ Alex Bänninger: *Noblesse oblige*. In: Journal 21, 17. Mai 2013. <https://www.journal21.ch/noblesse-oblige> (14. März 2019).

²⁰ Stefana Sabin: *Ein Graf mit gebrochenem Herzen*. In: Neue Zürcher Zeitung. Bücher am Sonntag, 26. Mai 2013.

²¹ Oliver Pfohlmann: *Der Tolstoi Transsilvaniens*. In: Neue Zürcher Zeitung, 17. September 2013. <https://www.nzz.ch/feuilleton/buecher/der-tolstoi-transsilvaniens-1.18151272> (14. März 2019).

Graf Dracula« sicher »keinen Platz«. »Blutsauger« seien hier vielmehr die Habsburger gegenüber den ungarischen Unabhängigkeitsbestrebungen, und das Königreich Ungarn gegenüber den Emanzipationsbewegungen der eigenen Nationalitäten.²² Die „Tiroler Tageszeitung“ berichtet von einer großangelegten Beschreibung des bitteren Untergangs der ungarischen Aristokratie, wobei sie die üblichen Vergleiche mit weltliterarischen Größen zustimmend bemüht.²³

Passagen des letzten, 2015 unter dem mit dem Original inhaltlich identischen Titel „In Stücke gerissen“ (*Darabokra szaggattatol*) erschienenen Teils der Trilogie²⁴ bringt Wolfgang Schneider in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ mit der in deutscher Auflage 2013 verlegten Monografie „Die Schlafwandler“ in Verbindung, also mit wissenschaftlich fundierten Feststellungen des australischen Historikers Christopher Clark über die Julikrise 1914 und den Beginn des Ersten Weltkrieges.²⁵ Für Schneider sind die Kapitel mit politischem Bezug überzeugender als im zweiten Teil, in dem die Schilderung von Einzelheiten eher störend wirke. Alles in allem seien die 1700 Seiten der drei Bände Bánffys ein »großes, bewegendes Epos mit zeithistorischer Bedeutung«, doch die noch offene Frage könne aber nicht restlos positiv beantwortet werden: Die Trilogie weise »nicht ganz« die künstlerische Qualität von „Krieg und Frieden“ auf.²⁶ Auch Oliver Pfohlmann fühlt sich in der „Neuen Zürcher Zeitung“ durch die monumentale Untergangsschilderung Bánffys an Thesen Clarks in „Die Schlafwandler“ erinnert.²⁷ Dem Vergleich mit Tolstoi stimmt Ulrich Baron zu, der in der „Süddeutschen Zeitung“ hervorstreicht, dass der Autor die beschriebenen politischen und gesellschaftlichen Ereignisse selbst miterlebt, und Siebenbürgen zum Staat Rumänien ge-

²² Andreas Puff: *Trojan*: Als es nur Vergangenheit gab. In: SWR2 Forum Buch, 21. Juli 2013. www.swr2-forum-buch-20130721-8.pdf (14. März 2019).

²³ (p. a.): Die Adeligen, gefangen in ihrer Dekadenz. In: *Tiroler Tageszeitung*, 16. April 2013. <https://www.tt.com/kultur/literatur/6351860/die-adeligen-gefangen-in-ihrer-dekadenz> (14. März 2019).

²⁴ Miklós Bánffy: *In Stücke gerissen*. Roman. Aus dem Ungarischen und mit einem Nachwort von Andreas Oplatka. Wien 2015.

²⁵ Christopher Clark: *Die Schlafwandler*. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog. Aus dem Englischen von Norbert Juraschitz. München 2013.

²⁶ Wolfgang Schneider: Ein Krug wird hingerichtet. Abgeschlossen: Miklós Bánffys Siebenbürgen-Trilogie. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 3. Februar 2016. <https://www.perlentaucher.de/buch/miklos-banffy/in-stuecke-gerissen.html> (14. März 2019).

²⁷ Oliver Pfohlmann: Zerbrochene Pläne, vernichtete Träume. In: *Neue Zürcher Zeitung Digital*, 5. Juni 2015. <https://www.nzz.ch/zerbrochene-plaene-vernichtete-traeume-1.18556351> (14. März 2019).

hört habe, als die ungarische Originalausgabe seines Werkes publiziert wurde. Dessen aktueller Erfolg sei der meisterhaften Übersetzung mit zu verdanken.²⁸ Auch Lerke von Saalfeld bewertet im Südwestrundfunk Bánffys Trilogie als ein Meisterwerk, das Siebenbürgens Autonomiebestrebungen gegen Wien, aber auch gegen Budapest in einem schillernden Zeitbild über den Zusammenbruch des Gesamtreiches nachzeichne.²⁹

György Méhes

Der Roman „Siebenbürger Millionäre“ ist 1994 erschienen, wurde aber erst nach seiner Neuauflage 2005 in weiten Kreisen des Lesepublikums bekannt. Nach einer der möglichen literaturkritischen Auslegungen ist er eine allzu leichte Lektüre, die allerdings dem Autor, dem während des Ersten Weltkrieges in Siebenbürgen geborenen György Méhes, seinen größten Erfolg einbrachte.³⁰ Die deutsche Übersetzung von Géza Deréky wurde 2005 von der Weimarer Schiller-Presse herausgegeben.³¹ Der Originaltitel lautet „*Kolozsvári milliomosok*“ (*Klausenburger Millionäre*). Der in der Übersetzung abgewandelte Titel – mit dem Untertitel „Die Keller-Dynastie. Eine Familiensaga“ – ist für deutsche Leser nachvollziehbarer, da er über die Stadt Klausenburg hinaus die ethnisch-kulturell vielgestaltige Region Siebenbürgen in den Blick nimmt.

Susanne Röber hat das Werk in der „Rheinischen Post“ besprochen. Sie verweist im geografisch-politischen Bild Siebenbürgens und Rumäniens auf den Mehrvölkercharakter der zudem auch sozial differenzierten Bevölkerung: »Siebenbürgen ist geprägt von Auseinandersetzungen zwischen Deutschen und Ungarn, Europäern und Türken, Arbeitern und Fabrikanten, Juden und Protestanten oder altem Adel und neureichen Emporkömmlingen.« Die Rezensentin denkt und versetzt sich in die Saga der spätkapitalistischen Unternehmerfamilie bayerischen Ursprungs hinein, in der »nicht nur das Geld,

²⁸ Ulrich *Baron*: Wenn die Eisnadeln schmelzen. In: *Süddeutsche Zeitung*, 12. Mai 2015. <https://www.sueddeutsche.de/kultur/ungarische-literatur-wenn-die-eisnadeln-schmelzen-1.2474794> (13. März 2019).

²⁹ Lerke von Saalfeld: Miklós Bánffy: In Stücke gerissen. In: SWR2 Die Buchkritik, 11. September 2015. [swr2-die-buchkritik-20150911-2.pdf](http://www.swr2-die-buchkritik-20150911-2.pdf) (14. März 2019).

³⁰ Tamás *Végh*: A siker története (Méhes György Kolozsvári milliomosok c. könyvéről). In: *Látó* 27 (2016) März. <http://www.lato.ro/article.php/A-siker-tortenete-Mehes-Gyorgy-Kolozsvari-milliomosok-c-koenyverol/288/> (18. März 2019).

³¹ György *Méhes*: Siebenbürger Millionäre. Die Keller-Dynastie. Eine Familiensaga. Aus dem Ungarischen von Géza Deréky. Frankfurt am Main [u. a.] 2005.

sondern auch das Herz und die Verantwortung für Arbeiter und Land« regiert, Eigenschaften, die »etwas kitschig anmuten«. Bei allem vermeintlichen Kitsch besitze das in geschichtlicher Hinsicht interessante Buch hohen Unterhaltungswert.³²

Ádám Bodor

Das Werk des in Klausenburg geborenen ungarischen Schriftstellers Ádám Bodor steht nach gängiger literaturwissenschaftlicher Auffassung in der »Tradition der mitteleuropäischen absurden Literatur«. ³³ Diese Zuordnung begründet das Buch „Schutzgebiet Sinistra“, das eine drückende epische Welt entwirft. Seine ungarische Originalausgabe ist zehn Jahre nach der Aussiedlung des Autors aus Rumänien nach Ungarn, im Jahr 1992, die deutsche Übersetzung von Hans Skirecki im Züricher Amman Verlag 1994 erschienen. ³⁴ Es gehört zu den am häufigsten gewürdigten und am meisten gelesenen Produkten der jüngeren ungarischen Belletristik siebenbürgischer Provenienz. Es kann als Roman oder als Novelle interpretiert werden. Die Kritik lobt den ästhetisch anspruchsvollen Umgang des Autors mit stilistischen Mitteln sowie die detaillierte Figurenbeschreibung, die das ethnisch gemischte Beziehungsnetz der Personen entwirrt. ³⁵

Karl-Markus Gauß, der das Buch in der „Zeit“ besprochen hat, vermeint Bodors „Nachrichten aus Lateineuropa“ zu empfangen. Der Rezensent übernimmt den Begriff *Lateineuropa* vom rumäniendeutschen Literaten Helmut Britz, der einmal vorgeschlagen hat, die »von Armut und Korruption verheerten, in phantastischer Despotie erstarrten Länder im Süden unseres Kontinentes« so zu bezeichnen. Insofern könnte die romanhafte Novelle über das „Schutzgebiet Sinistra“, über ein »Naturschutzgebiet irgendwo zwischen Balkan und Karpaten«, auch aus der Feder von Gabriel García Márquez stammen. Gauß, der Bodors Zugehörigkeit zur ungarischen Minderheit in Rumänien und seine Flucht vor der nationalkommunistischen Diktatur Nicolae

³² Susanne Röber: György Méhes: Siebenbürger Millionäre. In: Rheinische Post Online, 28. Dezember 2005. https://rp-online.de/kultur/buch/gyoergy-mehes-siebenbuengerer-millionaere_aid-16998941 (14. März 2019).

³³ Béla Pomogáts: Vissza a fülesbagolyhoz. Bodor Ádám elbeszélései. In: Életünk 31 (1993) 667–669, hier 668.

³⁴ Ádám Bodor: Schutzgebiet Sinistra. Ein Roman in Novellen. Aus dem Ungarischen von Hans Skirecki. Zürich 1994.

³⁵ Vgl. Márton Szilágyi: A tárnicsgyökér fanyar illata (Bodor Ádám: Sinistra körzet). In: Tiszatáj 47 (1993) 2, 82–86.

Ceaușescus erwähnt, skizziert das Werk, indem er das räumliche Umfeld einer multikulturellen Gesellschaft wie folgt beschreibt: »Die polnischen, ukrainischen und griechischen Grenzen sind nicht fern und umschließen den Park, der zugleich verbotenes, umzäuntes Gelände ist, ein Lager der Verbannten inmitten idyllischer Naturkulisse, besiedelt von einem Menschenschlag, der sich in einer Mischsprache aus Ukrainisch, Rumänisch, Ungarisch und ein paar Brocken ›Zipserdeutsch‹ verständigt.« Bodor lenke als »fabelhafter Erzähler, den es im deutschsprachigen Raum noch zu entdecken« gelte, die Aufmerksamkeit auf den »Ruin«, den er »gleichnishaft gestaltet«, auf etwas Lähmendes, das »keine Ausnahme darstellt, sondern ein Modell«.³⁶

Ein anderes ins Deutsche übersetzte Werk Bodors ist das im ungarischsprachigen Original 1999 erschienene „Der Besuch des Erzbischofs“ (*Az érsek látogatása*). Es wurde im selben Jahr in der Übersetzung von Hans Skirecki vom Amman Verlag in Zürich herausgegeben.³⁷ Die ungarische Literaturkritik mischte ihren lobenden Worten die kritische Bemerkung bei, dass es sich wie eine künstlerische Wiederholung vom „Schutzgebiet Sinistra“ lesen lasse.³⁸ Klara Obermüller haben es hingegen gerade die szenischen Ähnlichkeiten mit dem früheren Werk angetan. Sie hebt in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ die erschreckende und grausame Seite der Handlung hervor: »Nicht begraben möchte man sein in diesem Bogdanski Dolina, einem kleinen Gebirgsstädtchen am Rande der Karpaten, das außer den üblichen Kneipen, Kramläden und Kirchen an Sehenswürdigkeiten nichts zu bieten hat als das Grab des Unbekannten Wanderers, eine gewaltige Mülldeponie und ein von Drahtverhau umgebenes Barackenlager, in dem allerlei Kranke und andere missliebige Personen verwahrt werden. Bogdanski Dolina ist ein Ort, in dem man ans Weggehen denkt, noch ehe man richtig angekommen ist.« Die Rezension greift mit ihrem Titel – „Warten, warten, warten“ – das Grundmotiv aus Samuel Becketts „Warten auf Godot“ auf, um zu veranschaulichen, dass bei Bodor auch nach Eintreffen des ersehnten Erzbischofs eine »Atmosphäre der Ungewissheit, der Angst« vorherrsche. Die Erzeugung und Beschreibung dieser Grundstimmung mache diese »schmale Erzählung zu

³⁶ Karl-Markus Gauß: Eine Entdeckung: Der ungarische Erzähler Ádám Bodor. Nachrichten aus Lateineuropa. In: Zeit Online, 4. November 1994. <https://www.zeit.de/1994/45/nachrichten-aus-lateineuropa> (14. März 2019).

³⁷ Ádám Bodor: Der Besuch des Erzbischofs. Erzählung. Aus dem Ungarischen von Hans Skirecki. Zürich 1999.

³⁸ Sándor Mészáros: Egyszarvúak, szeméthyek és az ismétlés kényszere. Bodor Ádám: Az érsek látogatása. In: Jelenkor 43 (2000) 426–429.

einem großen Stück Prosa«. ³⁹ Dem pflichtet Gabriele H. Killert in der „Zeit“ bei. Sie sieht den von Bodor erschaffenen »Märchenort« Bogdanski Dolina »am äußersten Grubenrande der Zivilisation« vom Terror zusammengehalten. So zitiert sie, »was Imre Kertész in bitterster Stunde über Auschwitz sagte: ›Darin kommt alles zusammen, was für ein gutes Buch notwendig ist.« Und der an der »Unwirtlichkeit des Sozialismus transsylvanischer Spielart« gewohnte Autor Bodor habe ein »wahres Buch am Albraumausgang« des 20. Jahrhunderts geschrieben, das von Hans Skirecki schön übersetzt worden sei. ⁴⁰

Schlussfolgerung

Die oben zitierten Rezensionen weisen in der Regel auf Analogien in der ungarischen oder der internationalen Belletristik hin. Sie reflektieren die im jeweils besprochenen Werk beschriebenen historischen Ereignisse fallweise in deutschem oder österreichischem Zusammenhang, wiederholt mit Bezug auf deutsche und andere Minderheiten in Siebenbürgen und der Zips. Die meisten Besprechungen behandeln die *Siebenbürger Trilogie*: Sie beleuchten die Biografie des Autors in deren geschichtlich-politischem Kontext, wobei sie zumeist Miklós Bánffys inniges Verhältnis zu seiner engeren Heimat Siebenbürgen andeuten. Ihren Kern bilden der Verfall der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und der Untergang der siebenbürgisch-ungarischen Oberschicht. Wiederholt erwähnen sie, dass Siebenbürgen bereits zu Rumänien gehörte, als die ungarische Originalausgabe des Werkes in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre erschien.

Die ausgewählten Besprechungen haben die Frage eines – wie auch immer gearteten – Transsilvanismus und einer regionalen ungarischen Literatur beziehungsweise die Lage der ungarischen Minderheit in Rumänien nicht aufgeworfen. Gleichwohl fassen sie die Werke allein schon wegen der Herkunft der Autoren als *siebenbürgisch* auf. Sie vermitteln ein verhältnismäßig breites Siebenbürgen-Bild zwischen zwei Polen. Von einem reichen geschichtlichen

³⁹ Klara Obermüller: Warten, warten, warten. Ádám Bodors Erzählung „Der Besuch des Erzbischofs“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 3. Februar 2000. <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/belletristik/rezension-belletristik-warten-warten-warten-110371.html> (13. März 2019).

⁴⁰ Gabriele H. Killert: Honig, schwer wie Blei. In Ádám Bodors dunkler Welt ist nichts, wie es scheint. In: Zeit Online, 14. Oktober 1999. https://www.zeit.de/1999/42/Honig_schwer_wie_Blei (15. März 2019).

Erfahrungsschatz zeugen die mitunter idyllischen Züge bei Bánffy und bei Méhes. Bei Bodor erschließt sich hingegen eine unwirkliche, schaurige Welt, deren historische Substanz bei oberflächlichem Lesen verborgen bleiben dürfte. Als gemeinsames Ergebnis der deutschen Rezeption aller drei Autoren lässt sich der Aspekt der ethnisch-kulturellen Vielfalt in der Region Siebenbürgen festhalten.

Tamás Mohay, Budapest

„Siebenbürgen, Land der religiösen Vielfalt und Toleranz“*

Siebenbürgen, Land der religiösen Vielfalt und Toleranz: Unter diesem ebenso geläufigen wie ausgreifenden Titel lassen sich im Rahmen einer Studie nicht alle wesentlichen Fragen auftischen und erörtern, und auch die vorgelegten Aspekte können nicht erschöpfend, sondern allenfalls mit der Absicht behandelt werden, zum Weiterdenken anzuregen. Zweitens sei vorab betont, dass der Autor die religiösen Gefühle Einzelner oder von konfessionellen Gemeinschaften nicht einmal berühren, geschweige denn zu verletzen beabsichtigt.

I. Fragezeichen

Wir haben im Geschichtsunterricht gelernt, dass *Siebenbürgen das Land der religiösen Vielfalt und Toleranz* ist. In Siebenbürgen leben mehrere Religionen seit mehr als vierhundert Jahren friedlich nebeneinander, es gab keine Glaubenskriege, und hier wurde der Religionsfriede durch das Edikt von Thorenburg (*Torda, Turda*) im Jahre 1568 zum ersten Mal gesetzlich anerkannt. In den Reiseführern finden wir Bilder über Dörfer mit Türmen von mehreren Kirchen. Bei der Beschreibung reformierter und unitarischer Kirchen im romanischen oder gotischen Stil wird häufig erwähnt, in welchem Jahrhundert des Mittelalters sie erbaut wurden, und seit wann sie von den jetzigen Besitzern verwendet werden. Es ist aber darüber hinaus unklar, was eigentlich religiöse Vielfalt und Toleranz bedeutet. Allerdings ist die Tradition der religiösen Vielfalt scheinbar ein wichtiger Teil des siebenbürgischen Selbstbewusstseins, das im Plural verstanden werden sollte. Erwähnt sei stellvertretend für viele

* Neubearbeitete Fassung von T. Mohay: Erdély, a vallási sokszínűség és türelem földje. In: Ház és ember. A Szabadtéri Néprajzi Múzeum Évkönyve. XX. Hg. Miklós Cseri, Endre Füzes. Szentendre 2007, 61–78.

andere nur der Philosoph György Poszler, der aus Klausenburg (*Cluj-Napoca, Kolozsvár*) stammte und in seinen Memoiren diesbezüglich von einer verlorenen Tradition spricht.¹ Dem Autor liegt es fern, diese Gedanken in Frage zu stellen. Es empfiehlt sich aber, deren wahren Inhalt näher zu untersuchen.

Heute leben wir in einer Welt der *politischen Korrektheit*, in der es sich kaum gehört, jemanden nach seiner konfessionellen Zugehörigkeit zu fragen. Wenn bei einer Volkszählung Interviewer oder Soziologen solche Fragen stellen, werden die Befragten versichert, dass die Beantwortung solcher Fragen freiwillig sei und verweigert werden könne. Garantiert wird auch, dass die Daten der Befragten anonym und nicht identifizierbar blieben beziehungsweise dass aufgrund der Antworten die Daten nur Zahlen in einer Tabelle seien, die zu mathematischen, statistischen, qualitativen oder anthropologischen Analysen verwendet würden. Parallel hierzu sehen wir einen Aufschwung im Leben der Religionsgemeinschaften, es kann eine Renaissance der Religion beobachtet werden. Weiterhin ist die Belebung der wissenschaftlichen Forschung in diesem Bereich zu beobachten, so neben der Volkskunde in der Soziologie, in der Religionsethnologie und in der Religionsphilosophie. Im Alltag, in der Politik und in den Medien deuten viele Zeichen darauf hin, dass Menschen und Gruppen – darunter auch die Mitglieder der Glaubensgemeinschaften – an ihrer Gemeinschaft festhalten, auch wenn entgegengesetzte Impulse auf sie einwirken. Dieses Beharren kann ehrwürdig sein oder bis zum Fanatismus reichen, es kann Unfähigkeit für Dialoge bedeuten oder so starr sein, dass wir es nicht als religiöse Toleranz auffassen.

In der nahen Vergangenheit sind in unterschiedlichsten Kontexten grundsätzliche Fragen gestellt worden. Silvio Ferrari fragte, ob es eine Gesetzmäßigkeit sei, dass der neue Aufschwung der Religion mit dem Aufschwung der Intoleranz verbunden ist? Der Professor für Religionsrecht an der Universität von Mailand erinnerte an den Prozess, in dem die Religion neuerdings vielerorts *deprivatisiert* wird, das heißt, sie zunehmend aus der Privatsphäre eines jeden Menschen tritt, wohin sie im 20. Jahrhundert jahrzehntelang eingesperrt war. Dabei spielt der Zusammenbruch der Hegemonie der marxistischen Ideologie im ostmitteleuropäischen Raum eine wichtige Rolle, genauso wie das Wiederaufleben des Interesses an der katholischen Soziallehre, die Verbreitung des Islams als geopolitischer Faktor sowie die Tatsache, dass die

¹ György Poszler: *A vesztesek?! Borús töprengések erdélyi ügyekben*. In: *Korunk* 3. Folge, 13 (2002) 6, 27–31; Gy. Poszler: *Az erdélyi magyarság száz évéről*. Bizonytalan remények és tétova kételyek. Kolozsvár 2016.

Wiederbelebung der nationalen Identität die Rolle der Religion in der Gestaltung der historischen und kulturellen Identität neu bewertet, außerdem dass in den osteuropäischen Ländern die Kirchen zumindest einen Teil ihres früheren Status zurückbekommen haben.² Krystyna Daniel und Cole W. Durham, ein polnisch-amerikanisches Juristen-Autorenpaar, waren besorgt, ob »die Wechselwirkungen von religiöser und nationaler Identität ein neues Cuius-Regio-Prinzip schaffen, in dessen Rahmen die traditionellen Religionen mit staatlichen Institutionen kooperieren können, um die Hegemonie der ›traditionellen‹ Religionen durchzusetzen; oder ob eine wirklich offene Gesellschaft dem Sturm des aufkommenden Nationalismus und der atavistischen Intoleranz standhalten kann, der sich in einigen Teilen der Region breitzumachen scheint.«³ Der Philosoph György Bence spekulierte über die Grenzen der (meist staatlichen) religiösen Neutralität, wohl wissend, dass dies nicht mit akademischer Objektivität besprochen werden könne. Eine seiner Thesen lautet: »Aus der religiösen Neutralität des Staates, aus der Trennung von Staat und Kirche folgt nicht, dass Religion eine Privatsache ist, und als solche in der Politik keinen Platz hat.«⁴ Csaba Gáspár analysierte aus theologischer Perspektive die Bedeutung der Religionsfreiheit aus römisch-katholischer Sicht.⁵ Jenő Szigeti erinnerte sich an die Erfahrungen als »Minderheit« in seiner eigenen adventistischen Kirche und fragte, wie Religionsfreiheit und die Ethik der Toleranz miteinander zusammenhängen und wie das Prinzip der demokratischen Gleichheit das Verhältnis der Religionen regele, da doch die Religion, der Glaube, die ultimative Gewissheit der Wahrheit erfordere.⁶

Alle Zeichen weisen darauf hin, dass in der Gesellschaft eine Tradition fortbesteht, deren Bedeutung für lange Zeit vergessen oder in den Hintergrund gedrängt war. Es ist aus der Sicht der Ethnografen eine unausweichliche Aufgabe, die Situation mit den verfügbaren Mitteln und Instrumenten

² Silvio Ferrari: The New Wine and the Old Cask. In: *The Law of Religious Identity: Models for Post-Communism*. Ed. András Sajó, Shlomo Avineri, The Hague 1999, 1–15.

³ Krystyna Daniel – Cole W. Durham: Religious Identity as a Component of National Identity: Implications for Emerging Church-State Relations in the Former Socialist Bloc. In: *The Law Of Religious Identity* 117–152.

⁴ György Bence: A vallási semlegesség határaitól. In: *Világosság* 35 (1994) 5–6, 118–128, hier 119.

⁵ Csaba László Gáspár: A vallásszabadságról római katolikus nézőpontból. In: *Fundamentum* 3 (1999) 2, 105–116.

⁶ Jenő Szigeti: A vallási kisebbségek elfogadásának etikai problémái. In: *Lelkipásztor* 69 (1994) 5, 188–190; J. Szigeti: A vallásszabadság és a tolerancia etikája. In: *Partium* 4 (1996) Dezember, 47–51.

unseres Berufs zu klären. Es geht darum, jenen »Vorhang« zur Seite zu ziehen, den Zoltán Tóth in seiner perspektivischen Abbildung der Bauern als Metapher benutzte: »Die konfessionelle Spaltung ist so lange klar und ausgeprägt, bis die modernen Nationalismen am Ende des 18. Jahrhunderts, wie bei einer Art von kompromittierenden Umständen im Wettbewerb der Nationen, sie hinter einem Vorhang verstecken... Religion wird auch dort zur Privatangelegenheit, wo Kirche und Staat nicht durch das öffentliche Recht getrennt worden sind.«⁷ In Ostmitteleuropa unterscheidet sich die konfessionelle Spaltung grundlegend von den Verhältnissen in West- und Südeuropa, wo »die Unterschiede in der christlichen Konfession im Allgemeinen auf radikale Weise noch vor dem Konzil von Trient oder den Prinzipien von Trient entsprechend später oder noch vor der Verbreitung des modernen Nationalismus nach der Französischen Revolution abgeschafft worden waren. Die durch die Verfassung zugesicherte Religionsfreiheit des Adels, der religiöse Liberalismus im Kreis des Volkes in den durch die Türken besetzten Gebieten sowie später der Arbeitskräftemangel in den neu besiedelten Gebieten haben auch in den Dörfern zu einer heterogenen Zusammensetzung auf Glaubensbasis geführt.«⁸

Die zu beantwortenden Fragen springen ins Auge, wenn wir an die religiöse Vielfalt und die Toleranz in Siebenbürgen denken, die auf ihre eigene Weise Teil des kollektiven Denkens geworden sind.

1. Das Bild der Vergangenheit erscheint in Siebenbürgen lange Zeit hindurch als konfessionell geprägt. Dieses Merkmal kann in der Intonation, manchmal in der Wortwahl, mitunter bei der Auswahl der Tatsachen auf implizite oder explizite Weise wahrgenommen werden. Dieser konfessionsgebundene Standpunkt verschwindet im 20. Jahrhundert, insbesondere in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts allmählich und bleibt zunehmend nur bei den Geistlichen einer bestimmten Religion bestehen. Diese Aussage gilt vor allem für das Vergangenheitsbild der Religion. Ein Beispiel hierfür sind das Buch des calvinistischen Pfarrers Dezső László über die Geschichte der reformierten Kirche in Siebenbürgen und das Werk des Historikers und Franziskaners Fidél Benedek über die Geschichte der Franziskaner in Siebenbürgen.⁹ Sie wählen die

⁷ Zoltán Tóth: Távlati kép a magyar parasztságról. In: Magyar néprajz. VIII: Társadalom. Hgg. Attila Paládi-Kovács [u. a.]. Budapest 2000, 67–116, hier 113.

⁸ Ebenda, 116.

⁹ Fidél Benedek: A Szent István Királyról nevezett Erdélyi Ferences Rendtartomány története. I. (1440–1640). In: Az erdélyi ferences rendtartomány. I. Kolozsvár 2002, 7–205; Dezső László: Az erdélyi református egyház története. [O. O.] 1929.

Ereignisse aus, kommentieren und bewerten sie aus einer *inneren* Perspektive, während sie anderen Sichtweisen kritischer gegenüberstehen.

Im Zusammenhang mit der Pfingstwallfahrt von Csíksomlyó, im Osten Siebenbürgens (*Șumuleu Ciuc, Schomlenberg*), alle Jahre wieder die Geschichte erzählt, wonach der Unitarier Johann Sigismund Szápolyai, Fürst von Siebenbürgen, im Jahre 1567 die römisch-katholischen Szekler im Verwaltungsgebiet von Csík (*Ciuc, Tschik*) mit der Absicht angegriffen habe, sie zu bekehren, und dass die Bevölkerung von Csík unter der Führung eines Pfarrers István aus Gyergyóalfalu (*Joseni, Untersdorf*) von der Gnadenstatue der Maria in Csíksomlyó in die Schlacht gezogen, diese gewonnen habe und danach zur Maria zurückgekehrt sei, um dort den Sieg zu feiern. Seit dem Ende der 1770er Jahre, dem Zeitpunkt ihrer ersten schriftlichen Abfassung, hat sich diese Erzählung über alle historische, soziale und religiöse Veränderungen hindurch gehalten und durchgesetzt. Nach der politischen Wende um 1989 wurde sie neu belebt.¹⁰ Die Unitarier haben in letzter Zeit nachdrücklich, aber vergeblich gefordert, nicht mehr mit der Wallfahrt zu Pfingsten in Verbindung gebracht zu werden.¹¹ Immerhin wurde auf dem örtlichen Denkmal 1567, das Jahr des vermeintlichen Sieges der katholischen Szekler, nicht unter den bedeutenden historischen Zeitpunkten eingeritzt. Beachtenswerterweise lebt im Konzept der *Toleranz* die schöne Legende eines konfessionellen Konfliktes und Sieges weiter, indem sie das Selbstbewusstsein der einen Partei stärkt, während sie das Selbstbewusstsein der anderen Partei zur Gegenwehr anstachelt.

Als erste stellt sich also die Frage, ob es möglich ist, eine konfessionell *gemeinsame* Geschichte zu schreiben, eine Geschichte über die Vergangenheit der religiösen Toleranz in Siebenbürgen zu erzählen? Wenn ja, wie? Ein entsprechender Versuch wurde 1992 mit der Veröffentlichung eines Sammelbandes über die Geschichte der katholischen, calvinistischen, unitarischen und protestantischen Bistümer und Kirchenbezirke in Siebenbürgen unternommen. Jedes Kapitel wurde von Vertretern der betreffenden Kirche verfasst, aber es gibt nur wenige Anzeichen dafür, dass sie sich inhaltlich miteinander abgesprochen hätten.¹² Ähnliche Initiativen sind seither nicht bekannt geworden.

¹⁰ Tamás Mohay: Egy ünnep alapjai: a csíksomlyói pünkösdi búcsú új megvilágításban. In: Keresztény Magvető 111 (2005) 2, 107–134.

¹¹ Árpád Szabó: Mindenben szeretet. In: Szabadság 19 (2007) 119, 3. Mai, 3.

¹² Erdélyi egyházaink évszázadai. Hgg. Zoltán Barabás [u. a.]. Bukarest 1992.

Der Schreiber dieser Zeilen hält die *gemeinsame Geschichte* nicht für identisch mit der von religiösen Dimensionen befreiten Geschichte. Es ist auch eine Lesart über Siebenbürgen erkennbar, nach der wegen einer eigenartigen Blindheit seine religiöse Vielfalt nicht wahrgenommen werden würde, dies selbst in Bezug auf Themen wie nationale Identität, nationale Besonderheiten¹³ oder Varianten des siebenbürgischen Bewusstseins.¹⁴ Wir können uns fast sicher sein, dass die Lösungen in einer anderen Richtung zu suchen sind.

2. Als Beginn der *Zeitrechnung* der religiösen Toleranz und Vielfalt in Siebenbürgen gilt das Gesetz von Thorenburg aus dem Jahre 1568. In der Geschichtswissenschaft haben sich hierzu zwei Untersuchungsansätze herausgebildet. Die wichtigste Trennlinie ist im Zusammenhang mit dem Hintergrund, der Bedeutung und der Wirkung des Gesetzes entstanden. „Geistliche Versöhnung oder politischer Kompromiss?“, fragte Kálmán Benda in Bezug auf die konfessionelle Koexistenz im Ungarn des 15.–17. Jahrhunderts.¹⁵ Dieser Titel eines Aufsatzes bringt zwei Bewertungsarten zum Ausdruck. Die Vertreter der einen neigen dazu, im Gesetz von Thorenburg den Ausdruck einer umfassenden, für die Völker in Siebenbürgen allgemein charakteristischen Verhaltensweise zu sehen, für deren Manifestierung immer wieder neue Bemühungen notwendig sind; außerdem meinen sie, im Gesetz eine Entwicklung von weltpolitischer Bedeutung erkennen zu können, deren Fortsetzung in Amerika und in Westeuropa erst zweihundert Jahre später erfolgen wird. Sándor Szent-Iványi, der als unitarischer Anführer in Siebenbürgen und als Vorsitzender der Bürgerlich-Demokratischen Partei nach dem Zweiten Weltkrieg in die Vereinigten Staaten von Amerika emigriert war, sah Ungarn als Vorreiter der religiösen Toleranz in Europa und in dieser Rolle die Verwirklichung einer nationalen Berufung: »Für mich die Verabschiedung dieser Gesetze eine der größten Errungenschaften der universellen Kulturgeschichte, auf die alle Ungarn stolz sein können, und aus der sowohl Ungarn als auch Nicht-Ungarn lernen können. Ich wünsche mir, dass dieser Geist der Toleranz, der die Schöpfer dieser Gesetze einst durchdrang, auch heute bestehe,

¹³ Mária Székelyi – György Csepeli – Antal Örkény – Gábor Csere: Dunának, Oltnak egy a hangja? Román és magyar nemzeti látószögek Erdélyben. In: *Kötődések Erdélyhez. Tanulmányok*. Hg. Béni L. Balogh. Tatabánya 1999, 315–336.

¹⁴ Barna Ábrahám: Az erdélyiségtudat változatai. In: *Kötődések Erdélyhez* 125–136.

¹⁵ Kálmán Benda: Lelki megbékélés vagy politikai kiegyezés? A felekezeti együttélés a 15–17. századi Magyarországon. In: Ders.: *A nemzeti hivatástudat nyomában*. Budapest 2004, 64–72.

um der tausendfach aufgesplitterten Welt der Seelenverwandten wieder Frieden und Verständnis zu bringen.«¹⁶ Es ist einmal auch die Meinung formuliert worden, nach der die Friedensverhandlungen in Trianon 1920 womöglich anders verlaufen wären, wenn die Siegermächte gewusst hätten, wie weit der siebenbürgische Religionsfrieden ihrem Vertragswerk vorausgegangen war, und so mehr Sympathie für Ungarn empfunden hätten.¹⁷

Subtiler scheint die Sichtweise von Historikern zu sein, aus deren Beurteilung der Hinweis auf die Bedeutung des Gesetzes ebenfalls nicht fehlt, die jedoch neben den seelischen Momenten auch jene Strukturen der Gesellschaft, der Politik, der Macht und der internationalen Einflüsse klar skizzieren, deren Zusammenwirken die Geburt des Gesetzes von 1568 gerade zu jenem Zeitpunkt und an jenem Ort ermöglichte. In diesem Sinne vertrat der Katholik Gyula Szekfű in der Beurteilung der religiösen Toleranz und des Protestantismus entgegen der Auffassung des Protestanten Elemér Mályusz die Meinung, dass es methodisch falsch sei, das Auftreten religiöser Geduld an eine bestimmte Handlung oder Bewegung zu binden. Seiner Ansicht nach war der Protestantismus ursprünglich ebenfalls Feind jeder Art von Toleranz; erst im 18. Jahrhundert habe er sich dem Gebot der friedlichen Koexistenz der Konfessionen verschrieben. Wegbereiter dieses Prinzips »waren die Sekten, von den Anabaptisten bis zu den Quäkern, die dann das Konzept dem Rationalismus weitergaben. Dieses nicht-reformierte protestantische Prinzip erschuf im 16–17. Jahrhundert die ›Versuche zur praktischen Erfüllung der Toleranz‹, während er in den politischen Angelegenheiten mit der Unterstützung der Staatsräson und des Rationalismus tatsächlich realisierbar wurde.«¹⁸

Gábor Barta ging in der dreibändigen „Geschichte Siebenbürgens“¹⁹ auf den Glaubensfrieden von Thorenburg und dessen Bedeutung kaum ein, was ihm mehrmals vorgeworfen wurde.²⁰ Später äußerte er sich dazu in einem kurzen Überblick, der dann in die „Kurze Geschichte Siebenbürgens“ einfluss.²¹ Sein Standpunkt steht jenem von Ludwig Binder nahe, der den Religi-

¹⁶ Sándor Szent-Iványi: *A magyar vallásszabadság*. New York 1964, 155.

¹⁷ Tamás Török: Torda. In: *Hitel* 6 (1993) 3, 47–51, hier 49–50.

¹⁸ Gyula Szekfű: *A vallási türelem és a hazai puritánizmus*. In: *Theologia* 2 (1935) 4, 303–314, hier 304.

¹⁹ *Erdély története*. I–III. Hg. Béla Köpeczi. Budapest 1986.

²⁰ Szabolcs Nyiredy: *Erdély dicsőségéről – 425 év távlatából*. In: *Iskolakultúra* 4 (1994) 4, 70–76; Török: Torda.

²¹ Gábor Barta: *A XVI. századi erdélyi vallási türelem kérdéséhez*. In: *Hungaro-Polonica. Tanulmányok a magyar-lengyel történelmi és irodalmi kapcsolatok köréből. Emlékkönyv Waclaw Felczak 70. születésnapjára*. Hgg. Csaba Gy. Kiss, István Kovács. Budapest 1986,

onsfrieden in Siebenbürgen auf den komplexen Aufbau des Ständestaates sowie auf die besonders günstige Parallelität der Autonomie der *drei Nationen* zurückführte.²² Barta hält einige Detailfragen für ebenso wichtig, so den Umstand, dass es eine starke zentrale Macht gab, deren materielle Grundlage, die Besitztümer der Bistümer, weitgehend von den Anhängern des alten Glaubens geschaffen worden war; dass die Stände und die gesellschaftlichen Kräfte außerhalb der Stände (wie die Marktstädte jenseits der Theiß) zwar wirtschaftlich und teilweise auch intellektuell stark waren, sie aber nur in den kurzen Phasen von Machtwechseln eine politische Rolle zu spielen vermochten; dass die Autonomie von Siebenbürgen fortlaufend äußerer Bedrohung durch Großmächte ausgesetzt war, und dass die Landesfürsten nur wenige echte Anhänger für die regionale Sonderentwicklung gewinnen konnten, denn der ungarische Adel »wollte sich mit der Zerstückelung seines halbttausendjährigen Reiches abzufinden«,²³ dass die Szekler in den 1560–1590er Jahren die schwerste Krise ihrer Geschichte durchlebten, da ihre »archaische Soldaten-Bauern-Gesellschaft durch die eigene innere Entwicklung sowie den Druck der feudalen Umgebung zersetzt wurde: es begann der langsame, schmerzhafteste Prozess des Zerfalls in Leibeigene und Adlige«, und »die Unzufriedenen suchten immer gern Unterstützung bei Mächten außerhalb Siebenbürgens, seien es die Habsburger, die Polen oder die Walachei Michael des Tapferen«. ²⁴ Barta sieht im Hintergrund des Gleichgewichts zwischen den sächsischen Lutheranern, den ungarischen Calvinisten und den Klausenburger sowie szeklerischen Unitariern in erster Linie die politischen Konstellationen: bei den Sachsen die deutsche (geistige) und die (politische) Habsburg-Orientierung, bei den Calvinisten in den Marktstädten jenseits der Theiß die Habsburgfeindlichkeit, bei den Unitariern die Unterstützung von Johannes Sigismund sowie die Krisenphänomene bei den Szeklern. Am Ende seiner Ausführungen stellt er seinen Gedankengang gleichsam in Klammern: »Es scheint also, als ob die Varianten der Glaubenserneuerung mit den sozioökonomischen Möglichkeiten der Empfänger in Verbindung gebracht werden können. Aber ob diese Beziehung wirklich existierte, und wenn ja, wie sie sich

37–43; G. Barta: A fejedelemség kialakulása és első válsága (1526–1606). In: Erdély rövid története. Hg. Béla Köpeczi. Budapest 1989, 217–265, hier 253–258.

²² Ludwig Binder: Grundlagen und Formen der Toleranz in Siebenbürgen bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. Wien 1976.

²³ Barta: A XVI. századi erdélyi vallási türelem, 39.

²⁴ Ebenda.

äußerte, müsste noch bewiesen werden.«²⁵ Es gibt also für die Geschichtswissenschaft ebenso wie für die historische Anthropologie noch viel zu tun.

Weitere Aspekte spricht Mihály Balázs, (unitarischer) Professor der Literaturwissenschaft aus Szeged an. Auch er geht davon aus, dass »in dieser Region ein Zusammenleben verschiedener Konfessionen zu beobachten ist, das im Westen nicht vorkommt.«²⁶ Nach der Aufzählung der Gründe – ethnische Vielfalt, die noch vor der Reformation mit dem Zusammenleben verschiedener Religionen einherging; die dem Westen gegenüber unvergleichbar mächtigere Organisationskraft des Adels, welche die Fürsten daran hinderte, die früher gegen die Ketzer verabschiedeten Gesetze auch gegen die Anhänger der Reformation anzuwenden – erinnert er daran, dass die Anführer der aufsteigenden Staatlichkeit in Siebenbürgen es sich nicht erlauben konnten, ihre eigene Situation inmitten verschiedener bedrohlicher Umstände durch die Überspitzung der konfessionellen Angelegenheiten zu verunsichern. Letztlich kodifizierten die siebenbürgischen Landtage die tatsächliche Lage, als sie der Bevölkerung Religionsfreiheit zusicherten: zuerst 1557 für die Lutheraner, dann 1564 für die Anhänger der helvetischen Reformation. Als Konsequenz davon entstand eine eigenartige Kirchenorganisation: »Das aufgehobene katholische Bistum wurde durch zwei Bistümer ersetzt, die territorial-national und nicht konfessionell organisiert waren. Dadurch waren die sächsischen Bischöfe für alle verantwortlich, die in den sächsischen Städten und in ihrer Umgebung lebten, unabhängig davon, ob sie lutherisch oder calvinistisch waren. Der Wirkungsbereich des Bischofs der Ungarn war ähnlich umfangreich: Unter seine Kontrolle gerieten sowohl lutherische als auch Calvinisten, die außerhalb der sächsischen Gebiete lebten. All dies ergänzte sich mit dem Recht der Siedlungen, zu entscheiden, welcher Religion sie folgten, und schuf eine einzigartige Rechtslage.«²⁷ Der Autor meint aufgrund der Untersuchung der polnischen und der ungarischen Verhältnisse, dass der Toleranzstreit der antitrinitarischen Prediger in den siebenbürgischen Religionsgesetzen aus den Jahren 1568 und 1571 die Verbreitung von westeuropäischen Ideen erkennen lasse, so dass (zumindest im geistigen Sinne) nicht von einem isolierten Phänomen die Rede sein könne. Diese Gesetze betrachtet Mihály Balázs denn auch nicht als Mittel der Institutionalisierung der vier *recepta religio*, da

²⁵ Ebenda, 41.

²⁶ Mihály Balázs: A vallási tolerancia gondolata Kelet-Közép-Európában a XVI. században. In: Mihály napi köszöntő. Írások Ilia Mihály születésnapjára. Hg. Noémi Saly. Szeged 2000, 23–34, hier 23.

²⁷ Ebenda, 29.

sie sich (anders als die früheren Rechtsvorschriften) nicht auf die Anerkennung bestimmter Konfessionen beschränkten und sie den bestehenden kirchlichen Rahmen nicht berührten; das Recht der Superintendanten wurde daher einzig und allein auf die Moral der Priester beschränkt. Außerdem war die katholische Kirche bis dahin organisatorisch praktisch vollständig zersplittert, wurden die katholischen Priester vom Landtag schon im Jahre 1566 aus Siebenbürgen verbannt (obwohl sie auf den Besitztümern der katholischen Adelsfamilien ungestört weiter wirken durften).

Das berühmte Religionsgesetz von Thorenburg sprach im Jahre 1568 von vier rezipierten Religionen. Das 1437 in Kápolna (*Căpâlna*) geschlossene *Unio Trium Nationum* des ungarischen Adels, der Siebenbürger Sachsen und der Szekler hatte die politischen Nationen (*nationes*) in Betracht gezogen und die sprachlich, ethnisch, steuerrechtlich und auch religiös andersartigen Rumänen nicht berücksichtigt. Die im 16. Jahrhundert rezipierten Religionen rechneten ebenfalls nicht mit dem griechisch-orthodoxen Glauben der Rumänen, der in Siebenbürgen erst zweihundert Jahre später den rezipierten Status erlangen sollte, als die Rumänen in der Region bereits die zahlenmäßige Mehrheit stellten. »Es ist wohl wahr«, stellt Kálmán Benda in diesem Zusammenhang fest, »dass die orthodoxe Kirche in Siebenbürgen volle Freiheit genoss und unter den eigenen Bischöfen ihr eigenes Kirchenleben führte, die politischen Rechte, die den rezipierten Konfessionen zukamen, genoss sie aber nicht. Die Idee der Gleichheit setzte sich nur in der westlichen Kirche durch, insofern konnte auch Siebenbürgen nicht die Grenzen des Denkens und Weltbildes des 16. Jahrhunderts überschreiten.«²⁸ Im 16. Jahrhundert rechnete man auch mit den Sabbatariern nicht, deren ausdrückliche Verfolgung hielt man im Zeichen der *religiösen Toleranz* sogar für zulässig.

Bekanntlich waren die rezipierten Religionen Siebenbürgens nicht in allem gleichrangig. Vor und nach der Erklärung des Religionsfriedens wurden mehrfach gewaltsame Maßnahmen ergriffen. Zum Beispiel wurden die Franziskaner in Klausenburg 1556 endgültig aus ihrer Kirche vertrieben. Katholiken konnten zur Zeit des Fürstentums keinen Bischof halten, die gewählten Bischöfe durften nicht in das Land einreisen, ebenso die Mönchsorden, mit der Ausnahme der geschwächten Franziskaner und der mehrere Male aus dem Land gewiesenen Jesuiten. Den Unitariern wurde ebenfalls Schaden zugefügt, verstarb doch ihr Bischof Ferenc Dávid nach seiner Inhaftierung im

²⁸ Kálmán Benda: Az 1568. évi tordai országgyűlés és az erdélyi vallásszabadság. In: Erdélyi Múzeum 56 (1994) 3–4, 1–4, hier 4.

Gefängnis. Gábor Barta bemerkt, dass dies im 16. Jahrhundert der einzige Akt des Fürsten gegen eine Konfession im Lande war.²⁹

Benda Kálmán legt in seinem kurzen, aber umfassenden europäischen Überblick über die siebenbürgische Art des religiösen Zusammenlebens dar, dass trotz der mehr oder weniger kontinuierlichen Befolgung der entsprechenden Gesetze »eine Aussöhnung zwischen den Seelen noch weit entfernt war«. ³⁰ Einer Lösung harpte das Problem der konfessionell gemischt bevölkerten Siedlungen sowie die Frage der Nutzung der Kirche, des Pfarrhauses und der Schule, zu deren Regelung nach mehreren Versuchen, Jahrzehnte später, 1615 ein Gesetz verabschiedet wurde. So erhielt das Fürstentum für eine weitere Zeitspanne die einigermaßen sichere Möglichkeit, friedliche Lösungen zu finden. Ágnes R. Várkonyi hat darauf hingewiesen, dass um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert England und die Niederlande starkes Interesse für die Religionsfreiheit der Protestanten in Siebenbürgen und Ungarn bekundeten, und dies durch die weit verbreitete Biografie von Imre Thököly das Traktat des Engländers John Locke über die Religionsfreiheit beeinflusst haben könnte. Diese internationalen Bezüge haben aber nicht verhindert, »das Gesetz von Thorenburg über die Religionsfreiheit nach dem Zweiten Weltkrieg vollständig aus dem nationalen und internationalen Gedächtnis verschwunden ist«. ³¹

Der früher als *Gegenreformation* bezeichnete katholische Wiederaufbau versuchte, die Integrität der kirchlichen Hierarchie wiederherzustellen, die im Falle der anderen rezipierten Religionen weder vorher noch nachher verletzt worden war. Das Bistum Siebenbürgen wurde erst 1716, nach der Niederschlagung des Rákóczi-Freiheitskampfes, rechtlich wieder errichtet. ³² Die Calvinisten und Unitarier verloren ihre Schulen und Kirchen, manchmal auf schmerzhaft Weise. Ferenc Léstyán kennt 34 Kirchen, die im 18. Jahrhundert Katholiken weg- oder zurücknahmen; es wurden andererseits 111 neue Kirchen an Orten errichtet, an denen die Pfarrei mittelalterliche Ursprünge vorwies. ³³ Wie viel Freiheit die Anhänger einer bestimmten Konfession genossen, wurde nicht nur von den Regeln des Glaubensfriedens und des Toleranzpatentes be-

²⁹ Barta: A XVI. századi erdélyi vallási türelem, 40.

³⁰ Benda: Lelki megbékélés, 67.

³¹ Ágnes R. Várkonyi: „Rólad szól a mese.“ In: Liget 7 (1994) 1, 60–65, hier 61.

³² András Magyar: Az erdélyi katolikus püspökség helyreállításának körülményei a XVIII. század elején. In: Emlékkönyv Csetri Elek születésének nyolcvanadik évfordulójára. Hgg. Judit Pál, Gábor Sipos. Kolozsvár 2004, 301–308.

³³ Ferenc Léstyán: A gyulafehérvári római katolikus megyéspüspökség. In: *Erdélyi egyházaink évszázadai* 5–55.

stimmt, sondern hing auch den machtpolitischen und materiellen Bedingungen ab: »wirklich frei war jemand, der sich auf die Unterstützung des Fürsten und der Gutsherren verlassen konnte«. ³⁴

3. Aus Umfangsgründen können die Entwicklungen von mehreren hundert Jahren an dieser Stelle nicht verfolgt werden. László Kósa hat dies anhand einiger allgemeiner Werke in Bezug auf die Akzeptanz und das Zusammenleben der verschiedenen nationalen Konfessionsgemeinschaften ohnehin schon getan. ³⁵ Das Toleranzpatent stammt von demselben Kaiser Joseph II., der die Arbeit einiger ungarländischer Mönchsorden einschränkte oder verunmöglichte. Seine Hand führte wohl ebenfalls nicht das Motiv der Gewissensfreiheit, sondern das Staatsinteresse wurde wahrscheinlich ebenfalls nicht von der Freiheit des Gewissens geführt, sondern Staatsinteresse. ³⁶ Auf staatlicher Ebene brachte das 19. Jahrhundert die rechtliche Emanzipation neuer Religionen, einschließlich der jüdischen Konfession, mit sich, während den Mitgliedern der Sekten die Religionsfreiheit weiterhin vorenthalten wurde. Nachdem Siebenbürgen 1920 Rumänien angeschlossen worden war, entstand eine neue Situation. Die Orthodoxie ist von da an nicht mehr eine unter Gleichen, sondern hoch subventioniert, ja sogar im Status einer Staatsreligion; dies auch nach dem Zweiten Weltkrieg, als das kommunistische Regime Religion und Kirche hart verfolgte und gegen die anderen Kirchen vorging. Die anderen christlichen Konfessionen mussten Antworten auf diese neue Situation finden. Für die Ethnografie ist hier in erster Linie die Ebene des Alltags von Interesse, die von den institutionellen Bestrebungen der Kirchen gar nicht unabhängig war, das heißt, wie die nicht-orthodoxen Glaubensgemeinschaften inmitten der sich ausbreitenden Orthodoxie, unter deren alten Reflexen die Neigung, die Vielfarbigkeit anderer Religionen kennenzulernen und anzuerkennen kaum auftrat, ihren neuen Platz, ihre neue Rolle suchten und fanden. Dieser Prozess war auch in den *Friedensjahren* nicht einfach gewesen – davon zeugen die Entwicklungen in der Zwischenkriegszeit –, nach der kommunistischen Machtübernahme wurde er aber besonders schwierig. Jetzt rückte jedoch das Gefühl der gemeinsamen Verfolgung jene einander näher, die sich früher allenfalls geduldig-distanziert zueinander verhalten hatten. In der Diktatur der 1950er Jahre gruben die Geistlichen, Anführer und Anhänger aller

³⁴ Ebenda, 24.

³⁵ László Kósa: Vallások és etnikumok hazája: Erdély. In: *Kötődések Erdélyhez* 17–26.

³⁶ Benda: *Lelki megbékélés*, 71.

in Rumänien beheimateten Konfessionen im Donaudelta gemeinsam den Kanal.³⁷

Als dritte Frage stellt sich also im Hinblick auf das 20. Jahrhundert, welche neuen inneren Solidaritätsbedingungen für die christlichen Konfessionen, die in Toleranz nebeneinander lebten und sich dabei auch geduldig zankten, entstanden und wie sie sich ausprägten? Wie wirkten sie im Alltag der Gemeinschaften auf dem Land und in den Kleinstädten, in Bereichen, aus denen der überwiegende Anteil an ethnografischem Wissen stammt? Nachfolgende Anhaltspunkte zu einer Lagebeschreibung sollen auch helfen, Verbindungspunkte zwischen Religion und Kultur zu finden.

II. Lagebericht: Annäherungen

1. Die für das ganze Gebiet Siebenbürgens charakteristische religiöse Vielfalt lässt sich anhand statistischer Quellen und überregionaler Übersichten vorzüglich nachvollziehen. In Bezug auf die Zeit des Dualismus versorgen uns die Volkszählungen in Ungarn mit einem befriedigenden Bild über die Verteilung der Konfessionen in Siebenbürgen.

Tabelle 1: Konfessionelle Struktur der Bevölkerung in Siebenbürgen 1850–1910³⁸

Konfession	1850	1850	1880	1900	1910	1850	1850	1880	1900	1910
	Anzahl					Prozent				
Römisch-katholisch	219.536	211.622	263.816	331.199	375.325	10,6	11,37	12,7	13,3	14,0
Griechisch-katholisch	664.154	543.530	575.866	691.896	749.404	32,2	29,20	27,5	28,0	28,0
Griechisch-orthodox	621.852	600.474	662.936	748.928	792.864	30,2	32,26	31,8	30,3	29,6
Evangelisch	196.356	195.956	199.551	222.346	229.028	9,5	10,53	9,6	9,0	8,6
Reformiert	298.136	252.342	296.395	364.704	399.312	14,5	13,56	14,2	14,7	14,9
Unitarisch	45.112	45.098	55.068	64.494	67.749	2,1	2,42	2,6	2,6	2,5
Israelitisch	15.606	11.692	29.993	53.065	64.074	0,8	0,63	1,4	2,1	2,4
Sonstiges	893	893	432	366	611	0,04	0,05	0,2	0,0	0,0

³⁷ János Bartalis: Halálra ítélve. Erdélyi ferencesek története 1949–1989-ig. Déva 2001; Kálmán Csiha: Az Erdélyi Református Egyházkerület helyzete 1944-től napjainkig. In: *Erdélyi egyházaink évszázadai 173–184*; Ferenc Léstyán: Erdélyi Szibéria. Gyulafehérvár 2003.

³⁸ Erste Spalte 1850: gemeinsam mit dem Partium; zweite Spalte 1850: Gebiete nach 1876. Quellenbasierte Vorlage: *Erdély története* III, 1572.

Karten legen neuerdings auch visuell die religiöse Zusammensetzung der östlichen Region des Karpatenbeckens dar. Károly Kocsis hat dazu auf die Jahre 1910, 1991 und 2001 bezogen farbige Karten veröffentlicht.³⁹ Die zunehmende religiöse Homogenisierung auf dem Gebiet Siebenbürgens ist offensichtlich: Praktisch verschwunden sind die Blöcke der sächsischen evangelischen Bevölkerung in der Gegend um Beszterce (*Bistritz, Bistrița*) und in Südsiebenbürgen, während die griechischen Katholiken, die vor hundert Jahren vielerorts in der Mehrheit waren, ebenfalls nur kleinräumig vertreten sind. Auch kirchliche Organigramme erweisen sich als nützlich, wenn es um die Darstellung der Grenzen von Landschaften, Ländergruppen und ihrer Beziehung zu kirchlichen Strukturen geht. Solche Karten sind in der Redaktion von László Sebök zum Beispiel bei Béla Barabás über katholische, calvinistische und unitarische Kirchen zu finden.⁴⁰

Árpád E. Varga führte die monumentale Arbeit der Neuordnung der (nur teilweise) bekannten Daten zur Religion in seinem sechsbändigen statistischen Werk durch. Er sammelte, sortierte und gruppierte nach Kreisen die bei Volkszählungen in Österreich, Ungarn und Rumänien erhobenen Daten zur Nationalität, zur Muttersprache und zur Religion, von der Volkszählung 1850 bis zu jener im Jahre 1992 in Rumänien. Erfasst wurden etwa 5.300 Siedlungen. Um die Datenreihe zu vervollständigen und sie vergleichbar zu machen, mussten die Angaben kritisch bewertet werden. Es war notwendig, die ursprünglichen Zahlen zu modifizieren, zusammenzuziehen und sorgfältige Schätzungen vorzunehmen. Eine Datenreihe, und zwar jene zur Konfession der Befragten aus dem Jahre 1869, stellte Varga aus dem nicht veröffentlichten, als Manuskript überlieferten Material der Volkszählung zusammen. Jeder Band wird von einer detaillierten Studie eingeführt, die es unter anderem ermöglicht, die im heutigen rumänischen Verwaltungssystem zusammengefassten Daten mit dem Material aus den zeitgenössischen Verwaltungseinheiten abzugleichen. Die Datensammlung wird durch Kartenbeilagen ergänzt. Die vollständigen Angaben sind auch im Internet zugänglich.⁴¹ Die Erfahrungen seiner langjährigen Forschungsarbeit hat der Autor in einem Studienband

³⁹ Károly Kocsis: *Délkelet-Európa térképekben*. Budapest 2005, 13, 18, 22.

⁴⁰ Béla Barabás: *Egyházak*. In: *Hetven év. A romániai magyarság története 1919–1989*. Hgg. László Diószegi, Andrea R. Süle. Budapest 1990, 100–109, hier 102, 105, 108.

⁴¹ Árpád E. Varga: *Erdély etnikai és felekezeti statisztikája*. I–VI. Csíkszereda/Budapest 1998–2002. Die vollständigen, in den Bänden enthaltenen Angaben sind auch im Internet zugänglich: <http://www.varga.adatbank.transindex.ro> (1. Februar 2019).

veröffentlicht.⁴² Religiöse Daten der Siedlungen in Siebenbürgen sind auch vom Zentralen Statistischen Amt in Budapest in der Redaktion von József Kepecs in zwei Bänden, auf der Grundlage der ungarischen Volkszählungen publiziert worden.⁴³

2. Die realistischere Dimension der Koexistenz zwischen den verschiedenen Konfessionen liefern die kleineren Gebietseinheiten. Eine der Optionen ist die Analyse des statistischen Materials aus ethnografischer Perspektive. Beispielsweise können aus den Datenreihen auch Zeitreihen zu den einzelnen Kreisen errechnet werden. Die territorialen Durchschnitte verdecken zwar die Unterschiede zwischen den kleineren Gebietseinheiten und Dorfgruppen, sie verraten aber auch einiges. Zur Illustration seien die Daten zweier heutiger Kreise im Szeklerland herangezogen, auch wenn das Gebiet der Kreise nur in Bezug auf die Zeit nach der verwaltungspolitischen Neustrukturierung von Rumänien im Jahre 1968 interpretiert werden kann. Auf den ersten Blick fällt die Verdoppelung des Anteils der orthodoxen Bevölkerung im Komitat Covasna (*Kovászna*) auf, im Weiteren der Rückgang der griechisch-katholischen Kirche auf die Hälfte, der leichte Anstieg der Anzahl der Katholiken sowie der umso schnellere Rückgang der Calvinisten. Im benachbarten Komitat Hargitha (*Hargita*) gibt es parallel ähnliche, aber auch unterschiedliche Prozesse.

Tabelle 2: Konfessionelle Struktur der Bevölkerung im (heutigen) Komitat Covasna 1850–1992 (in %)⁴⁴

Jahr	Orthodox	Griechisch-katholisch	Römisch-katholisch	Reformiert	Evangelisch	Unitarisch	Israelitisch	Sonstige	Baptisten	Pfingstler
1850	10,69	4,71	32,61	46,32	0,08	5,49		0,05	–	–
1857	14,16	1,89	33,14	45,20	0,13	5,28	0,16	8	–	–
1869	14,23	1,80	32,99	45,15	0,21	5,36	0,22	7	–	–
1880	13,92	1,56	32,31	45,72	0,27	5,79	0,37	27	–	–
1890	14,09	1,82	32,41	45,19	0,20	5,74	0,52	2	–	–
1900	14,97	1,77	32,52	44,28	0,27	5,47	0,65	35	–	–
1910	15,20	2,08	33,07	43,01	0,48	5,26	0,82	52	–	–
1930	18,51	2,09	32,30	40,21	0,74	5,20	0,61	0,31	0,22	–
1992	21,71	0,16	36,71	34,21	0,52	4,58	0,00	2,14	0,18	0,82

⁴² Árpád E. Varga: Fejezetek a jelenkori Erdély népesedéstörténetéből. Tanulmányok. Budapest 1998.

⁴³ József Kepecs: Erdély településeinek vallási adatai 1880–1941. I–II. Budapest 2001.

⁴⁴ Zusammengestellt nach Varga: Erdély etnikai és felekezeti statisztikája.

Tabelle 3: Konfessionelle Struktur der Bevölkerung im (heutigen) Komitat Hargita 1850–1992 (in %)⁴⁵

Jahr	Orthodox	Griechisch-katholisch	Römisch-katholisch	Reformiert	Evangelisch	Unitarisch	Israelitisch	Sonstige
1850	2,4	6,4	63,4	17,0	0,1	10,7	–	–
1857	2,5	6,7	63,1	16,2	0,1	10,4	–	1,0
1869	2,5	6,9	63,4	16,0	0,2	10,2	0,2	0,6
1880	2,2	7,3	63,8	15,5	0,2	10,2	0,4	0,4
1890	2,2	7,2	63,7	15,5	0,2	10,2	0,6	0,4
1900	2,1	7,1	64,4	15,3	0,3	9,8	1,0	–
1910	1,7	7,2	65,2	14,7	0,4	9,3	1,5	–
1930	3,1	7,4	64,9	13,6	0,3	8,5	1,7	0,5
1992	13,0	0,2	65,7	12,8	–	7,2	–	1,1

Mit statistischen Daten und Karten veranschaulicht Balázs Nagy in den vier Bänden seines Werkes „Dörfer im Szeklerland am Ende des 20. Jahrhunderts“ die konfessionellen Verhältnisse in der Region.⁴⁶ Das Material beleuchtet die inneren Zusammenhänge, vor allem, wenn die konfessionellen Datenreihen nach analytischen Gesichtspunkten sortiert werden. Als Beispiel dienen hier Geburtenziffern, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts veröffentlicht wurden.

Tabelle 4: Lebendgeburten nach Konfession in den Komitaten Csík, Háromszék (Trei Scaune, Drei Stühle), Maros-Torda (Mureş-Turda, Marosch-Torda), Udvarhely (Odorhei, Oderhellen) und Kis-Küküllő (Tárnava-Mică, Klein-Kokelburg) 1901–1910 (tausend Einwohner im Jahresdurchschnitt)⁴⁷

	Gesamt	Orthodox	Griechisch-katholisch	Römisch-katholisch	Reformiert	Evangelisch	Unitarisch	Israelitisch
Csík	39,1	26,8	36,5	39,8	35,9	27,8	45,1	37,3
Háromszék	34,5	40,5	35,6	35,8	31,0	39,4	30,6	35,3
Maros-Torda	36,4	34,2	38,0	35,2	37,6	26,3	37,3	34,4
Udvarhely	35,4	35,2	34,1	39,5	33,7	27,1	32,3	40,8
Kis-Küküllő	35,7	36,0	37,2	32,1	37,5	31,8	34,4	35,6

⁴⁵ Zusammengestellt nach Varga: Erdély etnikai és felekezeti statisztikája.

⁴⁶ Balázs Nagy: Székelyföld falvai a XX. század végén. I–IV. Budapest 1998–2006.

⁴⁷ Zusammengestellt nach: Magyar Statisztikai Közlemények 7 (1905) 166–171; Band 22 (1907) 172–181; 32 (1910) 172–181; 50 (1916) 228–233.

In der Tabelle tauchen weitere interessante Fragen auf, die weiter untersucht werden sollten. Es lässt sich überall eine Zahl über dem kumulativen Durchschnitt der Komitate in den Geburtenziffern finden, aber in jedem Komitat ist es eine andere Konfession, welche die höchste prozentuale Produktivität liefert: die Orthodoxen in Háromszék, die Israeliten in Udvarhely, die Griechisch-Katholiken in Maros-Torda, die Calvinisten in Kis-Küküllő und im Komitat Csík sind es spannenderweise die Unitarier. Dieses Ergebnis scheint Stereotypen zu widerlegen, die – aufgrund von gewöhnlichen Erfahrungen oder normativen Narrativen – eine höhere oder niedrigere Kinderzahl oder Bevölkerungszunahme mit einer bestimmten Konfession verbinden. Wie lässt es sich erklären, dass die Orthodoxen in Háromszék die höchste, und in Csík die niedrigste Geburtenrate aufweisen? Eine ähnliche Diskrepanz zeigt sich bei den Lutheranern in Háromszék und in Udvarhely. Die kleinste Streuung zeigen die Griechisch-Katholiken und die Israeliten, die größte die Lutheraner und die Orthodoxen. Auch wenn wir die von Komitat zu Komitat stark abweichenden Zahlen, damit die jeweils unterschiedlich zu gewichtenden Prozentanteile in Betracht ziehen, geben uns diese Daten zu denken und weisen darauf hin, dass Ethnografie und Statistik sowie historische Demografie einander einiges zu sagen haben.

Neben den statistischen Ansätzen sind Werke, die (auch) die religiöse und konfessionelle Zusammensetzung der Regionen, Gebiete und ethnischen Gruppen beschreiben, für die Forschung unentbehrlich. In seiner postum veröffentlichten Monografie thematisiert László Székely präzise und detailliert die dörflichen Andachtsformen im ehemaligen *Stuhl* (Verwaltungsgebiet) Csík, das heute größtenteils zum Komitat Harghita gehört.⁴⁸ Ilona Madar verfasste einen Band über das religiöse Leben, László Barabás lieferte einen wichtigen Beitrag zu den Volksbräuchen, denen ebenfalls viel über das alltägliche Zusammenleben der verschiedenen Konfessionen zu entnehmen ist.⁴⁹ Eine systematische Verwertung der Datenerhebungen, Monografien und Untersuchungen aus der Perspektive des Zusammenlebens der verschiedenen Konfessionen steht jedoch noch aus. Diese sollte auch in die *profanere* Welt der Feiertage und des Alltags einführen. Die Fragen sind auf das dichte Netz des Alltags ausgerichtet. In Anlehnung an Bertalan Andrásfalvy sprechen wir seit geraumer Zeit von einer Arbeitsteilung der einzelnen Regionen – ein

⁴⁸ László Székely: Csíki áhitat. A csíki székelyek vallási néprajza. Budapest 1995.

⁴⁹ László Barabás: Forog az esztendő kereke. Marosvásárhely 1998; Ilona Madar: A Sóvidék vallásosságáról. Marosvásárhely 1998.

Phänomen, das der Ethnografie schon seit Jahrzehnten bekannt war.⁵⁰ Die Zeit dürfte reif sein, die alltäglichen Formen und die Dynamik beim Zusammenleben der einzelnen Konfessionen gründlich unter die Lupe zu nehmen. Eine solche Darstellung sollte nicht bloß die inneren Strukturen verschiedener Konfessionen nebeneinander stellen, sondern auf der Untersuchung der interkonfessionellen und interethnischen Wechselwirkungen etwa bei den ausgeübten oder eben nicht ausgeübten Alltagsbräuchen beruhen.

3. Die religiöse Vielfalt ist in zahlreichen Fällen nicht nur zwischen einzelnen Siedlungen, sondern oft auch innerhalb derselben Siedlung zu beobachten. Auf dieser lokalen Ebene ergibt sich ein weiteres, kaum zu überblickendes Forschungsgebiet. Neben einer großen Anzahl von ethnografischen und lokalgeschichtlichen Monografien werfen Studien, Datenerhebungen sowie weltliche und kirchliche Medienberichte Grundfragen der interkonfessionellen Beziehungen auf. Wo und wie wurde, wird das Kirchengebäude genutzt? Welcher Religionsgemeinschaft gehören Kinder aus Mischehen an? Auf welche Art verändert sich von Generation zu Generation die konfessionelle Bevölkerungsstruktur einzelner Siedlungen? Worin liegen die Gründe für solche Anteilsverschiebungen? Wie betrachten sich die Mitglieder der unterschiedlichen Konfessionsgemeinschaften gegenseitig, wie distanziert verhalten sie sich zueinander, wie und worin macht sich diese Absonderung bemerkbar, was sind die *neutralen* Bereiche und wo befinden sich Räume der Annäherung? Diese und ähnliche Fragen beziehen sich auf Lebensformen, Prinzipien der Lebensführung, Verhaltensmuster in Kultur und Gemeinschaft. Das mehrbändige Werk von Balázs Nagy über die Dorflandschaft im Szeklerland eignet sich bestens zur Untersuchung dieser Themenbereiche.⁵¹

III. Religion und Kultur

Im Folgenden seien einige Themen aus der Geschichte der Beziehungen zwischen den Konfessionen und von deren *Toleranzverhältnissen* angeschnitten. Diese Ausführungen können in die Ethnografie von Siebenbürgen integriert werden.

⁵⁰ Bertalan *Andrásfalvy*: A táji munkamegosztás néprajzi vizsgálata. In: *Ethnographia* 89 (1978) 231–243.

⁵¹ Nagy: *Székelyföld falvai*.

1. Im Rahmen der verschiedenen Konfessionen wird die *Zeit* auf unterschiedliche Weise und aus unterschiedlicher Perspektive betrachtet, was am deutlichsten der Kalender zum Ausdruck bringt. Es ist kein Zufall, dass in alten Kalendern die Reihenfolge des Jahres nebeneinander, in verschiedenen Spalten des Kalenders angezeigt wird. Es ist bekannt, dass die Feste zu Ehren von Heiligen integrale Bestandteile der orthodoxen und der katholischen Tradition, jedoch nicht Teil des Protestantismus sind. Was im Kalender als Feiertag rot hervorgehoben wird, kann bei einer anderen Konfession Alltag sein. Die Feiertage zu Ehren der Heiligen unterscheiden sich auch zwischen der Ostbeziehungsweise der Westkirche, und in der griechisch-katholischen Kirche ist die Situation ebenfalls anders. Es gibt auch regionale Unterschiede, der lokale Kirchenkalender ergänzt immer den allgemeinen römischen Kalender. Das Kirchenjahr beginnt in der östlichen und der westlichen christlichen Tradition ebenfalls zu einem jeweils anderen Zeitpunkt: im Westen mit dem ersten Adventsonntag, im Osten am 1. September. Die Perioden der Fastendisziplin sind auch nicht identisch. Es gibt Unterschiede in Bezug auf das Arbeitsverbot, auf Glaubensfragen zu bestimmten Feiertagen und auf die Rolle der Schutzpatrone. Der Gregorianische Kalender aus dem 16. Jahrhundert wurde zu unterschiedlichen Zeitpunkten übernommen. Bekanntlich hatte sich die Debatte um die Kalenderreform in Deutschland besonders im 16. und 17. Jahrhundert zugespitzt. Wir wissen auch über eine Kalenderdebatte in Siebenbürgen. Selbst im 20. Jahrhundert führte diese Frage zu Gegensätzen zwischen den Konfessionen, da die Orthodoxen, die am Julianischen Kalender festhielten, in der Übernahme der westlichen Zeitrechnung den Verlust ihrer Identität sahen.⁵² In Rumänien wurde der Julianische Kalender erst im Jahre 1927 endgültig aufgegeben.

Die Zeitperspektive macht sich nicht nur in der Struktur eines Jahres bemerkbar. Die Frage, wann aus religiöser Perspektive die *Zeitrechnung* beginnt, wird von den verschiedenen Konfessionen ebenfalls voneinander abweichend beantwortet. Es ist nicht zu leugnen, dass der Protestantismus die christliche Tradition aus der Zeit vor dem 16. Jahrhundert vernachlässigt. Im Katholizismus stellt in der Neuzeit das Konzil von Trient (1545–1563) einen markanten, aber bei weitem nicht so starken Grenzpunkt dar, wie die Reformation bei den Protestanten: Die Heiligen des Mittelalters sowie die Kirchenväter der patris-

⁵² Veronika Domokos: Vallási tradíció és etnikai törésvonalak Kárpátalján. In: Motogoria. Tanulmányok Sárkány Mihály 60. születésnapjára. Hgg. András A. Gergely, Márton Kemény. Budapest 2004, 21–33.

tischen Periode wurden auch weiterhin als Teil der eigenen Geschichte betrachtet. In der Orthodoxie ist die innere Kontinuität stärker, auch wenn man sich dessen gar nicht so bewusst ist. Jedenfalls führen die Ikonen ikonografische Muster aus dem frühen Mittelalter ununterbrochen weiter. Diese Art von Kontinuität ist weder in der katholischen Tradition mit ihren Stilwechseln noch in den bildlosen protestantischen Kirchen zu beobachten.

2. Von Konfession zu Konfession unterschiedlich drückt sich *das Heilige* aus, der Grundbegriff der Religion. Eine jeweils andere Bedeutung hat in den katholischen, protestantischen und orthodoxen Traditionen das heilige Wort, die heilige Handlung, das Bild, der Raum, das Gebäude. Die heiligen Gegenstände, Orte, Bücher und Bilder der anderen Konfession können für andere ehrwürdig sein, während sie in der eigenen Tradition nicht als heilig gelten. Der Vermittler des Respekts kann eine gute persönliche Beziehung sein, ein Schicksal, das mit den Anderen geteilt wird. So hängen Anhänger der evangelischen Kirche manchmal auch Heiligenbilder von Orthodoxen an die Wand ihres Hauses.⁵³ In anderen Fällen sind jedoch die heiligen Gegenstände anderer gleichgültig oder sie stören sogar und wecken feindseligen Argwohn.

In Siebenbürgen, im Land der religiösen Toleranz, äußern sich diese Beziehungssysteme besonders reichhaltig. Die Weg- oder Übernahme der Kirchen ging immer Hand in Hand mit einer Neuordnung von Bildern, Skulpturen oder der Einrichtung; oftmals wurden sie vernichtet, in anderen Fällen nur *neu eingeweiht*. Die symbolischen Aktionen der Inbesitznahme von Räumen, die Kennzeichnung von Orten mit religiösem Inhalt und mit Symbolen gehen auf eine jahrhundertealte Tradition zurück. Auf diesem Gebiet bietet sich für die Ethnografie die Forschungsfrage nach den Kenntnissen von Mitgliedern einer Konfessionsgemeinschaft über *das Heilige* bei anderen Konfessionen an.

Die Erfahrungen zeigen, dass es möglich ist, sich unter Nachbarn so weit zu kennen, dass im Alltag Kollisionen vermieden werden können; tiefer sind die Beziehungen allerdings selten. Wie ändert sich das durch Mischehen? Es dürfte leicht sein, den Gottesdienst einer anderen Konfession zu besuchen und sogar deren Lieder zu erlernen. Es fragt sich aber, wo die Grenzen des Wohlgefühls liegen, wenn es um die verschiedenen Ausdrucksmöglichkeiten *des Heiligen* geht. Bis wann reichen die Gesten der Akzeptanz, wo beginnt

⁵³ Tamás Mohay: Szentképek a falon: hagyományok és nemzedékek. In: Az Idő rostájában. Tanulmányok Vargyas Lajos 90. születésnapjára. III. Budapest 2004, 7–32.

man, dem Anderen zu misstrauen oder ihn gar auszulachen, zu verachten. In der Moldau merken sich die Dorfbewohner einen Fremden, der eine Kirche betritt, ohne Kniebeugen zu machen oder sich zu bekreuzigen. Wie weit sollte sich jemand fremder Umgebung anpassen, ohne seine eigenen Traditionen auch innerlich aufzugeben?

In verschiedenen religiösen Kulturen unterscheiden sich die Rolle und die Beurteilung der Vermittler zwischen himmlischer und irdischer Sphäre. Die Rolle von rumänischen Priestern bei ungarischen Dorfbewohnern wurde bereits untersucht.⁵⁴ Ferenc Léstyán zitiert eine Quelle aus dem Jahre 1838, nach der in einem mittelsiebenbürgischen Dorf ein »Teil der Ungarn die Religion des rumänischen griechisch-katholischen Priesters für überlegen« hielt, »weil die Calvinisten weder einen Bischof noch einen Priester haben, nur einen Prediger, sie können nicht einmal Wasser weihen.«⁵⁵ Was bedeutet der calvinistische Pastor für die Katholiken, der Franziskanermönch für die Protestanten, für die Griechisch-Katholiken und die Griechisch-Orthodoxen, welchen Platz weisen die einzelnen Konfessionsgemeinschaften den Anachoreten, den Bischöfen und den Nonnen auf ihren eigenen individuellen und kollektiven mentalen Karten zu?⁵⁶ Wie lange und wie werden sie ernstgenommen, ab wann und bis wann fürchtet man sich eventuell vor ihnen, welche Geschichten werden über sie verbreitet?

3. Heilige Handlungen spielen in allen Religionen eine herausragende Rolle. Die *Kultformen* der Konfessionen, die Art, Feiertage zu feiern, die Liturgie, die alltäglichen und zeremoniellen Formen des Gottesdienstes sind Elemente der mit einer Konfession verbundenen Wissensstrukturen. Welche Art von Liedern, Gebeten, Gesten erlernt ein junger Mensch, während er in einer bestimmten Konfession heranwächst? Was lässt er als Erwachsener weg, was behält er bei? Woran erinnert er sich, zu welchen geistigen oder materiellen Anhaltspunkten wird er im Alter zurückkehren? Was wird er seinen Kindern, Enkelkindern beibringen wollen? Wie betrachtet er die Lieder, die Gebete

⁵⁴ Dóra Czégényi: A mágikus erejű pap. Szerepek és helyzetek. Kolozsvár 2014; Vilmos Keszeg: A román pap és hiedelemköre az erdélyi Mezőségen. In: Ders.: Hiedelmek, narratívumok, stratégiák. Kolozsvár 2013, 69–101; Tünde Komáromi: Rontásformák Aranyosszéken. A gyógyító román pap. In: Néprajzi Látóhatár 5 (1996) 87–98.

⁵⁵ Ferenc Léstyán: Megszentelt kövek. A középkori erdélyi püspökség templomai. II. Kolozsvár 1996, 44.

⁵⁶ Zum Beispiel eines Einsiedlers von Csíksomlyó: Tamás Sajó – Kata Templom: Habemus eremitam. In: 2000 [Budapest] 5 (1993) September 1993, 47–53.

und die Gesten anderer, was übernimmt er von ihnen, welche Kultformen widerstreben ihm? Was sind die Quellen und *Aufbewahrungsorte* des Wissens über die Kultformen? Welche Rolle spielen Gesang- und Psalmbücher, was darf ausschließlich in die Hände einer professionellen Kirchenleitung gelangen, und was kann auch von *einfachen Leuten* in die Hand genommen werden? Gibt es Annäherungen auf diesem Gebiet? Wie lange gelten Kultformen der anderen Konfessionen als *ketzerisch*? Auch solche Forschungen sollten sich weniger um den offiziellen Standpunkt einer der Kirchen drehen, sondern vielmehr erörtern, was und wie Einzelne oder Gruppen einer Glaubensgemeinschaft erleben. Ein Beispiel für diese Fragestellung liefert die Kommunion/Eucharistie, eine seit Jahrhunderten umstrittene Problematik, welche die eucharistische Gemeinschaft zwischen Orthodoxen und Katholiken sowie Katholiken und Protestanten heute noch verhindert.

4. Eng verbunden mit dieser Problematik ist das Symbolsystem im Kreise der benachbarten Konfessionen. Das relevanteste Symbol befindet sich auf den Kirchen selbst: die zahlreichen Formen des Kreuzes und die unzählbaren Formen des Sternes, des Hahns und der anderen Symbole. Jede Konfession hat ihre eigenen ikonografischen Systeme. In Siebenbürgen müssen wieder einmal Grenzen und Einflüsse zwischen den Konfessionen und, gleichzeitig, den nationalen Gemeinschaften in Betracht gezogen werden: Fahnen in den Händen der Pilger und in den Kirchen, die Heiligenbilder in den griechisch-orthodoxen und griechisch-katholischen Kirchen, in den Häusern, in den heiligen Ecken, in den Gebetbüchern – die Liste könnte weitergeführt werden.

Wie gestaltet sich die Dynamik der Symbolbildung in den verschiedenen Glaubensgemeinschaften? Wie verändern sich Symbole während religiöser Debatten, dann infolge der Säkularisierung, der Modernisierung oder der religiösen Renaissance? Auf welche Weise verlieren religiöse Symbole ihren Inhalt, wie werden sie profaniert, wie wirken sie auf die Mitglieder der Gemeinschaften, die im Alltag die Symbole weiter verwenden? (Denken wir hier nur an Rosenkränze an Rückspiegeln von Kraftfahrzeugen sowie an Kreuze oder Davidsterne als Ohringe.) Wie lange kann die Verwendung eines Symbols eine Gemeinschaft begründen, wie lange fühlt sich das Symbol als vertraut an, wann wird es für Andere fremd, nicht nachvollziehbar, störend, beleidigend? Wie können Konflikte dieser Art überbrückt werden? Welche Lösungsmuster sind in dieser Hinsicht in den siebenbürgischen Kreisen religiöser Toleranz entstanden? Vilmos Tánzos hat auf dem Gebiet der

Entdeckung, der Beschreibung und Systematisierung von Folkloresymbolen Pionierarbeit geleistet und dabei hauptsächlich überkonfessionelle gemeinsame Sprach- und Folkloreschöpfungen untersucht.⁵⁷ Sein Forschungsansatz könnte auf Glaubensgemeinschaften bezogen weiterentwickelt werden.

5. Die Aufrechterhaltung *der moralischen Ordnung* hat in den religiösen Gemeinschaften ihre eigenen Formen entfaltet, die sich in den letzten zwei Jahrhunderten laufend änderten und im Grunde abmilderten. Bezüglich der Moral im Alltag haben sich die Kirchen selbst in unterschiedlichem Maße als kompetent empfunden, und es änderte sich auch die Art, wie die Menschen diese Bestrebung zur Einhaltung des Normensystems rezipierten und akzeptierten. In den Zeiten vor der Modernisierung war im protestantischen Umfeld die *Kirchenzucht*, die öffentliche Entschuldigung seitens des Sünders und dessen Bestrafung, üblich. Seit dem klassischen Werk von Endre Illyés⁵⁸ ist dieses Thema in moderneren Kontexten immer wieder aufgetaucht. Réka Kiss hat die einschlägigen Dokumente aus einer calvinistischen Diözese Siebenbürgens aus dem 17. Jahrhundert erforscht.⁵⁹ Doch für das Überleben des Brauchs in Siebenbürgen gibt es auch Beispiele aus dem 20. Jahrhundert. So hat László Barabás nachgewiesen, dass die Kirchenzucht (vor allem bei Unzucht, Trunksucht sowie beim Verursachen eines öffentlichen Skandals) auch in jüngerer Zeit besteht.⁶⁰ Quellen sind auch für die katholische Kirchendisziplin überliefert, etwa im Material der *canonica visitatio* oder in den Sammlungen der Berichte, die Bischöfen über die Lage in ihren Bistümern nach Rom sandten, und die nicht nur materielle und geistige Themen aufgreifen, sondern auch Beobachtungen über den Alltag enthalten.⁶¹ Der Fragenkreis der Normenkonformität bleibt auch nach dem Verschwinden alter Gewohnheitsformen im Blickwinkel volkskundlicher Forschung. Nach der Metapher von Olga Nagy trägt die bäuerliche Schicht »in den Zwängen des Gesetzes« weiter Einschränkungen durch Normen und Anpassungen an Zwänge mit sich, deren Ursprünge in die Zeit der feudalen Gesellschaft zurückreichen.⁶²

⁵⁷ Vilmos Tánzos: *Folklórszimbólumok*. Kolozsvár 2006.

⁵⁸ Endre Illyés: *Egyházfegyelem a magyar református egyházban XVI–XIX. sz.* Debrecen 1941.

⁵⁹ Réka Kiss: *Egyház és közösség a kora újkorban. A Küküllői Református Egyházmegye 17–18. századi iratainak tükrében*. Budapest 2011.

⁶⁰ László Barabás: *Kapun belül, kapun kívül*. Marosvásárhely 2000, 16–36.

⁶¹ Tihámér Vanyó: *Püspöki jelentések a magyar szent korona országainak egyházmegyéiről 1600–1850*. Pannonhalma 1993.

⁶² Olga Nagy: *A törvény szorításában*. Budapest 1989.

6. Das *Bildungsideal* verschiedener Glaubensgemeinschaften und das daraus genährte Streben nach Bildung sind historiographisch breit erforscht. Unter den zahlreichen relevanten Themen finden sich die Schulen und die Druckereien einzelner Konfessionen, die *Peregrinationen* von Studierenden aus Siebenbürgen, das Wechselverhältnis zwischen Bildung und sozialem Aufstieg, die Alphabetisierungsrate und das Ausmaß der Schriftlichkeit sowie die Verbreitung von Wissen durch Bücher.⁶³ Diese Vorarbeiten bilden eine feste Grundlage für zukünftige Forschungen, die für diese Themen vergleichende Perspektiven des täglichen Lebens der Glaubensgemeinschaften wählen sollte.

7. Abschließend sei darauf hingewiesen, dass der *Alltag* der verschiedenen Konfessionen im weitesten Sinne einen Forschungsgegenstand bildet. Die Organisierung des Lebens in den lokalen Glaubensgemeinschaften, in den Pfarreien und Kirchengemeinden, war über die Jahrhunderte natürlicher Bestandteil der sozialen Existenz bäuerlicher und bürgerlicher Schichten in Dörfern, Marktgemeinden und Städten. Kirchengeschichtsschreibung und Volkskunde haben manche Einblicke in diese Thematik gewährt, wobei sie wiederholt der Frage nachgingen, in welcher Weise Regeln in den inneren Beziehungen der lokalen Gemeinschaften geschaffen, eingehalten und durchgesetzt wurden. In den gleichen analytischen Blickwinkel gehören die Organisation des materiellen Lebens in den Pfarreien, die Zahlung der Kirchensteuern, die Rolle der säkularen Würdenträger in den Kirchenverwaltungen, die Machtverhältnisse sowie die Arten und Räume der Kommunikation und der Interessenvertretung. Was und zu welchem Preis werden Kirchen, Friedhöfe, Wegkreuze, Kapellen aus Kirchenbesitz aufrechterhalten, neu aufgebaut, was ließ man verkommen – alles Fragen für eine sinnvolle wissenschaftliche Beschäftigung mit dem – hier nur kursorisch abgehandelten – Gegenstand. Pál Binder thematisierte in Bezug auf *unsere gemeinsame Vergangenheit* das Zusammenleben von Rumänen, Ungarn, Deutschen und Südslawen in den Dörfern und Städten im Feudalismus.⁶⁴ Analog dazu könnte auch das Zusammenleben von Orthodoxen, Katholiken, Calvinisten, Lutheranern, Unitariern, Israeliten und anderen Glaubensgemeinschaften erforscht werden.

⁶³ Zsigmond Jakó: Írás, könyv, értelmiség. Tanulmányok Erdély történelméhez. Bukarest 1976; Zsigmond Jakó – István Juhász: Nagyenyedi diákok 1662–1848. Bukarest 1979; *Magyar iskolák a Kárpát-kanyarban*. Hgg. Gyula Hochbauer [u. a.]. Săcele 1994; Erzsébet Muckenhaupt: A csíksomlyói ferences könyvtár kincsei. Budapest/Kolozsvár 1999.

⁶⁴ Pál Binder: Közös múltunk. Románok, magyarok, németek és délszlávok feudalizmus kori falusi és városi együttéléséről. Bukarest 1982.

István Monok, Budapest

Die öffentliche Sammlung als Erinnerungsort Das Beispiel des Handschriftennachlasses von Georg Lukács*

Im Laufe der Kulturgeschichte wurde unzählige Male der Versuch unternommen, dem breiten Publikum den Gedanken vorzustellen, den Umberto Eco in seinem Roman „Der Name der Rose“ formuliert hat. Es handelt sich dabei um Bernard de Morvals bedeutendste Maxime über die Aufgaben des Bibliothekars aus dem 12. Jahrhundert: »Stat rosa pristina nomine, nomina nuda tenemus« (*Die Rose von einst steht nur noch als Name, uns bleiben nur nackte Namen*). Die Abbildung dieses Gedankens findet sich in der in Glasgow 2002 verabschiedeten offiziellen Erklärung der International Federation for Library Associations and Institutions wieder. Nach dieser Formel darf sich ein Bibliothekar, sofern er ein Dokument beschreibt, keine moralischen, politischen oder aus einer wissenschaftlichen Schule hergeleitete Grenzen setzen; anders ausgedrückt: Der Bibliothekar hat die Aufgabe, *die Dinge ausschließlich bei ihrem Namen zu nennen*. Als weitere Frage stellt sich, wer welches Dokument überhaupt beschreiben kann beziehungsweise wann und welche Art von tiefgreifender Beschreibung in einer Bibliothek, einer öffentlichen Sammlung überhaupt vorgenommen wird?

Wissenschaftliches Denken und wissenschaftliche Forschung sollten oder müssten dieser Maxime folgen. Spätestens zu Beginn des 17. Jahrhunderts, als Giordano Bruno am Scheiterhaufen verbrannte, setzte eine internationale Polemik über diese Fragen ein. Namentlich darüber, ob der klerikale Kanon oder ein weltliches Gesetz die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung einschränken darf. Im Jahr 2018 kommt eine weitere Frage hinzu. Haben die modernen Medien das Recht, diese Freiheit einzuschränken und ein Autodafé über jene abzuhalten, die von der *politisch korrekten* Sprechweise und deren Fragestellungen abweichen? Es ist wichtig, die mittelalterliche Inquisition aus

* Gekürzte und aktualisierte Neubearbeitung von I. Monok: Az emlékezet közgyűjteményi megőrzése. Lukács György hagyatéka kapcsán. In: Magyar Tudomány 178 (2017) 910–913.

heutiger Sicht zu verurteilen – als historische Erkenntnis und unter Einbeziehung der nötigen Überprüfung der Quellen, also den Methoden der Quellenkritik. Man darf aber nicht vergessen, dass die damaligen Inquisitoren ihre heutigen Nachfahren hämisch lächelnd beobachten und neidisch sind angesichts der Möglichkeiten, über die das inquisitorische Waffenlager heutzutage verfügt, um die öffentliche Meinung zu beeinflussen.

Zur Vorgeschichte

Georg Lukács (1885–1971) hat gegen Ende seines Lebens über seinen Nachlass nachgedacht. Er rechnete nicht nur damit, dass sein Lebenswerk in den Werken seiner Schüler und deren Interpreten weiterleben wird. Das Mobiliar hat er seiner Familie, den zum Zeitpunkt seines Todes vorhandenen Teil seiner Bibliothek dem Philosophischen Institut der Ungarischen Akademie der Wissenschaften vermacht (wir kennen weder seine Heidelberger Bibliothek noch die Moskauer beziehungsweise die an anderen Orten von ihm benützten Bücher). Die Handschriften hat er jedoch der Handschriftensammlung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften vererbt. Die Gründe dafür kennen wir nicht.

Das Testament wurde zu Beginn der 1970er Jahre von den staatlichen Behörden beziehungsweise den Fachkreisen nicht völlig im Sinne von Lukács vollstreckt. Es wurde ein Erinnerungsort, ein Forschungsinstitut mit öffentlicher Sammlung, geschaffen, dessen Aufgabe die Pflege des schriftlichen Nachlasses von Lukács hätte sein sollen: Die Recherche und der Ankauf der jeweils neuesten Lukács-Literatur, die archivalische und inhaltliche Bearbeitung des Nachlasses sowie dessen Bereitstellung für die Öffentlichkeit. Es wurde die Bezeichnung *Lukács-Archiv* gewählt, wenngleich die Einrichtung davon sehr weit entfernt war, ein solches zu sein (diese Namensgebung soll hier nicht diskutiert werden). Damit war das Schicksal dieser Institution unabhängig von politischen Einwirkungen, also vom Fachlichen her gesehen auf negative Weise besiegelt. Einige der Mitarbeiter des Archivs haben unbestritten im Zusammenhang mit dem philosophischen Lebenswerk – mit der Zeit auch davon unabhängig – einige vorbildliche philosophische Werke geschaffen; es wurden hervorragende Übersetzungen angefertigt und wichtige Beiträge zur Herausgabe des Gesamtwerks von Lukács geleistet.

Während des politischen Umbruchs vor rund drei Jahrzehnten, als die politische Macht von der wirtschaftlichen abgelöst wurde, hätte man das

Lukács-Archiv sowie das geistige Erbe des Philosophen von der Politik trennen oder von der Politik lösen können – wenn es nur irgendjemanden gegeben hätte, der sich Gedanken über den Bestand und die Funktion dieses Archivs gemacht hätte. Dies geschah nicht, und das Archiv wurde von allen politischen Akteuren in die Kategorie *unwichtig* eingereiht. Wissenschaft, Lehre, Kultur – im Prozess des wirtschaftlichen Machtergreifens sind es marginale Kategorien, die nur zeitweise hervorgeholt werden und der politischen Rhetorik dienen. Sie werden gerne bemüht, oft ganz ohne Not, nur um Skandale zu inszenieren.

Zur fachlichen Unterstützung des Lukács-Archivs wurde 1989 eine Stiftung gegründet, und zwar – für mich unbegreiflich – als Stiftung der Ungarischen Sozialistischen Partei. Damit wurden die Umstände für das Nicht-Funktionieren des Archivs noch weiter zementiert. Das archivalische Unvermögen, das bereits geherrscht hatte, wurde um eine politische Dimension erweitert, und die unsichere Arbeitsplatzperspektive für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter schwankender Zahl verschlimmerte sich.

Die Wohnung, einst Wohnsitz von Lukács, in der sich die Sammlung befindet, befindet sich Besitz des 5. Bezirks der Hauptstadt Budapest. Die Ungarische Akademie der Wissenschaften mietet diese Räume mindestens bis zum 31. Dezember 2024, womöglich auch darüber hinaus, wobei die Zuständigkeit dafür innerhalb der Akademie oft schwankte. Der miserable Zustand dieser Wohnung ist der Erinnerung eines international anerkannten Philosophen einerseits unwürdig, andererseits gefährden Wasserschäden, ständige Temperaturwechsel, schädliche chemische Prozesse im Papier und mangelnde Ordnung die dort aufbewahrten Dokumente. Die Ungarische Akademie der Wissenschaften ist für diese Situation nicht oder nur bedingt verantwortlich, wenn man mangelnde Kontrolle über das im Archiv tätige Personal als Versäumnis anführen möchte. Allerdings wäre die ausreichende Pflege des Nachlasses sowie dessen fachgerechte Aufbewahrung die Angelegenheit derjenigen gewesen, die vor Ort tätig waren. Bei der Aufarbeitung des Nachlasses wurde im Laufe der Jahrzehnte nicht einmal der Minimalstand erreicht, also dass die Briefe aus ihren Umschlägen genommen worden wären, um zu verhindern, dass die gefalteten Seiten brechen.

Versäumte Arbeitsschritte

Zu den Grundaufgaben der Verwaltung öffentlicher Sammlungen gehört deren *genaue Bestandsaufnahme*. Es muss klar sein, nach welchen Kategorien diese Erfassung zu erfolgen hat: Man muss den Bücher- und Handschriftenbestand genau bezeichnen (*der Name der Rose*), und zwar in einem Ordnungssystem, in dem sich nicht nur die Person zurechtfindet, die ein Dokument beschreibt, sondern das von allen Benützern nachvollzogen werden kann. Die inhaltliche Beschreibung der einzelnen Dokumente folgt dieser Arbeit (*der Duft der Rose*). Die Forschung kann dann die Dokumentation bei Bedarf noch verändern oder erweitern. *Die Erfassung des Dokuments nach einem festen System ist jedenfalls die erste Voraussetzung für jede sinnvolle inhaltliche Arbeit.*

Eine weitere unumgängliche Frage bezieht sich auf die *Vollständigkeit* der Erfassung. Es reicht nicht, einige Elemente aus einer Gruppe von Dokumenten zu identifizieren: Bei dem einen oder anderen wichtigen oder als wichtig erachteten Stück stehenzubleiben und es inhaltlich zu bearbeiten, isoliert von der Textumgebung dieses *interessanten Stückes*. Bei Lukács ist der Blick auf die Textumgebung besonders wichtig, da im Archiv von seinen eigenen Handschriften relativ wenig und vor allem aus seiner letzten Lebensphase vorhanden ist. Der große Teil der Korrespondenz stammt von anderen Personen aus dem wissenschaftlichen, politischen oder privaten Umkreis von Lukács. Es ist daher besonders wichtig, gerade die Gesamtheit dieses *Bruchstücks* zu überblicken. Eine Sammlung wird nicht aufgrund des Umfangs, sondern aufgrund der fachlichen Ausrichtung des Bestandes zum *Archiv*.

Heute, ein halbes Jahrhundert nach dem Tod von Lukács, müssen wir eingestehen, dass wir nicht genau wissen, was sich in seinem Budapester Nachlass befindet: Weder der Buch- noch der Handschriftennachlass ist verlässlich und vollständig erschlossen.¹ Hinzu kommt, dass sowohl die Bibliothek als auch die Handschriften um Gegenstände aus dem Besitz der Familie Lukács oder von Lukács-Forschern erweitert wurden, von denen wir nicht wissen, wer sie wann und zu welchem Zweck in dieser Wohnung untergebracht hat.

¹ Die bisher digitalisierten *Handschriften* des Lukács-Archivs sind in einer Volltextdatenbank auf der Webseite der Bibliothek und des Informationszentrums der Ungarischen Akademie der Wissenschaften (*Magyar Tudományos Akadémia Könyvtár és Információs Központ*, Budapest) zugänglich: <http://real-ms.mtak.hu/view/creators/> (8. März 2019).

Es ist wichtig, die Lebensräume einzelner hervorragender Schriftsteller, Dichter, Schauspieler und auch Politiker zu Erinnerungsorten zu gestalten. Unter diesen Intellektuellen können und sollen auch herausragende Philosophen ihren Platz finden. Das Lebenswerk von Lukács wird oft kontrovers diskutiert, aber durchaus anerkannt. Lukács ist wohl der berühmteste ungarische Philosoph. So ist es ein hervorragendes Anliegen, zu zeigen, wie aus einem Fachgelehrten ein politisch agierender Mensch wurde, wie sich dieser nicht nur als Wissenschaftler und Mitmensch, sondern auch als Funktionär mit extremen Ansichten, die er in die Praxis umsetzte, verhielt.

Zu den Plänen der Handschriftensammlung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften

Die Handschriftensammlung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften möchte als Erbe der Handschriften von Lukács diese *aufarbeiten* (*katalogisieren*), weil nicht klar ist, was Lukács hinterlassen hat. In den beinahe fünf Jahrzehnten seit Bestehen dieses Archivs ist wohlgemerkt kein genaues Verzeichnis der Dokumente entstanden. Die Aufarbeitung wird nach bibliothekarischen Kategorien erfolgen. Parallel dazu wird der gesamte Bestand digitalisiert und der interessierten Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt werden – obwohl die neueste Lukács-Stiftung dagegen ist. Jeder Interessierte wird die Handschriften überall auf der Welt lesen und erforschen können. Auch die Bücher werden digitalisiert, und zwar diejenigen, die Anmerkungen oder Widmungen von und an Lukács enthalten. Wenn all dies geschehen ist, steht es den Benützern frei, bessere Kataloge zu erstellen, als wir es tun.

Die *Konservierung* des Lukács-Nachlasses ist nicht nur eine theoretische Frage. Zurufe darüber, wie in dieser Frage vorgegangen werden sollte, was getan werden müsste, sind unnötig – vor allem dann, wenn sie heute von diejenigen leisten, denen einst die – nicht erfolgte – Aufarbeitung des Lukács-Lebenswerks übertragen worden war.

Die Bewahrung dieses Andenkens setzt auch praktische Schritte voraus: Die Erfassung der Publikationen des Lebenswerkes, die Recherchen hinsichtlich der weltweiten Lukács-Forschung, der Aufbau einer bibliografischen Datenbank, die Digitalisierung der Fachliteratur sowie deren Bereitstellung. Die inhaltliche Analyse, also die Pflege des geistigen Erbes von Lukács, läuft damit parallel und unterstützt die – im Vergleich zu ihr – mechanisch anmutende bibliothekarische und bibliografische Arbeit. Wichtig ist, dass wir uns

vor Augen halten: Keine dieser Aufgaben kann ohne die anderen Aufgaben gelingen. Die Arbeiten müssen aufeinander aufbauen, um das Ziel, die Bewahrung der Erinnerung von Lukács, zu erreichen.

All jene, die sich um den Nachlass von Lukács sorgen, sollten bereit sein, Opfer zu bringen. Die Ungarische Akademie der Wissenschaften hat ein reiches Erbe angetreten und bei dessen Pflege bisher schon viel auf sich genommen. Sie sollte aber nicht allein für die Wahrung des Gedächtnisses zuständig sein. Bei diesem Werk sind alle Erben gefordert, einen Beitrag zu leisten, die familiären und die geistigen, also die Schüler von Lukács ebenso wie das Philosophische Institut der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, das – aus öffentlichen Mitteln finanziert – für die Dokumentation der ungarischen Philosophiegeschichte zuständig ist.

Holger Fischer, Hamburg

Rahmenbedingungen und Problembestimmungen der Hungarologie im Spiegel der aktuellen Hochschulpolitik*

1. Einleitung

Der 100. Jahrestag der Einrichtung einer Professur ist ein großes und in der Universitätsgeschichte durchaus seltenes Ereignis. Zu Recht darf ein solcher Jahrestag gebührend gefeiert werden, und er bietet einen willkommenen Anlass, sich der wechsellvollen Geschichte bewusst zu werden. Die Freude über das 100jährige Bestehen des Lehrstuhls für ungarische Sprache und Kultur an der Humboldt-Universität zu Berlin sollte uns aber nicht die Augen davor verschließen, dass der Hungarologie im Sinne des Begründers und ersten Inhabers des Lehrstuhls, Robert Gragger (1887–1926), derzeit das gleiche Schicksal wie vielen anderen kleinen Disziplinen droht, nämlich der Verlust ihrer wissenschaftlichen Bedeutung und das Verschwinden in der akademischen Versenkung, wenn es ihr nicht aus eigener Kraft gelingt, sich ihrer Probleme bewusst zu werden und eine grundlegende innere Erneuerung vorzunehmen, um auch weiterhin den veränderten Anforderungen gerecht zu werden.

Meine pessimistische Einschätzung über den gegenwärtigen Stand der Hungarologie in Deutschland, aber auch in anderen europäischen Ländern, soll im Folgenden anhand von drei Aspekten näher begründet werden:

- Stand der Debatte über den Begriff *Hungarologie*;
- Organisatorische und strukturelle Entwicklungen in der Hungarologie;
- Inhaltliche Entwicklungen und Forschungsergebnisse der Hungarologie.

* Der Text geht zurück auf den Vortrag des Autors auf der Festveranstaltung zum 100. Jahrestag der Gründung des Lehrstuhls für Hungarologie an der Humboldt-Universität zu Berlin, 18. November 2016.

2. Stand der Debatte über den Begriff *Hungarologie*

Seit den 1990er Jahren findet eine intensive Diskussion über die Definition der Disziplin, ihren Gehalt und ihre Ergebnisse sowie über ihre gegenwärtige und künftige Entwicklung statt. Ohne diese Diskussion im Detail zu wiederholen, soll hier nur auf die wichtigsten Etappen dieser Diskussion hingewiesen werden: Das Symposium auf dem Internationalen Finnougristikkongress 1995 in Jyväskylä,¹ das Budapester Symposium des Internationalen Zentrums für Hungarologie (*Nemzetközi Hungarológiai Központ*) im August 2000,² der Plenarvortrag des Autors auf dem Fünften Internationalen Hungarologie-Kongress 2001 in Jyväskylä,³ das Symposium auf dem sechsten Internationalen Hungarologie-Kongress 2006 in Debrecen,⁴ das Colloquium Anniversaire International du CIEH – Sorbonne Nouvelle in Dezember 2006 in Paris,⁵ die Konferenz anlässlich des 20jährigen Bestehens des Hungarologie-Programms der Universität Jyväskylä 2011,⁶ das Symposium auf dem Siebten Internationalen Hungarologie-Kongress 2011 in Klausenburg (*Cluj-Napoca, Kolozsvár*)⁷ und der Plenarvortrag der neu gewählten Präsidentin der Internationalen Gesellschaft für Hungarologie (*Nemzetközi Magyarológiai Társaság*), Andrea Seidler, auf dem achten Internationalen Hungarologie-Kongress im August 2016 in Fünfkirchen (*Pécs*).⁸

¹ Die Beiträge wurden publiziert in: *Hungarológia Magyarországon kívüül*. Hgg. Tuomo Lahdelma, Sándor Maticsák. Jyväskylä 1995.

² Die Dokumentation des Symposiums in: *Hungarológia 2* (2000).

³ Holger Fischer: Hungarologie – Entwicklungen, Probleme, Perspektiven. In: Hatalom és kultúra – Power and Culture. Plenáris előadások és kerekasztal vitaindítók / Plenary Sessions & Round-Table Introductions. Hgg. Tuomo Lahdelma [u. a.]. Jyväskylä 2002, 61–83.

⁴ Die Beiträge des Symposiums „Hungarológiai műhelyek külföldön“ (*Hungarologische Werkstätten im Ausland*), die sich mit den Möglichkeiten und Problemen der internationalen Zusammenarbeit im Rahmen des neuen europäischen Bologna-Systems beschäftigten, wurden leider nicht publiziert.

⁵ Die Referate des Kolloquiums „Changement de paradigme dans les études hongroises“ wurden veröffentlicht in: *Cahiers d'Études Hongroises 14* (2007/2008).

⁶ Holger Fischer: Hungarian Studies in Germany during the last Decade with particular Reference to Historical Studies. In: *Intézmények, folyamatok és kutatások a nemzetközi magyarológiai tudományban. A Jyväskyläi Egyetem Magyarológiai Programjának első húsz éve / Institutions, Tendencies and Research in the International Hungarian Studies. The First Twenty Years of the Jyväskylä University's Hungarian Studies Program*. Hgg. Kristóf Fenyvesi, Tuomo Lahdelma. Jyväskylä/Pécs 2013, 47–56.

⁷ Beiträge publiziert in: *Gondolatok a hungarológiáról. Előadások a VII. Nemzetközi Hungarológiai Kongresszuson. Kolozsvár, 2011. augusztus 22–27*. Hg. István Monok. Budapest 2012.

⁸ Der Plenarvortrag wurde noch nicht veröffentlicht. Ich danke Andrea Seidler für die Überlassung des Vortragsmanuskripts.

Alle diese gut dokumentierten Debatten waren intensiv und kritisch. Und doch endete jede mit demselben enttäuschenden Ergebnis. Die Definition von Robert Gragger⁹ mit seiner Unterscheidung zwischen einer Hungarologie im engeren Sinne mit den drei Teilbereichen Sprache, Geschichte und Kultur und einer Hungarologie im weiteren Sinne mit zahlreichen zusätzlichen Bereichen wurde zwar immer als unverändert gültig beschworen. Letztlich wurde aber doch kein klarer und eindeutiger Konsens erzielt. Stattdessen verblieb ein Widerspruch insofern, als in der universitären Realität nahezu an allen Stätten, an denen Hungarologie wissenschaftlich betrieben wird, dies auf Grund von knappen personellen Ressourcen in einem thematisch sehr stark eingeschränkten Maße geschieht.

Vor allem aber wurden keine entsprechenden Konsequenzen gezogen. Jene Personen, die an den europäischen Universitäten die Hungarologie vertreten, und jene Personen und Institutionen, die in Ungarn für die Unterstützung der Hungarologie verantwortlich sind, schafften es aufgrund von widrigen Umständen nicht oder aber versäumten es, solche lebensfähigen Strukturen zu schaffen, die unabhängig von ihrer Person eine Kontinuität innerhalb der Institutionen gewährleisten, und ein für die weitere Entwicklung positives Umfeld zu sichern.

Auch im Rahmen des Bologna-Prozesses, der weitreichende Chancen zur Reform der Studiengänge geboten hat, wurden keine Anstrengungen unternommen zur weiteren Klärung dessen, was Hungarologie ist, was sie macht und wie sie die von Gragger definierten thematischen Ansprüche erfüllen kann. Die vielen Versuche, etwas zu ändern, scheiterten und übten weder auf die Strukturen noch auf die curricularen Inhalte der Hungarologie Einfluss aus. Mit anderen Worten: Nahezu überall dort, wo Hungarologie betrieben wird, umfasst sie noch nicht einmal das, was Robert Gragger unter Hungarologie im engeren Sinne verstanden hat.

Die Diskussion um den Begriff *Hungarologie* darf natürlich nicht den Fehler begehen, die Definition Graggers als sakrosankt zu betrachten und jede Änderung abzulehnen. Selbstverständlich können sich die Inhalte des Begriffes ändern oder eine andere Gewichtung erhalten. Allerdings sollte dann bei einer Reduzierung des Inhaltes etwa auf Linguistik oder Literaturwissenschaft

⁹ »Ungarn soll hier in seiner Gesamtheit als Kulturproblem erfasst werden. Als solches gilt uns außer den im engeren Sinne wissenschaftlichen Fragen (Sprache, Geschichte, Kultur) auch jedes wirtschaftliche, soziale, politische oder künstlerische Problem.« Robert Gragger: Unser Arbeitsplan. In: Ungarische Jahrbücher 1 (1921) 1–8, hier 3–4.

oder Geschichte konsequenterweise auch die Bezeichnung dieser Einschränkung entsprechen. Es sollte dann richtigerweise von Linguistik des Ungarischen oder Ungarischer Literaturwissenschaft oder Ungarischer Geschichte die Rede sein. Bei einer solchen Diskussion müssen dann allerdings auch der Rahmen und die Zielsetzung einer außerhalb von Ungarn betriebenen Hungarologie berücksichtigt und die Frage gestellt werden, ob eine angestrebte thematische Einengung noch diesen Zielsetzungen gerecht werden kann.

3. Organisatorische und strukturelle Entwicklungen in der Hungarologie

Betrachtet man die organisatorischen und strukturellen Entwicklungen in dem vergangenen Jahrzehnt, wird deutlich, dass sich die Verankerung beziehungsweise Etablierung der Hungarologie sowie die für die Hungarologie konstitutiven Rahmenbedingungen nicht nur nicht verbessert, sondern, im Gegenteil, sich eindeutig verschlechtert haben. Und dies gilt nicht nur für die Situation in Deutschland, sondern im Großen und Ganzen bis auf wenige Ausnahmen auch für die Situation in den anderen europäischen Ländern.

a) Einbettung in universitäre Strukturen und Institutionen

An der in früheren Publikationen skizzierten Einbettung der Hungarologie in universitäre Strukturen und Institutionen hat sich im Wesentlichen nicht zum Positiven geändert. Immer noch erfolgt die Beschäftigung mit Ungarn im Rahmen der Finnougristik, der vergleichenden Sprachwissenschaft, in Institutionen anderer Disziplinen, insbesondere der Geschichte, sowie in Einrichtungen der Ost- und Südosteuropaforschung. Mehrere hungarologische Einrichtungen sind faktisch von der Bildfläche verschwunden – wie das Zentrum für Hungarologie der Universität Hamburg –, oder aber drohen demnächst eingestellt zu werden – wie die Hungarologie der Universität Jyväskylä –, oder aber treten international kaum in Erscheinung – wie das Centre Interuniversitaire d'Études Hongroises et Finlandaises (CIEH-CIEFI) der Pariser Universität Sorbonne Nouvelle. Andererseits gibt es mit der Entwicklung des Ungarischen Instituts der Universität Regensburg einen Lichtblick.¹⁰ Als Teil der nach Regensburg 2009 erfolgten Verlagerung von mehreren Einrichtungen der Ost- und Südosteuropaforschung und deren Zusammenfassung

¹⁰ Umfangreiche Informationen unter <https://www.uni-regensburg.de/hungaricum-ungarisches-institut/> (7. Februar 2019).

zum Wissenschaftszentrum Ost- und Südosteuropa ist es dem Ungarischen Institut gelungen, Ungarnstudien in Form einer »studienbegleitenden Zusatzausbildung Hungaricum« als Wahlmöglichkeit in Bachelor- und Masterprogramme der Universität Regensburg zu integrieren. Dabei entspricht die thematische Vielfalt des Angebots den Vorstellungen Graggers, der quantitative Umfang des Curriculums mit 20 Semesterwochenstunden beziehungsweise 30 Leistungspunkten erreicht jedoch nicht einmal den eines Nebenfaches.

b) Personelle Ausstattung

Die personelle Ausstattung hat sich an keiner der Universitäten, an denen es ungarbezogene Lehrangebote gibt, in den vergangenen Jahren verbessert. Eher ist, wie das Beispiel von Hamburg oder auch Jyväskylä zeigt, das Gegenteil der Fall. Die personelle Ausstattung reicht praktisch überall – vielleicht mit Ausnahme der Universität Wien – nicht aus, um auch nur eine Hungarologie im engeren Sinne Graggers thematisch abzudecken beziehungsweise sowohl einen eigenständigen Bachelorstudiengang als auch einen eigenständigen Masterstudiengang kapazitär anzubieten. Im Zuge von Sparmaßnahmen und stark rückläufigem Interesse der Studierenden an Ungarn fällt es schwer, die verantwortlichen Entscheidungsträger in den Universitäten und Ministerien von der Notwendigkeit zu überzeugen, den Personalbestand zu halten oder gar auszubauen. An dieser Stelle sind auch die Verantwortlichen in Ungarn gefragt, ihre Unterstützung nicht nur auf die (Mit-)Finanzierung von Lektoraten zu beschränken, sondern auf die (Mit-)Finanzierung von ständigen Professuren auszuweiten. Es erscheint für die Hungarologie insgesamt nachhaltiger, weniger Einrichtungen und diese intensiver zu unterstützen als immer weitere Lektorate an neuen Standorten einzurichten.

c) Interessen und Motivation der Studierenden

Die Vielfalt der inhaltlichen Interessen der Studierenden an Ungarn und damit an das hungarologische Curriculum ist im Vergleich zu den vor 20 Jahren erzielten detaillierten Befragungsergebnissen¹¹ weitgehend unverändert. Was sich aber dramatisch verändert hat, ist das generelle Interesse an Ungarn: Es gibt immer weniger Studierende, die sich für Ungarn interessieren und Hungarologie studieren wollen. Da an vielen Universitäten die Finanze-

¹¹ Holger Fischer – Nathalie Komaromi – Monika Schötschel: Studienanfänger der Finnougristik, Fennistik und Hungarologie in Deutschland. Eine Umfrage zu ihrer Motivation und ihren Erwartungen an das Studium. Hamburg 1997 [unveröffentlichtes Typoskript].

rung der Fächer an die Zahl der Studierenden beziehungsweise der Studienanfänger gekoppelt ist, hat dieser Rückgang gravierende Auswirkungen.

d) Ausbildungsziele des Studiums

Die Frage nach den Ausbildungszielen eines Hungarologie-Studiums wurde im Rahmen der Einführung des Bachelor-/Mastersystems zwar gestellt, die Antwort blieb aber praktisch unverändert.¹² Das heißt, die bereits vor 20 Jahren festgestellte große Diskrepanz zwischen den Erwartungen der Studierenden einerseits und dem curricularen Angebot der Universitäten andererseits blieb bestehen. Hungarologische Inhalte aus dem alten Magisterstudium wurden praktisch unverändert in die Bachelor-Programme der Finnougristik übernommen beziehungsweise, wie an der Humboldt-Universität zu Berlin, in das Bachelor-Programm Ungarische Literatur und Kultur überführt. Infolge mangelnder personeller Ressourcen konnte an keiner Universität ein Master-Studiengang Hungarologie eingeführt werden. Ein solcher Studiengang wäre nur möglich, wenn sich die betroffenen Universitäten entscheiden könnten, miteinander zu kooperieren oder eine Kooperation auf internationaler Ebene zu suchen. Aber keine dieser Optionen ist über das Stadium anfänglicher Diskussionen hinausgekommen. Dies ist umso bedauerlicher, weil das Ergebnis des Bologna-Prozesses, die Schaffung eines gemeinsamen europäischen Hochschulraumes mit vergleichbaren Abschlussstrukturen, hervorragende Bedingungen für eine internationale Zusammenarbeit bereitstellt. Wenn die Universitäten bereit wären, sich auf ein gemeinsames Ausbildungsziel zu einigen und ein gemeinsames Curriculum der Hungarologie zu schaffen, könnte jede Einrichtung mit ihrem jeweiligen thematischen Schwerpunkt einen substantiellen Beitrag zu einem gemeinsamen Curriculum liefern. Auf dem Wege des *eLearnings* könnte dann jeder Student die Module der anderen beteiligten Universitäten abrufen. Im Unterschied zu vielen anderen *kleinen Fächern*, die mit dem gleichen Problem konfrontiert worden sind und diesen Weg beschritten haben, haben die hungarologischen Institutionen diese Chance bisher noch nicht ergriffen. Der Autor ist ziemlich pessimistisch, dass sie dies in Zukunft tun werden. Deshalb sei an dieser Stelle ein Appell an die verantwortlichen Institutionen in Ungarn gerichtet, so schnell wie möglich

¹² Vgl. hierzu insbesondere Pál Deréky: Hungarológia az EU-államok egyetemen. In: Hungarológia 2 (2000) 3, 150–155, sowie die leider unveröffentlichten Beiträge des Symposiums „Hungarológiai műhelyek külföldön“ (*Hungarologische Werkstätten im Ausland*) des sechsten Internationalen Hungarologiekongresses 2006 in Debrecen.

eine koordinierende Rolle zur Schaffung eines eLearning-Studienganges Hungarologie zu übernehmen.

4. Inhaltliche Entwicklungen und Forschungsergebnisse der Hungarologie

Trotz dieser sehr pessimistischen Einschätzung der gegenwärtigen Situation der Hungarologie in Deutschland wird weiterhin wissenschaftlich über Ungarn gearbeitet. Ein Vergleich der wissenschaftlichen Produktion der vergangenen sechs Jahre (2011–2016) mit der Produktion der vorangegangenen Jahrzehnte (von 1984 bis 2010), über die der Autor an anderer Stelle detailliert berichtet hat,¹³ zeigt, wie aus der folgenden Tabelle hervorgeht, interessante Entwicklungen, vor allem aber besorgniserregende Tendenzen auf.

Themenbereiche hungarologischer Veröffentlichungen (Monografien) in Deutschland 1984–2016¹⁴

Themenbereiche	1984–1998			1999–2010			2011–2016		
	Anzahl	Pro Jahr	Anteil in %	Anzahl	pro Jahr	Anteil in %	Anzahl	pro Jahr	Anteil in %
Sammelbände, Handbücher, Bibliografien	26	1,7	5,1	12	1,0	3,3	6	1,0	3,5
Archäologie	9	0,6	1,8	4	0,3	1,1	2	0,3	1,2
Geschichte	127	8,5	25,0	160	13,3	43,4	60	10,0	35,1
Kunstgeschichte	21	1,4	4,1	9	0,8	2,4	1	0,2	0,6
Musik	4	0,3	0,8	2	0,2	0,5	4	0,7	2,4
Literatur	19	1,3	3,7	13	1,1	3,5	11	1,8	6,4
Linguistik	14	0,9	2,8	6	0,5	1,6	6	1,0	3,5
Pädagogik	11	0,7	2,2	4	0,3	1,1	2	0,3	1,2
Ethnologie, Minderheiten	22	1,5	4,3	4	0,3	1,1	17	2,8	9,9

¹³ Fischer: Hungarologie; Fischer: Hungarian Studies.

¹⁴ In dieser Tabelle wurden auf der Grundlage einschlägiger Bibliografien und Bibliothekskataloge nur Monografien erfasst, die in Deutschland erschienen sind beziehungsweise von deutschen Autorinnen und Autoren stammen. Eine wünschenswerte, einigermaßen vollständige Erfassung auch der Zeitschriftenaufsätze und Beiträge in Sammelbänden ist wegen der unüberschaubaren Zahl von Fundorten praktisch unmöglich. Wegen dieser Einschränkung kann die Tabelle nur die Tendenzen, nicht aber die exakten empirischen Werte der Forschungsleistung abbilden.

Themenbereiche	1984–1998			1999–2010			2011–2016		
	Anzahl	Pro Jahr	Anteil in %	Anzahl	pro Jahr	Anteil in %	Anzahl	pro Jahr	Anteil in %
Gesellschaft	18	1,2	3,6	9	0,8	2,4	8	1,3	4,7
Politik	84	5,6	16,6	50	4,2	13,6	21	3,5	12,3
Recht, Rechtsgeschichte	35	2,3	6,9	36	3,0	9,8	25	4,2	14,6
Wirtschaft	90	6,0	17,8	30	2,5	8,1	4	0,7	2,4
Geographie	19	1,3	3,7	15	1,3	4,1	1	0,2	0,6
Wissenschaft	[?]	[?]	[?]	6	0,5	1,6	1	0,2	0,6
Summe	507	33,8	100,0	369	30,8	100,0	171	28,5	100,2

- Das wissenschaftliche Interesse an Ungarn ist, gemessen an der Zahl der erschienenen Monografien, in den betrachteten sechs Jahren gegenüber der vorangegangenen Periode 1999–2010 erneut deutlich, nämlich um 9,3 Prozent, und im gesamten Zeitraum seit 1984 um 15,7 Prozent gesunken.
- Es ist zu Verschiebungen in den Anteilen einzelner Disziplinen gekommen. Rückläufige Tendenzen weisen vor allem die Bereiche Geschichte (von 25,0 über 43,4 auf 35,1 Prozent), Politik (von 16,6 über 13,6 auf 12,3 Prozent), Wirtschaft (von 17,8 über 8,1 auf 2,4 Prozent) und Geografie (von 3,7 über 4,1 auf 0,6 Prozent) auf. Stark zunehmende Anteile lassen sich für die Bereiche Ethnologie/Minderheiten (von 4,3 über 1,1 auf 9,9 Prozent) und Recht/Rechtsgeschichte (von 6,9 über 9,8 auf 14,6 Prozent) feststellen. Ein geringes Wachstum weisen die Bereiche Literatur (von 3,7 über 3,5 auf 6,4 Prozent), Linguistik (von 2,8 über 1,6 auf 3,5 Prozent) und Gesellschaft (von 3,6 über 2,4 auf 4,7 Prozent) auf.
- Bei den Bereichen mit zunehmender Bedeutung lassen sich thematische Spezifika feststellen, die dieses Wachstum erklären. So sind im Bereich der Ethnologie/Minderheiten mehrere Arbeiten erschienen, die sich mit der schwierigen Lage der Roma in Ungarn beschäftigen, und im Bereich Recht/Rechtsgeschichte lässt sich das Wachstum vor allem auf die Diskussion um die neue Verfassung Ungarns zurückführen. Auch die Zunahme der Linguistik findet ihre Ursache in mehreren Publikationen zum Stand des Deutschen als Fremdsprache in Ungarn.
- Betrachtet man die Namen der Autorinnen und Autoren der in der Statistik berücksichtigten Publikationen, fällt auf, dass die traditionellen hungarologischen Einrichtungen in Deutschland, die drei Institute für Finnougristik (Göttingen, Hamburg, München) und das Berliner Seminar für

Hungarologie, nur sehr gering vertreten sind, Regensburg mit dem Ungarischen Institut dank der Arbeiten von Zsolt K. Lengyel dagegen sehr wohl. Auffällig ist die starke Zunahme von ungarischen Wissenschaftlern, deren Werke in Deutschland in deutscher Übersetzung herausgegeben werden, sowie von deutschen Wissenschaftlern, die an der in Budapest ansässigen Central European University beziehungsweise an der deutschsprachigen Gyula Andrassy Universität forschen und lehren und in deutschen Verlagen publizieren.

Es ist eine unbefriedigende, durchaus traurig stimmende Situation, dass ausgerechnet auf der Festveranstaltung zum 100. Jahrestag der Gründung des Lehrstuhls für Hungarologie ein relativ negatives Gesamtbild der Hungarologie gezeichnet werden muss. Trotz der in Deutschland immer noch erzielten beziehungsweise publizierten respektablen Forschungsergebnisse hat sich der Status der Hungarologie seit der ersten und zweiten negativen Einschätzung des Autors 2001 auf dem Hungarologie-Kongress in Jyväskylä und 2011 auf der Festveranstaltung anlässlich des 20. Jahrestages des Hungarologie-Programms in Jyväskylä weiter verschlechtert. Die damals skizzierten Probleme bestehen nicht nur weiterhin, sondern haben sich sogar vergrößert. Bis auf den Ansatz des Ungarischen Instituts der Universität Regensburg ist es nicht gelungen, die Hungarologie in einen größeren und bedeutsameren institutionellen und disziplinären Rahmen einzubetten. Auch ist es trotz aller Bemühungen im Rahmen des ERASMUS-Programms nicht gelungen, die wissenschaftliche Kooperation auf dem Gebiet der hungarologischen Lehre auf nationaler und internationaler Ebene unter Verwendung der heute gegebenen technischen Möglichkeiten des eLearnings zu intensivieren.

Es wäre sehr wünschenswert, wenn der Gastgeber dieser Tagung, das Fachgebiet Ungarische Literatur und Kultur der Humboldt-Universität zu Berlin, das ja in einem besonderen Maße dem Vermächtnis Robert Graggers verpflichtet sein sollte, seine bisherige, vergleichsweise zurückhaltende Rolle überwinden und mit großer Energie an einer deutlichen Verbesserung der Situation der Hungarologie in Deutschland mitwirken würde.

5. Weiterführende Literaturhinweise

- Fazekas Tiborc*: Hungarológia a fordulóponton. In: *Hungarológia 2* (2000) 1–2, 53–65.
- Fischer Holger*: A hungarológia kutatásának helyzete az NSZK-ban különös tekintettel a Hamburgi Egyetemre. In: *Hagyományok és módszerek. Az I. Nemzetközi Hungarológia-Oktatási Konferencia előadásai. Budapest 1990*, 223–232.
- Fischer Holger*: A hungarológia helyzete Németországban. Az intézményi rendszer. In: *Hungarológia 4* (1993) 3–12.
- Fischer Holger*: Entwicklungen und Probleme der Hungarologie in Deutschland. In: *Ungarn-Jahrbuch 26 (2002/2003)* 239–252.
- Fischer Holger*: Hungarian Studies in Germany – Are they still alive or already dead? In: *Cahiers d'Études Hongroises 14 (2007/2008)* 554–562.
- Görömbei András*: A magyarságtudomány útkeresései. In: *Hungarológia 2* (2000) 3, 23–40.
- Jankovics József – Monok István*: A hungarológiáról és magyarországi intézményeiről. In: *Hungarológia 2* (2000) 1–2, 43–52.
- Kissné Pap Margit*: Áttekintés a hungarológia jelenlegi helyzetéről és a fontosabb további feladatokról. In: *Hungarológia 2* (2000) 1–2, 25–41.
- Kósa László*: A hungarológia rövid története. In: *A hungarológia fogalma*. Hg. Béla Gyay. Budapest 1990, 148–172.
- Kósa László*: A hungarológia fogalma, intézményei, az intézmény-rendszer reformjára kínáló megoldások. In: *Hungarológia 2* (2000) 3, 187–190.
- Kulcsár Szabó Ernő*: A (nemzeti) kultúra – mint változékony üzenetek metaforája. *Avagy: Emlékműve-e önmagának a „Hungarológia“?* In: *Tiszatáj 54* (2000) 3, 66–77.
- Kulcsár Szabó Ernő*: Hungarológia – kultúratudomány és hermeneutika között. In: *Hungarológia 2* (2000) 3, 191–196.
- Kulcsár Szabó Ernő*: Az „azonosíthatatlan“ poétikája? Megjegyzések a hungarológia fogalmának változásaihoz. In: *Hatalom és kultúra / Power and Culture. Plenáris előadások és kerekasztal-vitaindítók / Plenary Sessions & Round-Table Introductions*. Hgg. Tuomo Lahdelma [u. a.]. Jyväskylä 2002, 171–182.
- Lengyel Zsolt K.*: Hungarologie und Ungarn-Bild in Deutschland. Politische, methodische und organisatorische Probleme nach 1990. In: *Das Ungarnbild in Deutschland und das Deutschlandbild in Ungarn. Materialien des wissenschaftlichen Symposiums am 26. und 27. Mai 1995 in Hamburg*. Hg. Holger Fischer. München 1996, 75–95.
- Lengyel Zsolt K.*: Hungarika-kutatás és hungarológia Németországban. In: *Gondolatok a hungarológiáról. Előadások a VII. Nemzetközi Hungarológiai Kongresszuson. Kolozsvár, 2011. augusztus 22–27.* Hgg. István Monok [u. a.]. Budapest 2012, 143–173.
- Tverdota György*: A hungarológia mint elmélet, történet és gyakorlat. In: *Hungarológia 2* (2000) 3, 313–325.

BESPRECHUNGEN

BÁLINT, SÁNDOR: *Weihnachten, Ostern, Pfingsten. Aus der ungarischen und mitteleuropäischen Traditionswelt der großen Feste*. Mit den Abbildungen von LANTOS, MIKLÓS. Musikalische Bearbeitung von PAKSA, KATALIN. Herausgegeben von BARNA, GÁBOR. Szeged: Néprajzi és Kulturális Antropológiai Tanszék 2014. 678 S., 234 Abb., 4 Kt. ISBN 978-963-306-253-1. = Szegedi vallási néprajzi könyvtár 34; A vallási kultúrákutatók könyvei 2.

Anzuzeigen ist ein Buch, dessen Inhalt über mehrere Jahrzehnte zusammengetragen und bereits 1973 in seiner ungarischen Ausgabe erstmals gedruckt worden ist.¹ Das Hauptwerk von Sándor Bálint (1904–1980) versammelt in stupend hoher Anzahl Belege zur Gestaltung hoher christlicher Feste aus dem Gebiet des Karpatenbeckens bis etwa 1970 und liegt nunmehr in einer von Albert Friedrich besorgten deutschen Übersetzung vor. Gábor Barna, Volkskundler und Kulturanthropologe an der Universität Szeged, hat das Buch herausgegeben und mit Tamás Grynaeus ein Nachwort verfasst (S. 657–666). Von Miklós Lantos, dem bekannten volkskundlichen Fotografen, stammen nicht nur zahlreiche Abbildungen des enorm umfangreichen Bildteils, er hat hierzu auch einen Kommentar beigezeichnet (S. 655–657). Mit einer Edition an einschlägigen Liedern hat Katalin Paksa mitgearbeitet (S. 605–654).

Bekanntermaßen war Sándor Bálint einer der wichtigsten und produktivsten Vertreter der religiösen Volkskunde in Ungarn. Seit 1931 bis zum Jahr 1945 arbeitete er am katholischen Lehrerbildungsinstitut in Szeged, seit 1933 auch als Assistent am Volkskunde-Lehrstuhl der dortigen Universität, wo er 1934 zum Privatdozenten für Volkskunde habilitiert wurde. Nach der Etablierung der sozialistischen Staatsverfassung in Ungarn wurde Bálint dann 1966 von der Universität entfernt (S. 657), arbeitete jedoch ganz ohne Unterstützung an seinem Werk weiter. Es muss an dieser Stelle zudem erwähnt werden, dass er nicht allein dieses hier in Rede stehende Buch vollenden, sondern – unter anderen größeren Arbeiten – auch das zweibändige „Ünnepi kalendárium“,² ein umfassendes Verzeichnis der Brauchformen und Traditionen der Marien- und Heiligentage durch

¹ Im Leihverkehr ist zumeist die zweite Auflage verfügbar: Sándor Bálint: *Karácsony, húsvét, pünkösd. A nagyünnepok hazai és közép-európai hagyományvilágából*. Budapest ¹1973, ²1976.

² Sándor Bálint: *Ünnepi kalendárium. A Mária-ünnepok és jelesebb napok hazai és közép-európai hagyományvilágából*. I–II. Budapest 1977.

das ganze Jahr vorlegen konnte. Die hier annotierte Übersetzung bietet demnach nun im deutschen Publikationskreis ein wichtiges Zeugnis dafür, dass im Ungarn der Jahre 1949 bis 1989 diese Forschungsrichtung auch gegen Widerstände weiter betrieben worden ist, obwohl sie der Konzeption des *neuen sozialistischen Menschen* diametral entgegenstand.

Die christlichen Hochfeste mit ihrem Umkreis sah Bálint unter dem Aspekt der »Immanenz der Natur in transzendenten Perspektiven« (S. 605; vgl. auch den fast poetischen Einführungstext S. 9–11). Er brachte dabei nicht nur, aber doch hauptsächlich einen konfessionell katholischen, wenn man so will, einen *westkirchlich* bestimmten Fokus für den ganzen Raum des Karpatenbeckens in Anschlag und wählte in ethnischer Hinsicht eine konsequent pluralistische Perspektive.

Auf 544 Seiten wird eine ungeheure Materialfülle ausgebreitet. Beginnend mit einem umfangreichen Abschnitt über die Adventszeit und den Weihnachtsfestkreis (S. 12–187), beschreibt das Buch die »Hochzeit zu Kana« (S. 247–255) und nimmt im Anschluss die Fastenzeit mit der ganzen Karwoche (S. 256–386), Ostern und den »Weißen Sonntag« mit der Erstkommunion (S. 387–441) sowie den Himmelfahrtstag (S. 442–450) in den Blick. Nach der Besprechung des Sonntags »Exaudi« (S. 519–520) folgt der große Pfingstfest-Teil (S. 521–553). Die eingestreuten Abbildungen aus ganz unterschiedlichen Zeitstufen illustrieren die Ausführungen in beeindruckender Weise. Die Herkunft der Informationen und Belege ist von unterschiedlicher Evidenz, darunter auch damalige Diplomarbeiten und »freundliche mündliche Mitteilungen«. Bálint hat Nachrichten zusammengezogen, woher immer er sie aus seinem akademischen Umfeld greifen konnte (durchaus vergleichbar den im deutschsprachigen Publikationskreis zu gleicher Zeit entstandenen und allbekanntesten Arbeiten von Georg Schreiber). Ein fast 700 Titel umfassendes, bis zum Jahr 1973 reichendes Quellen- und Literaturverzeichnis schließt das Werk ab (S. 571–602, zumeist ungarischsprachige, aber auch viele deutschsprachige Titel). Bálints Zusammenstellung lässt sich indessen nicht allein als Spiegel liturgischer Vorgaben und der ganzen »Heilsgeschichte der biblischen Menschheit« lesen (S. 10). Da die Brauchformen, welche die Hochfeste anreichern, im Wesentlichen auf einen agrarischen und einen handwerklichen (nicht industriellen) Wirtschaftskreislauf eingerichtet waren, bilden sie im aktuellen Forschungskontext einer »agrarischen Religiosität« in Mitteleuropa, wie der Schweizer Historiker Peter Hersche³ diese noch bis in die 1960er Jahre bestehende Welt bezeichnete und betitelte, einen Fundus von erheblicher Relevanz.

Michael Prosser-Schell

Freiburg im Breisgau

³ Peter Hersche: *Agrarische Religiosität. Landbevölkerung und traditionaler Katholizismus in der voralpinen Schweiz 1945–1960*. Baden/CH 2013.

Historia Vita Memoriae. Festschrift für Rudolf Gräf zum 60. Geburtstag. Herausgegeben von FLOREA, IOANA – TAR, GABRIELLA-NÓRA. Cluj-Napoca: Presa Universitară Clujeană / Klausenburger Universitätsverlag / Kolozsvári Egyetemi Kiadó 2015. 352 S., Faks., Kt., Diagr. = Studia Germanica Napocensia 3.

Der Buchreihe des Instituts für deutschsprachige Lehre und Forschung (IDLF) der Babeş-Bolyai-Universität zu Klausenburg (*Cluj-Napoca, Kolozsvár*) feiert mit der vorliegenden Ausgabe nicht nur das Erscheinen des dritten Bandes. Sie ist vielmehr auch eine besondere Ehrung eines der wichtigsten Mitbegründer und Mitgestalter des Instituts: Das Wirken von Professor Rudolf Gräf hat das deutschsprachige Studium an der Babeş-Bolyai-Universität maßgeblich geprägt. Eines der Zeichen hierfür ist eben die Neugründung des IDLF, das im Jahre 2010 in Anwesenheit der Bundeskanzlerin der Bundesrepublik Deutschland in einer neuen Gestalt inauguriert wurde.

Der interdisziplinär angelegte Band umfasst Bereiche von der älteren und neueren Geschichte über das Unterrichtswesen bis hin zur Kultur, Literatur und Wirtschaft. Nach dem Vorwort der Herausgeberinnen, das die Verdienste des Jubilars um die Entwicklung des deutschsprachigen Studiums an der Babeş-Bolyai-Universität würdigt, folgen zwei Lobreden von Rektor Ioan Aurel Pop und von Professor Wolf D. Gruner. Der erste Text streicht die historischen Aspekte des Banats hervor, jenes multikulturellen Raumes, in dem Professor Gräf aufgewachsen ist und nachhaltige Einflüsse auf seine Denkweise und seinen beruflichen Werdegang erhalten hat. Die zweite Laudatio schildert detailliert sein wissenschaftliches Wirken und seine Tätigkeit an der Universität.

Die 22 Aufsätze sind in den Sektionen „Wanderungen durch Europa“, „Geschichte(n) – Siebenbürgen“, „Universität(s) – Wesen“, „Kul-tour – Litera-tour“, „Kritisch – Unternehmen“ gruppiert.

Harald Heppner (Graz) schildert unter dem Titel „Präsent und dennoch abwesend. Die Nichtverfügbarkeit des Herrschers im Donau-Karpatenraum“ die symbolische (nicht-physische) Präsenz des Herrschers in peripheren Räumlichkeiten aus mehreren Perspektiven, hauptsächlich bei den Habsburgern. In diesen Fällen handelt es sich auch um gewisse höfische und Herrschertraditionen auf dem gesamten Gebiet der Habsburgermonarchie. Wolf D. Gruner (Rostock) präsentiert „Metternich, die europäische Neuordnung und die Gründung des Deutschen Bundes (1812–1815)“, die mannigfaltigen Optionen Europas nach den napoleonischen Kriegen, zwischen der Wiederherstellung des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation und einer föderativen deutschen Lösung. Letztlich spielte der Deutsche Bund vom Wiener Frieden bis zum Ersten Weltkrieg eine stabilisierende Rolle in Europa. Elena Alupoae (Klausenburg) bietet „An Analysis of the

Customs Policy Promoted by the Habsburg Empire in the Second Half of the Nineteenth Century“, Aspekte der an wirtschaftlichen Reformen orientierten zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, mit Blick auf die Binnenzollfreiheit sowie die Regulierung und Modernisierung der Zollpolitik. András F. *Balogh* (Klausenburg) schildert im Thema „Deutsche Identitätsvarianten im Donau-Karpatenraum im 19. und 20. Jahrhundert“ die Mehrzahl von Identitäten, die sich in der Literatur aus Siebenbürgen, der Bukowina und des Banats widerspiegeln, hauptsächlich die Modelle des »guten Schriftstellers« und des »guten Lesers«, dies aus der Perspektive diverser deutschsprachigen Gruppen (Bukowina, Siebenbürger Sachsen, Donauschwaben). Ioana *Florea* (Klausenburg) behandelt „Das gegensätzliche Schicksal im Osten und Westen nach dem Zweiten Weltkrieg und die langwirkenden Folgen der gesamteuropäischen Entwicklung“, nämlich jene von der Spaltung des Bündnisses der Alliierten bis zur Herausbildung des West- und des Ostblocks beziehungsweise des Kalten Krieges sowie zum Aufstieg der europäischen Idee als Nachfolgeprojekt. Wichtig ist für die Staaten des ehemaligen Ostblocks der Weg »zurück nach Europa«, der ihnen nach dem Zweiten Weltkrieg verwehrt blieb.

Mircea Gheorghe *Abrudan* (Klausenburg) schildert in seinem Beitrag „Nicolae Iorgas Siebenbürgen-Reise und der 1906 veröffentlichte Bericht über das Land und seine Bewohner“ die Persönlichkeit des bekannten Historikers als Schlüsselfigur der rumänischen Kultur und Geschichtsschreibung. Iorga bereiste 1906 Siebenbürgen und zeigte für die siebenbürgische Geschichte und Kultur großes Interesse, das seine integrierende Betrachtung über die Region nähren sollte. Nicolae *Bocşan* (Klausenburg) würdigt „The Romanian Elite in Transylvania between Militancy and Professionalisation“ die Rolle der rumänischen gesellschaftlichen, kulturellen und kirchlichen Elite in Siebenbürgen, die in der Nationalbewegung zur politischen Führungsschicht herangewachsen war. Sorina Paula *Bolovan* und Ioan *Bolovan* (Klausenburg) beschreiben „Intergenerational and Interfamilial Relations among the Romanians of Transylvania during World War I“, die Kontinuitäten und Zäsuren in der meist ländlich geprägten Gesellschaft Siebenbürgens, wie sich diese hauptsächlich in der Korrespondenz zwischen den Soldaten und ihren Familien widerspiegeln. Mehrere demographische Indikatoren ermöglichen Rückschlüsse auf die Rolle der Familie. Der Erste Weltkrieg war eine Zäsur mit wichtigen Schwankungen der demographischen Indikatoren, hauptsächlich der Migration. Hinzu kam die geänderte Rolle der Frauen in Krieg und Gesellschaft. Wilfried *Schreiber* (Klausenburg) beschreibt „Die deutsche Minderheit in Rumänien heute. Demographische Entwicklung und Herausforderungen“ vor allem unter dem Gesichtspunkt des Rückgangs der Zahl der Rumäniendeutschen (bis auf 36.042 im Jahr 2011). Der Autor geht auf die Ursachen dieses Trends ein und

wägt mögliche Gegenmaßnahmen hauptsächlich auf der Ebene der Kulturförderung ab.

Enikő *Batiz* (Klausenburg) untersucht in ihrem Aufsatz „School Failure Predictors“ die Wichtigkeit der statistischen Erhebungen für das Unterrichtswesen sowie die Gründe des Schulabbruchens; ihre statistischen Daten stellen auch die Perspektiven der Digitalisierung des Unterrichtswesens in Aussicht. Ioana *Velica* (Klausenburg) stellt „Zur Geschichte des rumänischen Unterrichtswesens. Der rumänische Unterricht vor 1859“ fest, dass die heutige Situation und die Entwicklungen im Unterrichtswesen nicht ohne die Untersuchung von deren historischen Hintergründe verstanden werden könnten. Vor 1859 habe es auf dem Gebiet des heutigen Rumänien mehrere Systeme anhand der Zugehörigkeit zu verschiedenen Staaten gegeben, zugleich aber auch Gemeinsamkeiten gegeben, während das Schulwesen in einem Aufschwung begriffen gewesen sei. Mihaela *Drăgan* und Diana *Pitic* (Klausenburg) untersuchen anhand unter anderem von Gesetzen, Organigrammen und Statistiken „Die Qualität der Prozesse am deutschsprachigen Studiengang der Fakultät für Wirtschaftswissenschaften und Unternehmensführung“, genauer, die Rolle der Universität und ihrer Persönlichkeiten, speziell des deutschsprachigen Studienganges, im Rahmen einer der erfolgreichsten Fakultäten der Babeş-Bolyai-Universität. Mihaela *Drăgan* und Diana *Ivana* (Klausenburg) beschreiben „Das Konzept der ‚Beschäftigungsfähigkeit‘ am deutschsprachigen Studiengang an der Fakultät für Wirtschaftswissenschaften und Unternehmensführung“, die Studienangebote, bei denen aufgrund der ermittelten Daten zu beobachten ist, welche Chancen die Studierenden auf dem Arbeitsmarkt haben – einer der wichtigsten Parameter für jeden Studiengang. Gabriella-Nóra *Tar* (Klausenburg) schildert den Alltag des universitären Lebens unter dem Titel „Klassiker reloaded: Herausforderungen und Chancen des deutschsprachigen Literaturunterrichts an der Babeş-Bolyai-Universität in Cluj – Klausenburg – Kolozsvár“. Repräsentativ für die deutschsprachige Studienrichtung an der dieser Universität ist der deutschsprachige Literaturunterricht, dessen Rahmenbedingungen und Ablauf aufschlussreich dargestellt werden. Die Gestaltung der Germanistik unter den gegenwärtigen Bedingungen stellt sich der Herausforderung, Trend und Tradition produktiv zu vereinbaren. Dieter *Grasedieck* (Duisburg – Essen) vermittelt mit seinem Aufsatz „Keine Computer, nur Dozenten können für Bildung begeistern. Not Computers, but Teachers can Inspire Learning“ eine Einsicht in das E-Learning und die Rolle der Computer in der Bildung, mit der Schlussfolgerung, dass im Unterricht die Computer nicht alle Abläufe übernehmen, und fürs Lernen nicht begeistern können.

Mariano *Barbato* (Passau – Klausenburg) schildert in seinem Aufsatz „Non Recuso Laborem“ oder ‚A Working Peace System‘. Versuch über einen kulturellen

Funktionalismus“, ausgehend von der Auffassung Huntingtons über die Geopolitik, einige Möglichkeiten der Auslegung der heutigen geopolitischen Lage, von der Bedeutung der Kultur und Religion bis hin zur funktionalistischen Auffassung der EU; es werden mehrere theoretische Ansätze und historische Beispiele aus der Perspektive Klausenburgs und des Donau-Karpaten-Raumes geschildert. Der Beitrag von Kurt *Scharr* (Innsbruck) „Um der Zerrüttung [...] Schranken zu setzen. Kataster und Grundbuch als probate Mittel der Raumkonsolidierung im österreichischen Kaiserstaate am Beispiel der Bukowina“ präsentiert den Kataster, dessen Einführung eine der wichtigsten Reformen des österreichischen Kaiserstaates war, der auch zu einem Instrument der Stärkung der räumlichen Kontrolle, der Aufwertung der Besitzrechte geworden ist. Hier wird das Beispiel der Bukowina von der Idee bis zur eigentlichen Einführung verfolgt und reichhaltig illustriert. Maria Mihaela *Ilişiu* (Klausenburg) präsentiert in ihrem Beitrag „*Rote Handschuhe* – Schreibenanlass und Autorenintention. Schlattners Roman im Kontext der rumäniendeutschen Literatur“ das Wirken eines der wichtigsten deutschen Schriftsteller aus Rumänien, Eginald Schlattner, der durch viele seiner Werke den Alltag des Dissidenten im Kommunismus beleuchtet. Erörtert werden Schlattners Debüt in der rumäniendeutschen Literatur und, auch darüber hinaus, das Wirken seiner Ideen. Oana *Tanţău* (Klausenburg) behandelt die „Interkulturalität bei Adam Müller-Guttenbrunn“, einen Leitaspekt im Werk des Banater deutschen Schriftstellers, der auf die ethnisch-kulturelle Vielgestaltigkeit der Region in den letzten Jahrzehnten der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie verweist.

Rudolf *Windisch* (Rostock) würdigt den Romanisten „Ernst Gamillscheg. Präsident des Deutschen Wissenschaftlichen Instituts (DWI) in Bukarest, 1940–1944“ unter dem Aspekt seiner Interaktionen und Gratwanderungen während seiner Tätigkeit im Dienst der Kultur- und Wissenschaftspolitik Nazi-Deutschlands. Mariana Leontina *Mureşan* (Klausenburg) befasst sich mit der „Unternehmenspublizität“, der Praxis der Unternehmen, die viele Daten über ihren Betrieb veröffentlichen – diese Tätigkeit unterliegt gesetzlichen Regelungen, aber auch der eigenen Firmenkultur. Zenovia *Cristiana Pop* (Klausenburg) bringt „Kritische Betrachtungen zur Altersvorsorge“, zu einem so aktuellen Thema in Gesellschaft und Wirtschaft, hauptsächlich am Beispiel Deutschlands, dessen Sozialversicherungswesen vielen Staaten als Modell gilt.

Allen Beiträgen sind bibliografische Listen angefügt, die auch die institutionelle Zugehörigkeit der Autorinnen und Autoren sowie ihre Kontaktdaten beinhalten. Das Schriftenverzeichnis des Jubilars ergänzt das komplexe Bild und die Fülle an Informationen in diesem lobenswerten Band.

ROOS, MARTIN: *Gerhard von Csanád. Gestalt eines Bischofs der frühen ungarischen Kirche*. Im Eigenverlag der drei Bistümer Szeged-Csanád, Gross-Betschkerek, Temeswar und München: Verlag Edition Musik Südost 2017. 375 S., 15 sch/w und farb. Abb. ISBN 978-3-939041-26-9.

Bischof Martin Roos wurde 1942 in Rumänien geboren, studierte Theologie in Rottenburg, empfing die Priesterweihe 1971 und wurde 1990 von seinem Oberhirten auf Bitte des neuen Bischofs von Temeschwar (*Timișoara, Temesvár*) für die dortige Seelsorge freigestellt. Dort wurde er Kanzleidirektor, Generalvikar, schließlich 1999 Diözesanbischof. Schon als Kaplan setzte sich Martin Roos für seine donauschwäbischen Landsleute in Schrift und Pastoral ein. Nach seiner Rückkehr in die Heimat veröffentlichte er ein großes Werk über die Wallfahrtskirche Maria Radna – die er restaurieren ließ – in zwei Bänden (Regensburg 1998, 2004). Als Bischof hat er sich jedoch zu einem noch größeren Werk entschlossen. Da die tausendjährige Diözese Csanád aufgrund des Friedensvertrages zu Trianon 1920 auf drei Länder – Ungarn, Serbien und Rumänien – aufgeteilt wurde, fasste er den Plan, in Zusammenarbeit mit der neuen, aus Csanád entstandenen Diözesen Szeged-Csanád, Groß-Betschkerek (*Zrenjanin*) und Temeschwar, die Geschichte des alten Kirchensprengels musterhaft und großzügig illustriert herauszugeben. Aus dem monumentalen Werk sind im Eigenverlag der drei Diözesen sowie im Münchener Verlag Edition Musik Südost folgende Bände erschienen: I/1 (2009) auf 568 Seiten, I/2a (2010) auf 575 Seiten, I/2b (2012) auf 715 Seiten, I/3a (2014) auf 776 Seiten und I/3b (2016) auf 754 Seiten.

Die Arbeit über den hl. Gerhard beginnt (Kapitel 1, S. 12–18) mit der minutiösen Aufzählung und Bewertung aller Quellen zur „Vita Gerhardi“ und setzt mit dem Kapitel 2 (S. 18–36) über die Gerhardsforschung seit 1938 die Ausführungen fort. Roos analysiert und bewertet die bisherigen Forschungsergebnisse anhand wichtiger, aber oft auch kontroverser Darstellungen einzelner Wissenschaftler. So muss man am Ende der Lektüre dem Urteil des Literaturwissenschaftlers János Horváth von 1962 zustimmen: »Keine mittelalterliche Geschichtsquelle Ungarns wurde bis heute so gegensätzlich beurteilt wie die Gerhardslegenden.« Mit anderen Worten, heute wissen wir mit Sicherheit ebenso wenig oder ebenso viel wie vor 60 Jahren. Hypothesen gibt es, handfeste Beweise jedoch nicht.

Das Kapitel 3 (S. 41–44) erzählt das erstaunlich Wenige, was wir vom Leben des hl. Gerhard mit Sicherheit wissen. Er wurde vor dem Jahr 1000 in Norditalien (Venedig?) geboren, um 1020 kam er nach Ungarn, wohnte im Kloster Bakonybél, dann als Eremit, bis er 1030 erster Bischof von Marosvár (Csanád) wurde. 1046 fiel er dem heidnischen Aufstand zum Opfer. Alles andere, was man von ihm erzählt, lässt sich nicht mit Sicherheit beweisen.

Das Kapitel 4 (S. 49–56) beschreibt das Christentum im Tal des Mieresch (*Mureş, Maros*) vor dem hl. Gerhard. Die Schilderung wird in die politische Geschichte des Missionswerkes unter Großfürst Géza (vor 972–997) und dem ersten christlichen König Ungarns, dem hl. Stephan (1000–1038), eingefügt. Wie weit die Missionierungen des Prunward (Bruno) von Sankt Gallen und Bruno von Querfurt im Lande der *Hungari Nigri*, im Reich des Ajtony (Achtum) erfolgreich waren, lässt sich nicht nachweisen. Tatsache ist hingegen, dass Ajtony 1002 in Widdin die Taufe der Ostkirche empfang und an seinem Sitz Marosvár ein orthodoxes Kloster mit orthodoxen Mönchen gründete. Wie weit sich das östliche Christentum im Herrschaftsgebiet Ajtonys ausbreitete und sich festigte, lässt sich nur vermuten und nur sporadisch nachweisen.

Das Kapitel 5 (S. 61–70) behandelt die Gründung der Diözese Csanád. Während die Bischofsweihe Gerhards im Jahre 1030 feststeht, ist die Entstehungszeit der Diözese höchst umstritten. Die meisten alten und jüngeren Forschungen haben sie mit dem Sieg König Stephans beziehungsweise Csanáds über Ajtony um 1028 gleichgesetzt. Fand jedoch die Niederlage Ajtonys bereits in den Jahren 1003–1008 statt, und setzte Csanád seine Herrschaft somit schon damals ein, so stellt sich die Frage, wie sich das christliche Leben in der Region die folgenden zwei Jahrzehnte hindurch gestaltete. György Györffy hat die Antwort mit der These geliefert, das eroberte Gebiet sei der bereits vorhandenen Diözese Kalocsa unterstellt gewesen. Erst als Gerhard Bischof wurde, sei sein Bistum Marosvár/Csanád aus Kalocsa ausgegliedert und Kalocsa mit der Erhebung zur Erzdiözese entschädigt worden. Allein handfeste Beweise für diese Theorie gibt es nicht.

Martin Roos beschreibt im Weiteren die organisatorische Arbeit des hl. Gerhard und wirft einen Blick auf die wechselvolle Geschichte der Diözese durch die Jahrhunderte bis zur territorialen Aufteilung im Jahre 1920 und auf die gegenwärtige Lage. Das einzige erhaltene Werk des hl. Gerhard, die „*Deliberatio*“, wird im Kapitel 6 (S. 75–83) anhand des von Gabriel Silagi editierten Textes (*Corpus Christianorum* 49) gewürdigt. Bischof Roos rückt den wissenschaftlichen Wert der „Abhandlung“ auf das ihr gebührende Niveau zurecht: Sie ist kein geniales Werk, aber ein einmaliges Zeugnis der christlich-abendländischen Tradition, die damals auch in Ungarn Wurzeln fasste.

Kapitel 7 (S. 87–98) untersucht Gerhards Persönlichkeit und seine Verehrung von den Anfängen bis zur Gegenwart. Auch hier trachtet der Autor nach Objektivität: Er erwähnt auch die Schwächen des Heiligen, so seine Reizbarkeit und sein cholerasches Temperament, nicht nur seine Güte, Askese und Marienverehrung. Die liturgische Verehrung Gerhards, sein Grab, seine Reliquien werden die Jahrhunderte hindurch ausführlich beschrieben. Die in Ungarn einst aufbewahrten Reliquien sind restlos verschwunden, doch konnten von den nach Italien (Mu-

rano, Bologna) und Böhmen (Prag) gelangten Reliquien Teile im 19. Jahrhundert nach Ungarn zurückgeführt werden. Der Autor widmet seine Aufmerksamkeit auch der darstellenden Kunst und dem Kult des Heiligen bei den Donauschwaben bis zur Gegenwart.

Nach einer kurzen Zusammenfassung (S. 103–104) behandelt der Anhang (S. 109–141) zwei Themen: die beiden Viten des hl. Gerhard – *legenda minor* und *legenda maior* (S. 111–139) – sowie einen Nachtrag über den 1982 entdeckten Text aus den Homilien Gerhards (S. 140–141). Aus diesem Textfragment ist ersichtlich, dass Gerhards Schriften hochgeschätzt, vielfach abgeschrieben und verarbeitet wurden. Die Viten werden mit einer Vorbemerkung des Herausgebers Gabriel Silagi kurz vorgestellt (S. 109–110), dann aus dem lateinischen Text ins Deutsche übertragen. Über die editorische Exaktheit der lateinischen Texte erlaubt sich der Rezensent kein Urteil, hat jedoch schwerwiegende Bedenken über die Richtigkeit der Übersetzungen. Silagi schreibt hinsichtlich der Wunder durch den Heiligen: »Ein Kind sei allein dadurch gesund, dass er den Leichnam des Heiligen geküsst hat.« Die richtige Übersetzung lautet jedoch: »Das Kind küsste ein einziges Mal den Leib des Heiligen und es wurde wieder gesund.« Oder: »Eine tiefäugige Jungfrau erhielt den Glanz der Augen zurück« sollte richtig heißen: »Ein Mädchen mit (eitriger) Augenentzündung erhielt das klare Licht zurück.« Ein weiteres Beispiel: »Eine Frau zog einen Fisch aus dem Wasser und wurde vom Dämon besessen.« Dazu erklärt Silagi, das Wort *canapum* oder *carnapum* habe er nirgends nachweisen können: »Da es sich dem Zusammenhang nach um einen Fisch handeln muss, ist am ehesten auf eine Ableitung von *corpa* (Karpfen) zu denken.« Offenbar konnte Silagi mit dem Wort *canapum* nichts anfangen. Aber *cannabis*, *canapum* heißt so viel wie Hanf, also die Frau zog den Hanf aus der Hanfröste: »locus ad cannabim humectandam«.¹ Ältere ungarische Gerhardslegenden übersetzen den Text richtig: Sie schreiben von einer Frau, die Hanf röstete.

Bischof Roos stellte sich, wie er im Vorwort mitteilt, der Aufgabe, das Leben des ersten Bischofs von Csanád, des Protomärtyrers von Ungarn, dessen 94. Nachfolger er ist, »anhand der kritisch gesichteten Quellen erneut zu prüfen und gegebenenfalls zu korrigieren«. Dies ist ihm hervorragend gelungen. Es gibt derzeit keine so gründliche und minutiöse, dennoch gebündelte Darstellung über den hl. Gerhard von Csanád wie jene von Martin Roos in sieben Kapiteln, mit einem Anmerkungsapparat, der 665 Titel auf 44 Seiten umfasst. Hinzu kommen 15 Abbildungen, das nach Themen wie Archive, Sammlungen, Handschriften, Bibliotheken, gedruckte Quellen, Literatur, Zeitungen aufgeschlüsselte Schrifttum

¹ *Magyar oklevél-szótár. Pótlék a magyar nyelvtörténeti szótárhoz.* Hgg. István Szamota, Gyula Zolnai. Budapest 1902–1906, 472.

auf 148 Seiten und das Register der Personen- und Ortsnamen sowie der Sachwörter auf 38 Seiten. Die ungarische und die internationale Hagiografie und Kirchengeschichtsschreibung kann Martin Roos für diese verdienstvolle wissenschaftliche Leistung dankbar sein.

Gabriel Adriányi

Königswinter

Die Hungarica-Sammlung der Franckeschen Stiftungen zu Halle. Alte Drucke 1495–1800. Herausgegeben von KLOSTERBERG, BRIGITTE – MONOK, ISTVÁN. I: A–O; II: P–Z. Bearbeitet von VERÓK, ATTILA. Budapest: Magyar Tudományos Akadémia Könyvtár és Információs Központ 2017. 1235 S. I: ISBN 978-963-7451-33-1; II: ISBN 978-963-7451-34-8 = Adattár a XVI–XII. századi szellemi mozgalmak történetéhez 40/1–2.

Allein der Umfang dieses von Attila Verók bearbeiteten zweibändigen Katalogs ist beeindruckend, denn dieser übertrifft mit 1235 Seiten sogar den ebenfalls voluminösen, 1158 Seiten starken Band 39/1–2 der gleichen Schriftenreihe aus dem Jahr 2015.¹ Die vorliegenden beiden Bände sind Teil der Bücherreihe über die Kulturbeziehungen zwischen der Friedrichs-Universität zu Halle beziehungsweise den Franckeschen Stiftungen des Halleschen Waisenhauses und dem historischen Ungarn.² Im Rahmen dieses gigantischen Forschungs- und Erschließungsprojektes wurden von ungarischen Fachleuten vor Ort 13.000 Porträts, 2.000 Landkarten und Ansichten, 110.000 Bücher und mehrere Tausend Briefe im Bestand der Bibliothek der Franckeschen Stiftungen gesichtet und auf Ungarnbezüge untersucht. Dem vorliegenden Katalog der Hungarica-Drucke schaltet der Bearbeiter, der bekannte Kulturhistoriker und Inhaber des Lehrstuhls für Kulturelles Erbe und Kulturgeschichte an der Károly-Eszterházy-Universität zu Erlau (*Eger*), eine 39 Seiten starke Einleitung unter der Überschrift „Die hallisch-ungarischen Kulturkontakte im Spiegel der historischen Sammlungen der Franckeschen Stiftungen zu Halle (17–18. Jahrhundert)“ voran. Im ersten Unterkapitel stellt er kurz das Waisenhaus und die historische Büchersammlung der Franckeschen Stiftungen vor. Diese 1698 von August Hermann Francke gegründete Stiftungsbibliothek wird in Fachkreisen gerne auch als *zweites Wolfenbüttel* bezeich-

¹ *Die Hungarica-Sammlung der Franckeschen Stiftungen zu Halle. Handschriften.* Teile 2A und 2B. Hgg. Brigitte Klosterberg, István Monok. Bearbeitet von Zoltán Csepregi. Budapest 2015.

² *Die Hungarica-Sammlung der Franckeschen Stiftungen zu Halle. Teil 1: Porträts.* Hgg. Brigitte Klosterberg, István Monok. Bearbeitet von Attila Verók, György Rózsa. Tübingen 2003; *Die Hungarica-Sammlung der Franckeschen Stiftungen zu Halle. Historische Karten und Ansichten.* Hgg. Brigitte Klosterberg, István Monok. Bearbeitet von László Pászti, Attila Verók. Halle 2009.

net und damit die herausragende kulturhistorische Bedeutung der hallischen Sammlung als zweitgrößte historische Dokumentationsstelle mit Ungarn- und Siebenbürgenbezug aus dem 18. Jahrhundert betont. Es ist verblüffend, wie rasant sich diese öffentliche Bibliothek entwickelte. Der bescheidene Startbestand wuchs durch großzügige Schenkungen, Spenden und Nachlässe von Adligen, Bürgern, aber vor allem von Professoren in den ersten zehn Jahren auf 18.000 Bände. Dieser Umfang übertraf erheblich jenen der meisten damaligen Universitätsbibliotheken, die 10.000 Bücher nur selten erreichten. Die von breiten sozialen Schichten benutzte Bibliothek setzte erfolgreich die bibliothekstheoretischen Ansichten um, die Gabriel Naudé und Gottfried Wilhelm Leibnitz entwickelt hatten. Verók bietet eine fundierte Kurzgeschichte der Bibliothek bis in die Gegenwart. Nach aufwendiger Sanierung und Modernisierung 1998 steht diese Bibliothek den Benutzern wieder in alter Pracht zur Verfügung.

Nach dem kurzweiligen Geschichtsabriss der Bibliothek des Waisenhauses zu Halle (*Bibliotheca Orphanotrophaei Halensis*), die in den letzten beiden Jahrzehnten Treffpunkt von Forschern vieler Fachdisziplinen aus aller Welt geworden ist, geht Verók auf die aus kulturhistorischer Sicht nicht nur spannenden, sondern hochrelevanten hallisch-ungarischen Beziehungen ein. Die Kooperationsprogramme der Franckeschen Stiftungen und der Ungarischen Nationalbibliothek Széchényi (Budapest) sowie die relevanten Ergebnisse dieser fruchtbaren Zusammenarbeit werden kurz vorgestellt. Verók führt die reichhaltige Literatur zur Rolle der Universität und der Franckeschen Stiftungen als Zentrum des Pietismus für die Bildungsgeschichte (Kirchen-, Religions-, Literatur-, Buch- und Medizingeschichte) im ungarischen Sprachraum auf. Halles Ausstrahlung nahm in der Aufklärungsgeschichte eine prominente Stellung ein, und zwar nicht nur für die deutschen Länder, sondern für weite Teile Europas. Ohne auf Einzelheiten des Besuchs ausländischer Universitäten durch Studierende aus Ungarn und Siebenbürgen einzugehen, wird festgestellt, dass sowohl Wittenberg (16. und 17. Jahrhundert) als auch Halle (18. Jahrhundert) zu den am stärksten frequentierten und somit beliebtesten Hochschulen Europas zählten. Daraus erklärt sich, dass im Bestand von etwa 110.000 Büchern aus der Zeit vor 1800 über 5.000 Dokumente mit Ungarnbezug verschiedenster Art vorhanden sind, so etwa zur Thematik der *Peregrinatio academica Hungarorum et Transylvanorum*.

Das dritte Unterkapitel erläutert den Begriff *Hungarica* und stellt die untersuchten historischen Sammlungen kurz vor. Zusätzlich zu den im Band „Porträts“ aufgeführten 243 Personenillustrationen (aus der Bötticherschen Porträtsammlung)³ kamen im vorliegenden Katalog mehrere Hundert Angaben zu Porträts

³ *Die Hungarica-Sammlung der Franckeschen Stiftungen zu Halle. Teil 1: Porträts.*

hinzu. Der Katalog „Handschriften“ beinhaltet 1556 Hungarica (zumeist Briefe, Verzeichnisse, Berichte und Rechnungen).⁴ Die alten Drucke im vierten Band machen mit 3.205 Treffern (Werke) den größten Bestand der Hungarica in den Franckeschen Stiftungen aus. Verók bezeichnet eine weitere, reiche Privatbibliothek des aus dem siebenbürgischen Kronstadt stammenden halleschen Professors und Universalgelehrten Martin Schmeizel (1679–1747) als die drittgrößte Hungarica-Sammlung außerhalb Ungarns. Alle drei Bibliotheken bilden zusammen die größte historische Sammlung von Hungarica vor 1800 außerhalb des ungarischen Sprachraumes – und nicht, wie Verók schreibt, »außerhalb der heutigen Staatsgrenzen Ungarns«. Man denke nur an die großen Bibliotheken und Sammlungen in Siebenbürgen (Rumänien) oder im ehemaligen Oberungarn (Slowakei).

Im nächsten Unterkapitel unternimmt Verók einen Exkurs zum Themenkomplex *Hallischer Pietismus in Siebenbürgen*. Auch wenn diese »Kulturrezeption« im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts zunächst als mystisch und verdächtig (»Ketzerie«) galt, wurde sie bald toleriert und gewissermaßen sogar modisch. Das pietistische Gedankengut verblasste jedoch im dritten Drittel des 18. Jahrhunderts allmählich – bis auf seinen Einfluss auf die Entstehung der Freimaurerei in Siebenbürgen. Die hier angegebene Literatur bietet die Chance, sich mit den genannten Themen eingehend zu befassen und einen tieferen Einblick in die Aufklärung hallischer Prägung im Karpatenbogen zu gewinnen.

Die Richtlinien zur Benützung des Hungarica-Katalogs legt der Bearbeiter am Ende der Einleitung vor (S. 31–39). Zunächst beschreibt er die inhaltlichen Kategorien des Katalogs. So werden unter *sprachlichen* Hungarica alle Drucke, die ganz oder teilweise in ungarischer Sprache erschienen sind (ein Satz genügt), aber auch alle ungarisch-fremdsprachigen Wörterbücher subsumiert. In die zweite Kategorie der *territorialen* Hungarica werden Werke in allen Sprachen eingeordnet, die in Offizinen auf dem Gebiet des historischen Ungarn gedruckt wurden (außer Kroatien und Dalmatien, mit Ausnahme der benachbarten Bezirke Poschega, Syrmien und Veróce). Unter *personellen* Hungarica sammelte der Bearbeiter Werke ungarischer Autoren. Die *inhaltlichen* Hungarica schließlich umfassen dagegen ausländische Druckwerke, die einen inhaltlichen Ungarnbezug aufweisen. Auch hier wurden die Prinzipien der Hungarica-Bibliografie des Grafen Alexander Apponyi und des Hungarica-Katalogs der Herzog-August-Bibliothek zu Wolfenbüttel von Katalin S. Németh zugrunde gelegt.⁵ Als letzte Kategorie führt Verók auch *Possessoren*-Hungarica auf, also Drucke, die beispielsweise einen

⁴ *Die Hungarica-Sammlung der Franckeschen Stiftungen zu Halle. Handschriften.*

⁵ *Ungarische Drucke und Hungarica 1480–1720. Katalog der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. I–III.* Bearbeitet von Katalin S. Németh. New York [u. a.] 1993; Judit Vásárhelyi: *Bibliographische Forschungen zu den ungarischen Drucken vor 1801 in der Herzog August*

handschriftlichen Eintrag, Stempel oder Exlibris-Aufkleber einer ungarischen Person oder Institution aufweisen. In akkurater Arbeit und klarer Systematik wurden anhand der *Hungarica*-Typen 15 Gattungen unterschieden, die eine detaillierte Gliederung und bessere Übersicht über die Bestände ermöglichen sollen. Diese Feingliederung unterscheidet das besprochene Werk von den anderen Katalogen der Reihe zu den „Porträts“ mit sieben Gattungen, den „historischen Karten und Ansichten“ mit sechs Gattungen und den „Handschriften“ mit sechs Gattungen. Auf diese Art und Weise kann der Benutzer des vorliegenden Katalogs die aufgelisteten Druckwerke zuordnen und sich einen Überblick verschaffen. So finden sich unter Gattung 1 die ungarischen Verfasser, unter Gattung 2 die Dissertationen und Disputationen eines *Hungarus*, unter Gattung 3 die Mitwirkung eines *Hungarus* (sonstige beteiligte Personen) und unter Gattung 4 die Widmung für einen oder mehrere Ungarn. Gattung 5 enthält Werktitel mit Ungarnbezug, Gattung 6 Inhalte im Zusammenhang des Landes Ungarn oder seiner Bewohner (Personen), Gattung 7 Porträts, Landkarten oder Ansichten mit Bezug zu Ungarn, Gattung 8 ungarische Druckorte, Gattung 9 ungarische Buchdrucker, Gattung 10 Dissertationen oder Disputationen von Personen mit Ungarnbezug, Gattung 11 umfasst Bücher mit einem Werk einer ungarischen Person oder mehrerer ungarischer Personen, Gattung 12 Bücher in ungarischer Sprache, Gattung 13 ungarische Buchbesitzer, Gattung 14 handschriftliche Einträge eines Ungarn oder auf Ungarisch oder mit Ungarnbezug, Gattung 15 Rezensionen über Bücher mit Ungarnbezug. Fünf der Gattungen sind Innovationen des Bearbeiters (Nr. 4, 7, 13, 14 und 15), sie wurden also erstmalig in der *Hungarica*-Forschung angewandt.

Anschließend wird der Aufbau der einzelnen Katalogtitel erläutert, der stets folgende Positionen beinhaltet: laufende Nummer, Signatur einschließlich der Werknummern in Sammelbänden in eckigen Klammern, Verfasser, Titel, Druckort, Drucker, Erscheinungsjahr, Umfangsangaben, Gattungsangabe, gegebenenfalls detaillierte Beschreibung des Ungarnbezugs, Anmerkungen und Konkordanz, wenn sie nötig erscheint. Verók bringt weitere Erläuterungen zum Gebrauch des Katalogs und präzisiert, dass die Titel nur in kurzen bibliografischen Formen aufgenommen worden seien und auch die Notizen keine Vollständigkeit anstreben, sondern primär eine bibliothekarisch-dokumentarische Registrierung der Druckwerke zum Ziel hätten. Die zweckmäßige Gesamterschließung wird den späteren wissenschaftlichen Nutzern des Katalogs beziehungsweise den Forschern der einzelnen Werke überlassen. Dubletten und Druckvarianten wurden

Bibliothek. In: Wolfenbütteler Beiträge. Aus den Schätzen der Herzog August Bibliothek. VII. Hg. Paul Raabe. Frankfurt am Main 1987, 115–123.

vom Bearbeiter berücksichtigt und aufgeführt, zumal diese durchaus exemplar-spezifische Merkmale aufweisen können (etwa Einträge oder Stempel). Die Konkordanzen wurden zu zwei weiteren Katalogen aufgeführt, nämlich zu jenem der erwähnten Herzog-August-Bibliothek zu Wolfenbüttel mit inhaltlich durchaus abweichendem *Hungarica*-Bestand⁶ und jenem der Ungarischen Nationalbibliothek (*Bibliotheca Nationis Hungariae*) der Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt in Halle, der auch alte Bestände der Universität Wittenberg einschließt.⁷ Die Bezugsnummern der retrospektiven ungarischen Nationalbibliografie wurden hier nicht erfasst, da diese online leicht zu ermitteln sind (<http://mnb.oszk.hu/>).

Diese Arbeit beeindruckt nicht nur durch ihr immenses Volumen, sondern auch durch die akribische, Vollständigkeit anstrebende Erschließung der *Hungarica*-Bestände dieser wahren Schatzgrube der Franckeschen Stiftungen. Bearbeiter ist zu beglückwünschen – nicht nur wegen der mit sehr viel Fleißarbeit ans Tageslicht beförderten zahlreichen neuen, bislang unbekanntem beziehungsweise unberücksichtigten Drucke mit vielfältigem Ungarnbezug (Autoren, Auslandsstudierende, Persönlichkeiten, Netzwerke, Stammbücher, Reiseberichte, Reminiszzenzen und handschriftliche Einträge), sondern auch für den exzellenten Aufbau und die vorbildliche Ausführung des Katalogs. Nicht nur Geisteswissenschaftler, sondern auch Wissenschaftshistoriker und Medizinhistoriker kommen auf ihre Kosten – zum einen wegen der Vielzahl an akademischen Schriften (Disputationen, Inauguraldissertationen), zum anderen auch dank der Zeitschriftenbeiträge von Autoren aus dem Donau-Karpaten-Raum wie im Falle der „*Miscellanea Curiosa Medico-Physica Academiae Naturae Curiosorum sive Ephemeridum Medico-Physicarum Germanicarum Curiosarum*“. Der Forscher findet zahlreiche wissenschaftliche Beiträge wie auch Kurzmitteilungen aus Ostmitteleuropa aus der Feder bekannter ungarndeutscher Mediziner wie Johannes Hain, Karl Rayger der Ältere, David Spielenberger und Andreas Löw – aber auch von Nichtungarn mit Beiträgen, die sich auf den Donau-Karpaten-Raum beziehen (Simon Schulz, Johann von Muralt, Georg Hannaeus). Bemerkenswert ist, dass der Katalog eine Vielzahl an akademischen Drucken beinhaltet, die in den Niederlanden an verschiedenen kalvinischen Hochschulen wie zu Franeker, Utrecht und Leiden entstanden.

⁶ *Ungarische Drucke und Hungarica 1480–1720.*

⁷ *Bibliotheca Nationis Hungariae. Die Ungarische Nationalbibliothek in der Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt in Halle. Der Katalog aus dem Jahr 1755. Textausgabe der Handschrift der Széchényi Nationalbibliothek Budapest.* Hg. Ildikó Gábor. Unter Mitwirkung von Silke Trojahn. Mit Beiträgen von István Monok, Dorothea Sommer. Hildesheim [u. a.] 2005.

Zu den besonderen Qualitätsmerkmalen dieses Katalogs zählen auch die umfangreichen Register (nach Personen, Druckorten, Druckern und Verlegern, Hungarica-Gattungen, Chronologie und Signaturenübersicht). Verók dankt am Ende der Einführung den zahlreichen Förderern und Mitstreitern des Projekts wie auch den vielen Helfern bei der Erstellung und den Korrekturen dieser Veröffentlichung. Aus bildungshistorischer Sicht bildet der hier besprochene vierte Katalog eine wichtige und hilfreiche Ergänzung der Reihe, ja er vollendet die Erforschung der *hallischen Schatztruhen* innerhalb der Gemäuer des altehrwürdigen Waisenhauses August Hermann Franckes. Verók hat mit seiner auf der *Buchautopsie* beruhenden Forschungsmethode ein überaus nützliches Handbuch in die Hände heutiger wie künftiger Erforscher des aufklärungszeitlichen Austausches zwischen dem historischen Ungarn beziehungsweise Siebenbürgen und Halle gelegt.

Robert Offner

Regensburg

HONTERUS, JOHANNES: *Reformatio ecclesiae Coronensis ac totius Barcensis provinciae. Corona 1543 / Reformation der Kirche in Kronstadt und der gesamten Burzenländer Provinz. Kronstadt 1543*. Ins Deutsche, Rumänische und Ungarische übersetzte Faksimile-Ausgabe. Herausgegeben von HEIGL, BERNHARD – ŞINDILARIU, THOMAS. Übersetzt von TÜRK-KÖNIG, ANNE – RADUCH, ZSOLT. Kronstadt: Aldus Verlag, Arbeitskreis für Siebenbürgische Landeskunde Heidelberg 2017. 142 S. ISBN 978-606-984-009-2 (Aldus), ISBN 978-3-946779-02-5 (AKSL) = Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt VIII/2.

Nach der Einführung der Reformation nach wittenbergischem Vorbild im siebenbürgischen Kronstadt (*Brassó, Braşov*) und im Burzenland im Jahre 1542 verfasste Johannes Honterus für den Siebenbürgischen Landtag die hier (S. 33–63) nachgedruckte Begründung und Rechtfertigung der in Kronstadt eingeführten Reformation nach Wittenberger Vorbild, den ersten wesentlichen Text der lutherischen Reformation in Siebenbürgen. Der Reformator der Siebenbürger Sachsen entwickelte das theologische, kirchenorganisatorische, soziale und Bildungsprogramm, das mit nur geringen Veränderungen 1547 in die „Kirchenordnung aller Deutschen in Sybembürgen“ übernommen wurde. Honterus betonte ähnlich Martin Luther, »dass wir von der katholischen Kirche und dem rechtläubigen Glauben und der wahren Lehre des Evangeliums in keinem Teil abgewichen sind« (S. 58). Die Billigung durch den Siebenbürgischen Landtag des Jahres 1543 war die Voraussetzung für die Durchsetzung des Luthertums auf dem Königsboden. Den Herausgebern ist zu danken, dass sie diesen zentralen Text der siebenbürgisch-

sächsischen Reformationsgeschichte durch den Reprint im Original zugänglich gemacht haben.

Den lateinischen Text hat Oskar Netoliczka bereits 1898 in den „Ausgewählten Schriften“ von Honterus (S. 11–28) abgedruckt. Wissenschaftlich ediert wurde das „Reformationsbüchlein“ zusammen mit dem zeitgenössischen deutschen Text erst 2012 im Band 24 der „evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts“ (Tübingen 2012, S. 177–190, 191–202). Der lateinische Text wird hier leichter zugänglich durch die beigefügten Übersetzungen ins Deutsche (S. 65–96) sowie – neu – in die rumänische (S. 97–119, durch Anne *Türk-König*) und – erstmals – in die ungarische Sprache (S. 120–141, durch Zsolt *Raduch*). Die deutsche Übersetzung wird nach Ludwig Binder (*Johannes Honterus. Schriften, Briefe, Zeugnisse*. Bukarest 1996, S. 169–186) wiedergegeben, allerdings ergänzt durch die Varianten in der Übersetzung von Julius Gross (*Honterus Schriften. Schriften des Johannes Honterus, Valentin Wagner und Markus Fronius in deutscher Uebersetzung*. Braşov 1927–1929 = Quellen zur Geschichte von Braşov-Kronstadt VIII. Beiheft 1, Teil 1, S. 11–29).

Der Text ist also nicht unbekannt und ohne weiteres zugänglich, der Reprint aus Anlass des Reformationsjubiläums aber dennoch zu begrüßen, wendet er sich doch an ein breiteres siebenbürgisch-sächsisches Publikum. Im Vorwort (S. I–V) verweist Thomas *Şindilariu* auf Schule und Kirche als »Säulen unserer [siebenbürgisch-sächsischen] Gemeinschaft« (S. I). Die Übersetzungen knüpfen »an das von Julius Gross begründete Popularisierungsanliegen der Beihefte« an, »die einführenden Beiträge und der Anmerkungsapparat der [deutschen] Übersetzung [sollen] auch zum wissenschaftlichen Gebrauch des Bandes dienen« (S. IV–V).

In der „Einführung“ (S. VII–XII) skizziert *Şindilariu* kurz die Bedeutung der Reformationsschrift. In „Der Beginn der Reformation in Kronstadt – Ansätze einer Neubewertung“ (S. 1–32) stellt er unter Berücksichtigung der Forschungslage ausführlich Leben und Werk von Honterus, die Quellen und Vorbilder seiner „Reformatio ecclesiae“, die Bedeutung für die Geschichte Kronstadts, weniger des Burzenlandes, historischen Rahmen, Leistung und Bedeutung seiner Reformationsschrift für die Siebenbürger Sachsen dar. Er konzentriert dabei seine Ausführungen auf die siebenbürgisch-sächsische Forschungstradition. Ungarische Forschungen nennt er nur, wenn sie in deutscher Sprache publiziert worden sind. Die Honterus-Festschrift der ungarischen Széchényi Nationalbibliothek (*Honterus-emplékönyv*. Budapest 2001) erwähnt er zum Beispiel nicht, obwohl sie Einschlägiges enthält. In der Summe eine anregende Erinnerung zum Lutherjahr insbesondere für »unsere Gemeinschaft«.

BÁRTH, DÁNIEL: *A zombori ördögűző. Egy 18. századi ferences mentalitása* [Der Exorzist von Sombor. Die Mentalität eines Franziskaners aus dem 18. Jahrhundert]. Budapest: Balassi Kiadó 2016. 316 S., 11 Abb., 1 Kt. ISBN 978-963-506-983-5 = Vallásantropológiai tanulmányok Közép-Kelet-Európából 3.

Den Ausgangspunkt und den Kern dieses Buches bildet ein Konvolut, das der Verfasser aus dem Erzbischöflichen Archiv im südungarischen Kalocsa heranziehen und auswerten konnte: Es behandelt die Auseinandersetzung um zahlreiche Exorzismen, die von einem Franziskanerpater in der Stadt Sombor (*Zombor*, heute Serbien) über fast drei Jahre hinweg (1766–1769) durchgeführt wurden. Für die vorliegende Monografie kamen auch einschlägige Archivbestände aus dem Stadtarchiv Sombor und aus dem Archiv der kroatischen Franziskanerprovinz in Zagreb, aus dem dortigen Erzbischöflichen Archiv sowie aus dem Archiv der Franziskaner in Ungarn zum Tragen.

Die Darstellung beginnt mit der Lebensgeschichte des Franziskanerpaters Rochus, der 1727 als Peter Szemendrovich in dem Dorf Velika Mlaka (Kroatien) geboren wurde. Die von Báráth aufgegliederten Dimensionen dieser Biografie (S. 15–60) betreffen die dörfliche Umgebung der Kindheit, seine »Heimat« (»patria«, S. 16), die frühe Pfarrerstätigkeit in Poschegg (*Pozsega, Požega*), die Plebanus-Stelle in Szeszveté (*Sesvete* bei Zagreb, deutsch: *Allerheiligen*), den 1763 erfolgten Eintritt in den Franziskanerorden und die Mitgliedschaft seit 1766 im Franziskanerkonvent von Sombor, wo er auch als »illyrischer« (also kroatisch-bunjewatzischer) Festtagsprediger und Katechet reüssieren konnte.

Die Charakterisierung dieser Stadt in der südlichen Batschka ist eine weitere Säule der Darstellung (drittes Hauptkapitel, S. 137–155). Noch im Mittelalter gegründet, war das überwiegend von Südslawen bewohnte Sombor 1687 durch habsburgische Truppen aus dem Bereich osmanischer Herrschaft zurückerobert worden. Starke Ansiedlungsbemühungen führten in der Folge zu einem starken Wachstum; die Habsburger unterstützten neben der Neu-Ansiedlung von christlich-orthodoxen Serben, die gegen die Osmanenheere gekämpft hatten, auch den Zuzug von katholischen Kroaten (Schokazen, Bunjewazen). Aus nördlicher Richtung kamen vornehmlich Ungarn, in geringerem Maße Slowaken und Deutsche, darunter am Ende des 18. Jahrhunderts auch lutherische Deutsche. So wurden Sombor und sein Umland zu einem Ort religiöser und ethnischer Vielfalt und lagen, wie Báráth es beschreibt, »an der Grenze zwischen westlicher und östlicher Christenheit« (S. 137–155).

Im umfangreichsten Hauptkapitel wird der *Fall* geschildert, nämlich das über drei Jahre andauernde Wirken von Rochus in Sombor (S. 61–136): Bereits kurz nach seiner Ankunft 1766 wurde ein Exorzismus aktenkundig. Die betroffene

Frau wird als jahrelang unter unerklärlichen Krankheitssymptomen und Anfällen leidend geschildert; die Quellen teilen mit, dass nach 14 Tagen ein namentlich sich offenbarer Dämon vertrieben und eine Beruhigung der Kranken eingetreten war. Da der Franziskaner den Kirchenraum dafür nutzte, wollten und konnten auch verschiedene Publikumsteilnehmer das Geschehen verfolgen. So verbreitete sich ein einschlägiger »Ruf«, der dazu führte, dass sich auch mehrere griechisch-orthodoxe Gläubige an den Franziskaner wandten, um vermeintlich »Besessene« heilen zu lassen. Er habe sogar ein bühnenartiges Holzpodium aufbauen lassen, um seine Exorzismen unter Mitwirkung des Publikums durchzuführen. Über die darauf eingesetzte Untersuchung des bischöflichen Konsistoriums 1767, die eben denjenigen schriftlichen Niederschlag fand, der uns heute als historische Quelle in Kalocsa begegnet, zeigt Dániel Bárth die Hauptproblematik und zugleich die Ambivalenzen des Falles. Es stellte sich zum einen heraus, dass Rochus sich keineswegs nur die im offiziellen Rituale festgelegten Handlungen ausgeübt hatte, sondern auch unerlaubte, »ordnungswidrige« Praktiken anwandte, die geeignet erschienen, die kirchliche Liturgie lächerlich zu machen. Andererseits war es zu mehreren Konversionen von »Schismatikern« (Angehörigen des orthodoxen Glaubens) zum Katholizismus gekommen. Auch die Stadtorigkeit von Sombor scheint sich wegen seiner Beliebtheit in der Bevölkerung – gerade auch als Beichtvater und Katechet – auf die Seite des Pater Rochus gestellt zu haben. Nachdem er in einem sehr viel unauffälligeren Rahmen und »geordnet« seine Tätigkeit hatte fortführen können, kam es dann 1769 zum entscheidenden Skandal, als sich die von Rochus behauptete »Besessenheit« zweier Personen als nicht erweisbar, als betrügerisch herausstellte. Mitentscheidend war das Gutachten des nun ebenfalls hinzugezogenen Komitatsarztes, der eine Epilepsie einerseits, andererseits eine bekannte Geisteskrankheit diagnostizierte. Man verurteilte Rochus zu Hausarrest, seine seelsorgerliche und exorzistische Tätigkeit waren mithin unterbunden – obwohl die Bevölkerung von Sombor vielfach in schriftlichen Eingaben dagegen protestierte. Es lohnt sich, die Ausführungen des Buches eingehend zu lesen, da die europäisch-übergreifenden Konfliktlinien daran deutlich werden. Deswegen zieht Bárth (S. 195–200) auch zwei Parallelfälle heran, den zeitlich früher gelegenen Fall des Giovanni Baptista Chiesa in Piemont, und den Fall des in den Bistümern Konstanz und Regensburg tätigen Exorzisten Johann Joseph Gassner (1727–1779), dessen Wirken erst ein Machtwort Kaiser Josephs II. 1777 ein Ende bereitete.

Im Hintergrund geht es einerseits um die Auseinandersetzung um das neue, das naturwissenschaftliche Weltbild, die sich in der Aufklärungszeit abspielte. Und davon abgeleitet geht es auch um die seelsorgerlichen Streitfragen der Kirchengeschichte: Wer arbeitet näher *am Volk*, die Bettelorden oder die ordinierten

Ortspfarrer, und wer darf und soll den Gläubigen im Beichtstuhl sagen, was gut und wichtig sei und was nicht. Die eigentliche Pointe besteht darin, dass Bárth anhand dieses Falles den europäisch-übergreifenden Veränderungs- und Erneuerungsprozess der Welterklärung und der gesamten Bildung *innerhalb* der Institution reflektiert, exemplifiziert und ihn uns quellengesättigt nahebringt – mit einem »Konflikt auf der Grenze zwischen Katholischer Aufklärung und Gegen-Aufklärung« (S. 255–266). Damit erweitert er bisher vorgelegte Forschungsarbeiten etwa von Daniel Drascek und Walter Hartinger; insgesamt aber zeigt sich das Werk, dessen Fachliteraturrezeption eine ungeheure Belesenheit bezeugt und an die 400 Titel aufweist, auf der Höhe des Literaturstandes (deutscher und englischer Publikationskreis; einschlägige französische Literatur wird zumindest in Übersetzungen rezipiert).

Bei alledem vergisst der Autor jedoch nicht, darauf hinzuweisen, dass es sich hier nicht allein um einen kennzeichnenden Streitfall für den epochenkennzeichnenden »Zeitgeist« oder für die gesellschaftlich geprägte »Mentalität« handelt – es geht auch um das Charisma einer individuellen Persönlichkeit, eben jenes des Peter/Rochus Szemendrovich, das notwendigerweise in die Analyse miteinbezogen werden muss. Deshalb ist die Platzierung einer Lebensgeschichte und der sie prägenden Umstände bereits am Anfang des Buches durchaus sinnvoll. Erst dadurch gewinnt der Leitbegriff der »mentalitás« analytische Aussagekraft.

Aus der Sicht des Rezensenten stellt die Studie eine Meisterleistung dar und erweitert unsere Kenntnisse in wesentlicher Weise. Wünschenswert wäre ihre Übersetzung ins Deutsche oder ins Englische.

Michael Prosser-Schell

Freiburg im Breisgau

BAUER, FRANK: *Vorstellungen von „Deutschtum“ in Ungarn in Reiseberichten des 19. Jahrhunderts. Auf der Suche nach dem Eigenen in der Fremde*. Kiel: Solivagus Præteritum 2018. 367 S. 9 sch/w Abb., 6 Tab. ISBN 978-3-9817079-9-1 = Kulturgeschichte des Politischen 2.

Der Autor möchte in seiner Tübinger Dissertation aus »der Darstellung des deutschen Lebens in Ungarn und Siebenbürgen im 19. Jahrhundert [...] Rückschlüsse über die Konstruktion des ›Deutschtums‹ ziehen bzw. spezifische Mentalitäten der nationalen Vordenker aufzeigen« (S. 20–21). Er stützt sich dabei auf Reiseberichte aus den Jahren 1841 bis 1889 (S. 316–317) und auf Zeitschriftenartikel, die zwischen 1842 und 1899 in „Das Ausland“ und in „Globus“ (S. 318–322) publiziert worden sind. Sein Ansatz ist insofern innovativ, als diese publizistischen Quellen bislang noch nicht unter diesem Aspekt ausgewertet worden sind.

Im Unterkapitel „Quellenkritik“ der Einleitung stellt Bauer zunächst die für diese Arbeit ausgewerteten wesentlichen »Reiseschriftsteller« vor. Es handelt sich um Johann Georg Kohl (1808–1878) mit seiner „Reise in Ungarn“ (1840), Ernst Anton Quitzmann (1809–1879) mit den „Deutschen Briefen über den Orient“ (1848), Bernhard Wilhelm Schwarz (1844–1901) mit „Aus dem Osten“ (1876) und Rudolf Bergner (1860–1899), für Bauer »der profilierteste Kenner des Königreiches Ungarn« (S. 42), der sich in den Jahren 1883 bis 1888 ausschließlich mit Ungarn und Rumänien befasste. Über die politische Haltung der Autoren erfährt man wenig: Quitzmann hatte berufliche Schwierigkeiten wegen seiner nationalen Einstellung als Burschenschafter (S. 35), Schwarz war »ein begeisterter Anhänger der kolonialen Sache«, und bei Bergner sei es »wahrscheinlich«, dass er Kontakte zu deutschnationalen Schutzvereinen wie dem 1889 gegründeten Verein „Südmark“ aufgebaut habe (S. 41). Nach allgemeinen, tendenziell gemeinplätzig wirkenden Bemerkungen zur Zeitschriftenanalyse stellt Bauer danach kurz die ausgewerteten Zeitschriften vor und widmet dem Landwirtschafts-, insbesondere Schafzuchtexperten, aber auch Reiseschriftsteller Johann Gottfried Elsner (1784–1869) und dessen Ungarn und Siebenbürgen betreffenden Beiträgen in „Das Ausland“ aus den Jahren 1837 bis 1853 besondere Aufmerksamkeit. Man erfährt nichts über die – eher liberalen – Verlage dieser Zeitschriften »für Länder- und Völkerkunde« – Cotta bei dem bis 1853 täglichen, dann wöchentlichen „Ausland“ (1828–1893), und der eher naturwissenschaftliche Braunschweiger Verlag Vieweg beim „Globus“ (1861–1910). Die Zielgruppe waren wohl kaum Touristen, auch wenn der Verfasser es annimmt (S. 222).

Im zweiten Unterkapitel „Bürgerlichkeit und Reise – eine symbiotische Beziehung“ setzt Bauer die „Quellenkritik“ ohne Ungarnbezug eher allgemein fort. Das Folgekapitel „Zwischen Hoffen und Bangen – über das ‚deutsche Wesen‘ in Ungarn“ beginnt Bauer mit einem »historischen Abriss« über »Deutsch sein in Ungarn« und der Forschungsgeschichte. Er verweist auf die Diversität der »diversen deutschsprachigen Bevölkerungselemente«: »Bis in das 19. Jahrhundert hinein teilten die Deutschungarn nicht mehr als die Herkunft aus dem deutschen Sprachraum und die Verwendung der deutschen Sprache untereinander«, so dass »eine Geschichte der deutschsprachigen Bewohner Ungarns [...] sich weder als kontinuierliche noch als kohärente Meistererzählung schreiben« lasse (S. 63). Über die weitere Entwicklung informiert er zu wenig strukturiert und vielfach ungenau: »In den Städten des Reiches«, schreibt Bauer (S. 68) zum Vormärz, »etablierte sich eine wirtschaftliche Elite, in der deutschsprachige Ungarn überaus präsent waren«. Er verweist immer wieder auf die unterschiedlichen Entwicklungen bei den unterschiedlichen »deutschen« Gruppen und deren fehlende »nationale bzw. ethnische Identität« (S. 70). Immerhin »implizierte« nach seiner Mei-

nung die Mehrsprachigkeit der Deutschungarn »keinen ›Verrat‹ an ihrer deutschen Herkunft«, was ihnen alldeutsche Publizisten vorgeworfen haben.

Bauer arbeitet durchgängig mit dem Begriff *Deutschungarn*, den die Forschung bislang als Kollektivbezeichnung in dieser Form nicht kannte. Zwar hat Eduard Glatz 1843 für „Das deutsche Element in Ungarn und seine Aufgabe“ das Pseudonym „ein Deutschungar“ verwendet (noch einmal 1920 für „Das Neue Ungarn. Ein Sieg des völkischen Gedankens“). „Deutsch-Ungarn“ hießen seit 1912 die in Wien erscheinenden Mitteilungen des „Vereins zur Erhaltung des Deutschtums in Ungarn“. »Deutsch-Ungarn« und »deutsch-ungarisch« setzte sich in der Zwischenkriegszeit im Umfeld Jakob Bleyers auf das nachtrianonische Ungarn bezogen durch; vor 1918 dominierte *Deutsche in Ungarn*, nach 1945 *Ungarndeutsche* als Kollektivbezeichnung. Die Unterschiede zu dem bis 1848 als Großfürstentum politisch eigenständigen, erst mit dem österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867 Ungarn angeschlossenen Siebenbürgen verwischt Bauer eher. Eine die Siebenbürger Sachsen einbeschließende Gruppe von »Deutschungarn« kann man vielleicht seit der Zusammenarbeit der siebenbürgisch-sächsischen *Grünen* mit Edmund Steinackers „Ungarländischer Deutscher Volkspartei“ und ihren Kontakten zu deutschnationalen Schutzvereinen im Deutschen Reich Ende des 19. Jahrhunderts annehmen, auch wenn sie mehr Wunsch als politische Realität gewesen ist. Bauers Feststellung, dass »viel[e] Autoren Siebenbürgen [...] bis in den 1890er Jahren nicht als integralen Bestandteil Ungarns, sondern als eigenständige Region« darstellten (S. 179), hat ihn nicht nachdenklich werden lassen, was die *Deutschungarn* betrifft. Ihm ist nicht aufgefallen, dass die auf den S. 360–361 abgedruckte, in der Verkleinerung und den Graustufen kaum lesbare Karte aus dem Jahr 1872 den Titel trägt „Länder der ungarischen Krone: Ungarn, Siebenbürgen, Slavonien und ein Teil von Kroatien“. Bauer hat weder die ständische Verfassung Ungarns noch – die davon sehr verschiedene – Siebenbürgens mit den Siebenbürger Sachsen als »Standesnation« (S. 116) bis 1848 verstanden. Bauer fragt nicht nach der Qualität von *ungarisch* oder *deutsch*, wie es Paul Philippi bereits 1977 in einem Beitrag „Von Deutschtum und Zukunft der Siebenbürger Sachsen“ (In: Siebenbürgisch-sächsische Geschichte in ihrem neunten Jahrhundert. München 1977, 73–93), den der Autor immerhin zitiert (S. 82), für die Siebenbürger Sachsen getan hat. Er bleibt weitgehend im Diskurs der ausgewerteten und referierten Autoren, ohne deren Aussagen mit dem historischen Befund zu konfrontieren. Er differenziert viel zu unsystematisch nach den wechselnden politischen Voraussetzungen vom Vormärz bis in die Nachausgleichszeit in Ungarn, aber auch im Deutschen Bund beziehungsweise im Deutschen Reich von 1871. Für ihn hat »die Trennung des Deutschen Reiches von der Habsburgermonarchie 1871 feste Konturen« angenommen (S. 199).

Bauer stellt August Ludwig von Schlözers „Kritische Sammlung zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen“ (1795–1797), die er national und nicht unter dem Aspekt der Auseinandersetzungen um Partizipationsrechte innerhalb des Systems der ständischen Verfassung des Großfürstentums Siebenbürgen auffasst, an den Anfang der »Erforschung der Geschichte der Deutschungarn in Deutschland« (S. 80). Er schlägt dann den Bogen unter Auslassung der Zwischenkriegszeit zu Péter Hanák, Paul Philippi und Ingeborg Weber-Kellermann in den 1970er und 1980er Jahren. Warum er Gerhard Seewanns immerhin zitierte „Geschichte der Deutschen in Ungarn“ (Marburg 2012) ebenso wie die neuere ungarndeutsche Forschung in Ungarn und die sehr aktive siebenbürgisch-sächsische Forschung nicht in den Forschungsbericht einbezieht, begründet er nicht. Er behandelt dann in den analysierten Darstellungen verbreitete topoi: die Deutschen als »Kulturbringer«, die durch die Magyarisierung bedrohte koloniale Mission, die Darstellung der »Tugenden der Deutschungarn – das bürgerliche Leben der Bauern« und die Kritik am moralischen und am nationalen Verhalten der »Deutschungarn«.

Bauer vermischt fahrlässig an vielen Stellen die Deutschen in Ungarn mit den Deutschen im erst 1867 Ungarn angeschlossenen Siebenbürgen: Georg Daniel Teutsch wollte nie ein »deutschungarischer Geistlicher und Historiker« (S. 80) sein. Was »Die Militärgrenze als ein Zivilisierungslabor« (S. 94–97) mit den »Deutschungarn« zu tun haben soll, bleibt unklar, auch wenn er die Militärgrenze eine »Region« mit »deutscher Siedlungsgeschichte« in Ungarn darstellt und konstatiert: »Dennoch ist davon auszugehen, dass die Autoren auch die Militärgrenze als dezidiert eigenständigen Raum [...] wahrnahmen« (S. 177). Er interpretiert Johann Georg Kohls Äußerung, dass es sich »bei der Militärgrenze um ein deutsches Institut handle« unter dem Deutschtumsaspekt und weist ihr für die 1840er und 1850er Jahre »den Charakter einer eigenen Subregion in Ungarn« (S. 178) zu. Manches ist falsch, vieles ungenau formuliert, etwa wenn sich »in Slawonien Kroaten unter dem Ban Josip Jelačić erhoben« (S. 250) oder Kroatien-Slawonien 1868 als »autonome Banschaft« etabliert wird (S. 170).

Unter Inanspruchnahme modischer Terminologie und Paradigmen untersucht Bauer nicht uninteressant danach die »räumliche Verortung Ungarns und seiner deutschsprachigen Minderheiten«. Im Schlusskapitel behandelt er auf der Grundlage der historischen Stereotypenforschung die »Darstellung von nicht-deutschen Sprachgemeinschaften im Königreich Ungarn«, von Magyaren, Rumänen und Slowaken. Die Südslawen lässt er aus. Die Verbindungen zum deutschen Kolonialdiskurs der wilhelminischen Zeit, die er herstellt, wirken oft gewollt. Wenn Rudolf Bergner im Schlussabsatz seiner kleinen Schrift „Die deutschen Kolonien in Ungarn“ (Weimar 1888, S. 42) wünscht, dass »die zukünftige Politik

der deutschen Völker aus der Geschichte der deutschen Kolonien manche heilsame Lehre erkennen« möge, gilt das nicht für die Kolonialpolitik des Deutschen Reiches, sondern für den »unvermeidlichen slawischen und romanischen Rassenkampf«, bei dem »die große deutsche Nation« nicht »auf die Unterstützung eines germanischen Ungarns« rechnen könne (S. 40–41). Zwar bemerkt der Autor den »aufkommenden Rassendiskurs« (S. 243), verfolgt ihn aber nicht weiter.

Bauer formuliert gut. Er hat fleißig die Texte ausgewertet, mit der aktuellen deutschsprachigen Forschungsliteratur kombiniert und zeigt durchaus weiterführende Einsichten. Er benutzt dabei häufig eine originelle, aber eben auch oft falsche Terminologie wie »römisch-kaiserliche Monarchie« (S. 121). Häufigere Schreib- und Sprachfehler wie Günther Schödel (S. 66), Kohl als »den Autoren« (S. 3 oder »die Krain« (S. 161, 175) sind ärgerlich und hätten sich bei einer sorgfältigen Redaktion vermeiden lassen. Die historisch-staatsrechtlichen Voraussetzungen und die Rolle von *Kirche und Schule* – zum Beispiel bei den Siebenbürger Sachsen –, hat er nicht verstanden, sondern benutzt die herangezogenen Texte ohne die notwendige Quellenkritik. Ungenauigkeiten und Fehler finden sich fast auf jeder Seite: Die Erleichterung über die Wiederherstellung der ständischen Verfassung nach dem Tod Kaiser Josephs II. betraf nicht nur die »magyarischen Adligen« (S. 66), die kroatisch-slawonische Militärgrenze wurde 1881 und nicht 1871 (S. 176) aufgelöst, Ungarn war nach dem Ausgleich von 1867 nur bedingt ein »neues Staatswesen« (S. 117), die Militärgrenze keine »Staatsgrenze« (S. 181). Bauer nimmt, glaubt man dem Buchrücken, »Aushandlungsprozesse in den Blick, in denen die Autoren den ›kulturellen Nenner‹ der Deutschungarn suchten« – nur bleiben die Akteure unklar. Dass seine Autoren bürgerliche »deutsche Tugenden« auf die insgesamt virtuell bleibende, historisch eher fiktive Gruppe der »Deutschungarn« projiziert haben, war zu erwarten. Allerdings war ihre Kenntnis der damaligen Situation ebenso oberflächlich wie die Kenntnisse Bauers über das historische Ungarn.

Wolfgang Kessler

Viersen

KRAUSS, KARL-PETER: *Mord an der Donau. Leopold von Márffy und die deutschen Untertanen in Tschab (1802–1812). Eine Mikrogeschichte der Gewalt*. Berlin: De Gruyter Oldenbourg 2018. 306 S., 32 sch/w Abb., 6 Kt. ISBN 978-3110624847 = Südosteuropäische Arbeiten 160.

Die renommierte Reihe „Südosteuropäische Arbeiten“ des Leibniz-Instituts für Ost- und Südosteuropaforschung zu Regensburg ergänzt sich mit einem neuen und gelungenen Band, der einem Mord am Anfang des 19. Jahrhunderts gewidmet ist. Er handelt nicht von irgendeinem Mord auf dem flachen Land, sondern

von der Kulmination vieler Missbräuche und Auswüchse der feudalen Verhältnisse in einer mehrheitlich von Deutschen bewohnten Ortschaft, wie der Autor selbst betont. Die ersten zwei Kapitel nach dem Vorwort (mit einführenden Überlegungen und editorischen Hinweisen) bereiten die nächsten Teile der Darstellung mit der Hervorhebung historischer, sozialer und geografischer Aspekte vor. Die eigentliche Beschreibung der Geschehnisse (der Mord und das Urteil) lässt sich wie ein Krimi lesen. Sie spannt sich zwischen der Ermordung des aus niederem Adel stammenden Grundherrn Leopold von Márffy am 20. September 1812 und der Hinrichtung eines einzigen von mehreren Tätern im Frühjahr 1816. Der Prozess offenbart viele Aspekte der damaligen Rechtspflege von den Auseinandersetzungen zwischen den zentralen Behörden und dem Komitat bis hin zu der Begnadigung der Täter. Er wird detailreich geschildert.

Die folgenden Kapitel bieten eine eingehende Analyse der damaligen Zeit und der Umstände, die zur Bluttat geführt haben. Das Kapitel „Grundlagen und Kontext“ beschäftigt sich mit den Anfängen der deutschen Siedlungen in der Batschka, beginnend mit den historischen Voraussetzungen der Habsburgerherrschaft auf diesem Gebiet und der Politik von Kaiser Joseph II. Der Autor schildert das Phänomen der Migration, die berufliche Zusammensetzung der Siedler und die Anfänge ihres neuen Lebens. In diese Zeit fällt auch der Ankauf des Gutes Tscheb durch den damaligen Obernotar Leopold von Márffy. In der Beschreibung der sozialen, politischen und wirtschaftlichen Dynamik wird die Rolle der Komitate hervorgehoben. Geschildert wird auch die Einführung der neuen Einrichtungen, die Ungarn im Rahmen der Habsburgermonarchie als Kronland mit einer starken ständischen Prägung und mit entsprechend tiefen gesellschaftlichen Verwerfungen vertraten. Die Darstellung der politischen Einrichtungen verfolgt ihre Rolle von der Hofkanzlei bis hin zu den Adligen und hebt die wichtigeren Ämter in ihrer Dynamik hervor. In jener Zeit fanden auch Versuche statt, klare Gesetze zu etablieren und die Beziehungen zwischen den Grundherren und ihren Untertanen gesetzlich zu normieren, was eher zu einer Unzufriedenheit der ersteren führte. Die deutschen Siedler waren als Teil dieser Dynamik vor den Auswüchsen dieser Verhältnisse nicht gefeit. Eine lange Reihe von Fällen, in denen Siedler meist schuldlos bestraft wurden, beweist die oft unangebrachte Schärfe dieser noch im feudalen Recht fußenden Strafen.

Die Ortschaft Tscheb in der Süd-Batschka (*Cseb*, heute *Čelarevo*, Serbien) wird als Schauplatz der späteren Bluttat von den Anfängen der Siedlung beschrieben. Im Kontext der einzelnen Feldarbeiten sowie der Robotarbeit und der Abgaben an den Grundherrn erfahren wir, dass der Übergang des Dorfes in den Besitz des Grundherrn Márffy unter keinem guten Stern stattfand; dieser versuchte seine finanziellen Probleme durch zahlreiche Verletzungen des thesesianischen

Urbariums zu beheben. Die Zusammensetzung der Bevölkerung änderte sich, auch die Struktur des Gutes selbst. Der Werdegang des Grundherrn wird anhand der wenigen dokumentarischen Quellen verfolgt: geboren 1757, besuchte Márffy die Handelsakademie in Waitzen (*Vác*) und wurde später als Obernotar wegen seiner Härte gerügt. 1802 und 1805 war er Deputierter am Reichstag und bemüht, mit dem Prädikat „von Cheb“ und durch die Adoption eines leiblichen Kindes die Kontinuität seiner Familie zu sichern. Gleich vor seiner Ermordung büßte aber Márffy seinen politischen Einfluss ein, auch wegen der Skandale um seine Liebesbeziehung, aus der sein Sohn stammte, und wegen des Verschwindens mehrerer ihn inkriminierenden Urkunden.

Der Funke, der schließlich zur Ermordung Márffys geführt hat, verbarg sich im Urbarialprozess um die Besitzrechte des Gutes. Aufgrund der Beschreibung der damaligen Urbarialverhältnisse wird offensichtlich, dass in Tscheb eine unklare Situation herrschte, was zu einem umfassenden Urbarialprozess führte, dessen Auswirkungen durch die Übergriffe des Grundherrn weiter verschärft wurden. Aus den hier geschilderten Fällen erfahren wir, dass einige der späteren „Attentäter“ persönlich stark betroffen waren, aber auch, dass nach dem Mord die Urbarialprozesse fortgesetzt wurden, ohne eine annehmbare Lösung zu liefern. Die „Akteure“ werden in einem eigenen Kapitel präsentiert: Der Grundherr und sein Verwalter, mit dessen Ehefrau Márffy eine skandalumwobene Liebesbeziehung pflegte, der Prozess vor dem Ehegericht und die komplizierte Stellung der Ortschaft – der Wiederhall dieser Missstände ließ sich bis nach Wien wahrnehmen –, dann die Beschuldigten im späteren Mordprozess und ihre Ehefrauen. Die komplexen Intrigen bieten eine spannende Lektüre.

Die mehrmals erwähnte Willkür und die Missbräuche des Grundherrn waren kein Einzelfall in der vom Feudalismus geprägten damaligen Gesellschaft. Der Autor schildert sie detailreich anhand der archivalisch erschlossenen vielen Klagen der Untertanen. Das Verhalten Márffys gegenüber seinen Untertanen war im Komitat wohlbekannt; es fanden mehrere Untersuchungen statt, und die lokale Pfarrverwaltung schaltete sich auch zugunsten der Untertanen ein. Aus den Dokumenten wird klar, dass alltägliche Missbräuche, körperliche Strafen, die tödlichen konnten, sowie Rache keine Seltenheit waren, und dass es sogar zu einem rätselhaften „Mord vor dem Mord“ an einem Panduren gekommen ist – alles Momente in der sich ständig erhitzenden Atmosphäre, die sich letztlich durch den Mord an den Grundherren entladen sollte. Hier wird auch das undurchsichtige Gebaren des Leopold von Márffy mit dem Geld hervorgehoben. Die zusätzlichen Gründe seiner ausbeuterischen Haltung gegenüber seinen Untertanen und sogar gegen seine Schwester werden ebenfalls archivalisch belegt. Die entspre-

chenden Missbrauchsfälle waren der Komitatsbehörde bekannt, aber es wurden bis zum Tag des Mordes keine nennenswerten Maßnahmen gegen ihn ergriffen.

In der Schlussfolgerung unterstreicht der Autor die Wichtigkeit dieser Mikrogeschichte der Gewalt. Obwohl der geschilderte Mord ein Einzelfall war, stellte er doch etwas Systemisches für die Region dar. Wichtig waren jetzt aber auch die Mitteln in der Hand der Untertanen gegen ihre Grundherren. Letztlich öffneten das Urbarium und die neuen, den Interessen des *kleinen Mannes* zugewandten Einrichtungen die Wege zu modernen Verhältnissen im dörflichen Raum. Der Kaiser sprach durch die Begnadigung der angeklagten Mörder sein Machtwort, das im Endergebnis des Prozesses zu einer einzigen Hinrichtung führte.

Im Anhang finden wir Angaben zu den wichtigeren Personen der Erzählung und einige Dokumente, deren zeitgenössischer Wortlaut nebst zahlreichen Reproduktionen von Archivdokumenten, Karten und Fotos aus der Ortschaft, einschließlich des Tatorts, uns die Wirklichkeit jener Zeit nahebringt. Diese gelungene Untersuchung aus dem Sachbereich der Siedlungsgeschichte und der Urbarialverhältnisse bereichert unsere Kenntnisse über die Geschichte der Batschka und ihrer Siedlungen.

Loránd L. Mádly

Cluj-Napoca

Az 1822. évi magyar nemzeti zsinat története [Die Geschichte der ungarischen Nationalsynode von 1822]. Összeállította, a bevezető tanulmányt írta és a forrássókat jegyzetelte FEJÉRDY, ANDRÁS. A zsinati dekrétumokat fordította RIHMER, ZOLTÁN. Budapest: Magyar Tudományos Akadémia Bölcsészettudományi Kutatóközpont, Történettudományi Intézet 2018. 654 S. ISBN 978-963-416-113-4 = Magyar történelmi emlékek. Okmánytárak. Egyháztörténeti források 15.

Der Autor (Jahrgang 1977) ist wissenschaftlicher Mitarbeiter des Geschichtswissenschaftlichen Instituts der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und ordentlicher Professor der Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät der Katholischen Pázmány-Péter-Universität Budapest. Dank seiner Ausbildung an der Budapester Eötvös-Loránd-Universität (Studium der Geschichte und lateinischen Philologie, Promotion zum Dr. phil., Studium der Theologie an der Pázmány-Péter-Universität und der Päpstlichen Universität Gregoriana zu Rom, Lizenziat in Geschichtswissenschaft) sowie aufgrund seiner Aktivitäten als Sekretär der Ungarischen Akademie in Rom ist er vorzüglich in der Lage, die Geschichte der letzten, gescheiterten ungarischen Nationalsynode in allen Facetten und Sprachen zu erforschen und darzustellen.

Die Arbeit besteht aus drei großen Teilen. Der erste beschreibt die Geschichte der Synode (S. 13–200), der zweite teilt ihre Dokumente mit (S. 201–580), der dritte beinhaltet den Anhang mit Beilagen (S. 581–654).

Der erste kleine Teil des großen Teiles ist eine Einleitung und stellt in vier Kapiteln einige Fragen vor (S. 13–26). Das erste und das zweite Kapitel erklärt den Begriff einer Nationalsynode und wirft einen Blick auf die elf ungarischen Nationalkonzilien (S. 14–18), während das dritte Kapitel die Historiografie und die Quellen des hier besprochenen ungarischen Nationalkonzils von 1822 in Preßburg (*Bratislava, Pozsony*) enthält. Das vierte Kapitel beschreibt den gesellschaftlich-politischen Kontext der Synode (S. 23–26).

Leider beschäftigt sich der Verfasser an dieser Stelle ausschließlich mit den politischen Auswirkungen des Zeitgeistes des Wiener Kongresses am Anfang des 19. Jahrhunderts auf Ungarn, zum Beispiel mit dem politischen Widerstand der ungarischen Komitate und mit dem josephinistischen, zentralistischen Druck der Wiener Regierung auf Ungarn. Er erwähnt dabei die damaligen religiösen Zustände der katholischen Kirche in Ungarn nicht: Die Einwirkungen des liberalen Zeitgeistes und die schwerwiegenden Konfrontationen zwischen Katholiken und Protestanten in Ungarn nach den Ereignissen und Gesetzen des Reichstages von 1790/1791, obwohl gerade diese die gesellschaftlichen Hintergründe der Synode bildeten. Denn diese waren die Ursachen für den »moralischen Ruin«, mit dem sich die Synode befasste.

Der zweite kleine Teil behandelt in sieben Kapiteln die Vorbereitungen der Synode (S. 27–61). Thematisch handelt es sich hier um die Vorgeschichte der Synode, die Frage der königlichen Delegaten, die Verhandlungsgegenstände der Synode, ihren Ort, ihren Termin und ihre Dauer, die Konsultationen und Vorschläge der einzelnen Diözesen sowie das Verhältnis der Synode zum Heiligen Stuhl. Für die Genehmigung und die Abhaltung der Synode war die Beantwortung der Frage ausschlaggebend, ob die Regierung ihre Vertreter auf die Synode – wohl zur Kontrolle – entsenden durfte, und welche Themen die Synode behandeln wollte beziehungsweise konnte, außerdem die Klärung der anfänglich ablehnenden, auf falschen Informationen beruhenden Haltung des Heiligen Stuhles. Bezeichnend waren von den acht behandelten Themen: Ursachen des moralischen Verfalls und Maßnahmen dagegen, Schaffung eines einheitlichen theologischen Lehrplans, Behebung des theologischen Streits an der Universität zu Pest, Reform der religiösen Orden, eine neue Bibelübersetzung, die Unterstützung des Wiener Augustineums, die Zusammenlegung der Stiftungsmessen und die Vereinheitlichung der Kirchengerichte, der Justiz, die letzten drei Wünsche des Königs, Franz I. Der Autor analysiert diese Fragenkreise im historischen Kontext auf der Basis zahlreicher Dokumente.

Der dritte kleine Teil der Arbeit beschreibt in vier Kapiteln den wichtigsten Teil der Synode, nämlich ihren Ablauf und ihre Beschlüsse (S. 62–157). Im ersten Kapitel wird berichtet (S. 62–64), dass von den zwanzig Diözesanbischöfen und fünf Weihbischöfen an der Synode elf Diözesanbischöfe und drei Weihbischöfe teilnahmen, während die übrige Zahl der Synodalen 67 betrug. Der Ablauf der Synode im zweiten Kapitel (S. 65–70) wird vornehmlich aufgrund des Tagebuchs der Synode und des Buches „Nachrichten und Betrachtungen über die ungarische Nationalsynode von 1822“ des anonymen *Dr. Fabius* minutiös dargestellt. Das dritte Kapitel (S. 70–157) beschreibt und analysiert die acht Beschlüsse der Synode im Spiegel der Originalakten („Acta Synodi Nationalis“) vorbildlich. Im vierten Kapitel (S. 157–161) bewertet Fejérdy vorzüglich die Arbeit der Synode und weist nach, wie meisterhaft die Synodalen – allen voran Kardinalprimas Sándor Rudnay – zwischen der Wahrung der kirchlichen Freiheit und dem josephinistischen Staatssystem agierten.

Der vierte kleine Teil des Werkes beschreibt in vier Kapiteln das Nachleben der Nationalsynode (S. 162–195). Im ersten Kapitel wird festgestellt, dass der Heilige Stuhl seine anfänglichen Bedenken und Vorbehalte gegenüber der Synode aufgrund von Informationen – besonders seitens des Paters Pedrelli, der an der Synode auf Einladung von Rudnay teilnahm – aufgab und nunmehr der Synode positiv gegenüberstand. Doch bestätigen brauchte der Heilige Stuhl gar nichts mehr, denn Rudnays Anzeige an den Papst vom 24. Juni 1822 und gar Rudnays Bericht vom 30. November 1822 sowie die Konzilsbeschlüsse kamen nicht an: Wien hielt alle diese Dokumente zurück. Gerade diese Haltung des Hofes, des Kaisers und der Zentralstellen der österreichischen und ungarischen Verwaltung, wird im zweiten und dritten Kapitel (S. 170–191) ausführlich erörtert; sie führte dazu, dass die Situation nach neun Jahren, nachdem das Synodalpapier von allen möglichen staatlichen Stellen bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden war, vollständig festgefahren war. Die Synode war gescheitert.

Im vierten Kapitel (S. 191–195) beschreibt der Autor eingehend und ausgewogen die Ursachen für das Scheitern der Synode. Er sieht den Hauptgrund in der Bestrebung der Synodalen, die kirchliche Freiheit und die Rechte des Heiligen Stuhles zu schützen, während gerade diese Haltung dem staatlich-monopolen Josephinismus diametral widersprach. So scheiterte auch die Strategie des Kardinalprimas, der versuchte, zwischen »Papst und König« zu lavieren und so der Synode doch noch zum Erfolg zu verhelfen.

Der fünfte kleine Teil der Arbeit fasst gekonnt die Geschichte der Synode zusammen (S. 196–200).

Der zweite große Teil besteht aus 33 Dokumenten aus den wichtigsten ungarischen, österreichischen und vatikanischen Archiven (S. 205–580). Die Dekrete

der Synode sind im lateinischen Original und in ungarischer Übersetzung von Herrn Zoltán Rihmer abgedruckt (S. 391–580).

Der dritte große Teil (S. 583–654) beinhaltet eine Zeittafel, ein Verzeichnis der Quellen und der Literatur (mehr als 270 Titel), ein Abkürzungsverzeichnis, eine deutsche und eine englische Zusammenfassung sowie ein Personen- und ein geografisches Verzeichnis. Diese Beilagen erleichtern die Fortführung der einschlägigen Forschungen.

Der Autor gibt anhand der synodalen Dokumente eine zwar gründliche Analyse der damaligen religiösen Situation, des allgemeinen »moralischen Ruins«, doch eruiert er deren Ursache, nach Auffassung des Rezensenten, zu wenig. Alle Dokumente beschreiben ausführlich den *Status quo*, unbeantwortet bleibt aber die Frage, woher das Übel eigentlich stammte, wo dessen tiefere Gründe lagen. Allein mit dem Josephinismus, dem damaligen staatlichen und gesellschaftlichen Zeitgeist, lässt sich der bedauerliche Zustand des ungarischen Katholizismus ebenso nicht erklären wie mit dem Febronianismus und der Aufklärung. Denn alle diese drei Komponenten zusammen setzten eine Bewegung in Gange, die zu einer antireligiösen, rationalistischen, kritischen Auffassung des extremen Liberalismus führte.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts setzte sich der liberale Zeitgeist im Westen durch, bald erfasste er auch die Donaumonarchie und Ungarn. Das bäuerliche Volk war davon noch überhaupt nicht, der hohe Adel nur sporadisch betroffen. Doch die aufstrebende Bürgerschicht, die Masse der Notare, Rechtsanwälte, Staatsbeamten, also die Intellektuellen, wurden entschiedene Verfechter der neuen Ideen. Zur kritischen, verbreiteten Philosophie gesellte sich mit ihren neuen Erkenntnissen und Methoden die historisch-theologische Textkritik. Führend in dieser Frage war die neue kritische protestantische Bibelinterpretation, die schließlich nicht bloß die Echtheit der Wunder Jesu Christi leugnete, sondern sogar dessen historische Person.¹ Gerade die Einsickerung der protestantischen Textkritik in die katholische Bibelexegese führte zu den Auseinandersetzungen zwischen zwei Biblikern an der Theologischen Fakultät der Universität zu Pest, die an der Synode gelöst werden sollte.²

¹ Vgl. Laurenz *Hohenegger*: Zeichen der Zeit. Auch ein Beitrag zur Wiedervereinigung der christlichen Konfessionen. Preßburg/Ödenburg 1822, 25–53; L. *Hohenegger*: Beleuchtung der Gregor von Berzeviczyschen Schrift: Nachrichten über den jetzigen Zustand der Evangelischen in Ungarn. Gran 1824.

² Vgl. Gabriel *Adriányi*: Ein Exegetenstreit an der Theologischen Fakultät der Universität zu Budapest 1806–1820. In: Stimuli. Exegese und Hermeneutik in Antike und Christentum. Festschrift für Ernst Dassmann. Hgg. Georg Schöllgen, Clemens Scholten. Münster 1996, 256–601.

Zu den theologischen, bibelkritischen Problemen gesellte sich aber auch die allgemeine religionspolitische Lage Ungarns. Auf dem Reichstag 1790/1791 erhielten die ungarischen Protestanten weitgehende Rechte, doch hielten sie diese für zu gering und hatten somit weiterhin zum Ziel, den bisherigen Status der katholischen Kirche als Staatsreligion aufzuheben und die Gleichheit aller Konfessionen zu konstituieren. Die Protestanten führten dazu auch in den internationalen Medien einen entschiedenen Kampf,³ während sich die katholische Seite ebenfalls literarisch zur Wehr setzte und zum Gegenangriff ausholte.⁴ Gerade um die nach der Synode entstandenen religiösen, konfessionellen, staatlich-religionspolitischen Konflikte zu entschärfen, ließ Primas Rudnay ein anonymes, offizios-suggestiertes Werk des oben erwähnten *Dr. Fabius* erstellen. Ohne diese genannten Hintergründe ist die Entstehung, die Arbeit und auch das Scheitern des Nationalkonzils von 1822 nicht nachzuvollziehen. Diese kritische Bemerkung schmälert die Bedeutung des vorliegenden Werkes. Diese sieht Kardinalprimas Erdő, der ein vorzügliches Vorwort schrieb (S. 9–10), nicht so sehr in der gründlichen, vollständigen Eruiierung der Quellen und deren analytischer Auswertung, sondern vielmehr darin, dass das Buch einen fundamentalen Einblick in eine Phase der Geschichte der katholischen Kirche in Ungarn, nämlich in ihre fast komplette josephinistisch-staatliche Kontrolle gewährt. Der Rezensent kann dieser Bewertung nicht noch etwas Besseres hinzufügen.

Gabriel Adriányi

Königswinter

KONRÁD, MIKLÓS: *Zsidóságon innen és túl. Zsidók vallásváltása Magyarországon a reformkortól az első világháborúig* [Diesseits und jenseits des Judentums. Der Religionswechsel von Juden in Ungarn von der Reformära bis zum Ersten Weltkrieg]. Budapest: Magyar Tudományos Akadémia, Bölcsészettudományi Kutatóközpont – Történettudományi Intézet ²2015. 670 S. 38 sch/w Abb., 7 Tab. ISBN 978-963-9627-85-7 = Monumenta Hungariae Historica. Dissertationes.

Miklós Konrád, Mitarbeiter des Geschichtswissenschaftlichen Instituts der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, untersucht in seiner Studie die Konversion von Juden in Ungarn im 19. Jahrhundert. Damit lenkt er die Aufmerksamkeit der Forschung auf die jüdische Bevölkerungsgruppe als einen Akteur, der seine Rolle und sein Bild in der Gesellschaft selbst zu bestimmen sucht. Die

³ Vgl. Gregor von *Berzeviczy*: Nachrichten über den jetzigen Zustand der Evangelischen in Ungarn. Leipzig 1822.

⁴ Vgl. die angeführten Werke von *Hohenegger* sowie *Gabriel Adriányi*: Die letzte ungarische Nationalsynode von 1822 und die Protestanten. In: *Annuaire Historiae Conciliorum* 42 (2010) 1, 103–118.

Entscheidung für den Untersuchungszeitraum ist nachvollziehbar, denn er deckt die Revolution und den Freiheitskampf 1848/1849, den österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867, mehrere anschließende Gesetze zur Gleichstellung von Juden mit Nichtjuden (1868, 1895) sowie die Entstehung antisemitischer Bewegungen in Ungarn ab.

Inwiefern beeinflussten diese historischen Ereignisse den Wunsch der Juden, ihre Religionszugehörigkeit abzulegen? Wogen politische Ereignisse oder private Gründe stärker bei solchen Entscheidungen? Welche waren die Reaktionen von Christen auf die Nachrichten über die Konversion? Diesen Fragen geht Konrád in fünf umfangreichen Kapiteln nach. Zuerst stellt er die mentalen und politischen Voraussetzungen der Konversionen vor. Hierzu zählt er die Schwächung jener gesellschaftlichen Kräfte (wie etwa Religiosität und Schulen), welche die Juden von einem Wechsel der Religion zurückgehalten hätten. Diskriminierungserfahrungen in öffentlichen wie im privaten Bereich trugen ebenfalls dazu bei, in der Konversion einen Ausweg, laut Konrád geradezu eine Fluchtmöglichkeit zu erblicken. Als weitere Gründe arbeitet der Autor private Motive wie den Heiratswunsch oder die Vorstellung von besseren Aufstiegschancen heraus. In der Reformära wie auch in der Epoche des österreichisch-ungarischen Dualismus wurde der Akt der Konversion von den Politikern begrüßt, sah man doch darin einen erwünschten Schritt zur Verschmelzung jüdischer und christlicher Bevölkerung.

Mit der Zahl der Konvertiten befasst sich das zweite Kapitel, das die Entwicklung beinahe Jahrzehnt für Jahrzehnt nachzeichnet. Laut Konrád handelt es sich um ein absolutes Ausnahmephänomen: In den 1830er Jahren wechselten in Pest jährlich zwischen einem und fünf Juden die Religion. Die Zahl stieg in der folgenden Dekade auf bis zu 30 Personen an. Im Zuge der Revolution und des Freiheitskampfes von 1848/1849, in deren Verlauf es zu antisemitischen Ausschreitungen gekommen war – für welches Ereignis die Wiener Behörden die Juden mitverantwortlich machten –, wuchs die Zahl noch weiter an. Allerdings stellte die Zahl der konvertierten Juden im Jahr 2010 mit etwa knapp 10.000 Personen (bei einer jüdischen Bevölkerung von 911.226 Personen) eine zu vernachlässigende Größe dar.

Ausgehend von den Gründen für Konversionen wäre es naheliegend, zu vermuten, dass wohlhabende und in der Öffentlichkeit stehende Juden (Unternehmer, Bankiers, Journalisten, Schriftsteller) diesen Weg beschritten. Doch gelingt es dem Autor, im dritten Kapitel anhand von mehreren Beispielen nachzuweisen, dass durchaus auch Juden aus unteren Schichten (Arbeiter, Verkäufer, Händler) ihrer Religionsgruppe den Rücken kehrten. Ging die Konversion zudem mit magyarisierten Namen einher (1907 in Budapest 66,2 Prozent der Konvertiten), liegt die Annahme einer bewusst vollzogenen Assimilation nahe.

Im vierten Kapitel unternimmt der Autor den Versuch, das Phänomen der Konversionen durch Personifikationen plastischer zu machen. Die Porträts lesen sich wie ein *Who's Who* des ungarischen Geistes-, Wirtschafts- und Politiklebens im 19. Jahrhundert: Vorgestellt werden unter anderen die Unternehmerfamilien Wodianer und Weisz, der Orientalist Ármin Vámbéry, der Jurist Gyula Pikler, der Historiker Dávid Angyal und der Literat Miksa Fenyő. Konrád geht auf den jeweiligen familiären Hintergrund und den Weg zur Konversion ein.

Zuletzt untersucht der Autor die heikle, kaum entscheidbare Frage nach dem Erfolg der Konversionen und deren jeweilige Auswirkungen auf Juden und Nichtjuden. In vielen Fällen führte der Religionswechsel zu einem gesellschaftlichen Aufstieg, zur zumindest oberflächlichen Akzeptanz der jeweiligen Person in bestimmten politischen und wirtschaftlichen Kreisen (Parteien, Klubs, Vereine), zu Eheschließungen, mitunter zu Adellungen. Dennoch waren die Konvertiten häufig weiterhin Vorhaltungen wegen ihrer Herkunft, somit direktem oder indirektem Antisemitismus ausgesetzt. Sie mussten zudem mit Vorwürfen der jüdischen Gemeinde und der eigenen Familienmitglieder umgehen. In den Augen der ungarischen Antisemiten blieben die Konvertiten zudem weiterhin Juden. Spätestens die »Judenählungen« im Ersten Weltkrieg, also Untersuchungen, ob Juden ihrem Anteil entsprechend im Weltkrieg mitkämpften, sollten zeigen, wie verletzlich das ungarisch-jüdische Zusammenleben war und blieb.

Konráds nun bereits in zweiter, unveränderter Auflage vorliegendes Buch schildert überaus anschaulich und vielschichtig ein wichtiges Kapitel der Geschichte der Juden Ungarns. Einzig eine Straffung der mitunter ausufernden Darstellung wäre aus der Sicht des Rezensenten vorteilhaft gewesen: Die unzähligen Beispiele reichern zwar die Ausführungen an, sie verlangsamten aber den Lesefluss.

Franz Sz. Horváth

Rüsselsheim

Intercultural Conflict and Harmony in the Central European Borderlands. The Case of Banat and Transylvania 1849–1939. Ed. SPĂRIOSU, MIHAI I. Göttingen: V & R Unipress 2017. 383 S., 35 sch/w Abb. ISBN 978-3-8471-0692-0.

Dem Band, der im Rahmen des mehrjährigen Forschungsprojektes „Clash of Civilizations or Peaceful Co-Evolution? Intercultural Contact in the Age of Globalization“ entstand, ging eine 2014 veröffentlichte umfassendere rumänischsprachige Sammlung voraus.¹ Ausgangspunkt der Studien ist das dem Forschungs-

¹ *Armonie și conflict intercultural în Banat și Transilvania. Perspective cultural-istorice, 1650–1950.* Hgg. Mihai I. Spăriosu, Vasile Boari. Iași 2014.

projekt zugrundeliegende Konzept der interkulturellen Kontakte. Das Interesse gilt einerseits unterschiedlichen theoretischen Ansätzen und neuen computerbasierten Methoden, die bei der Analyse der Gründe interkultureller Konflikte sowie gelungener Kooperationen im zentraleuropäischen Raum anwendbar sind. Andererseits stehen, wie im Untertitel angegeben, Siebenbürgen und das Banat als Beispiele für die Diversität der Region im Fokus. Neben der Rolle der Ethnizität, Religion oder der Eliten in interkulturellen Konflikten und bei guter Zusammenarbeit werden auch die komplexen Beziehungen zwischen Zentrum und Peripherie analysiert. Um jedoch einer machtorientierten binären Opposition zu entgehen, wurde der Begriff des interkulturellen Kontakts mit jenem der *Liminalität* verbunden. Peripherien können in der vertretenen Auffassung liminal sein und sich zum bevorzugten Ort interkulturellen Dialogs entwickeln, wodurch die Grenzen zwischen heterogenen Kulturen statt einer trennenden eine verbindende Funktion übernehmen.

Den genannten thematischen Schwerpunkten entsprechend gliedert sich der Band in drei Teile. Der erste Abschnitt umfasst theoretische Annäherungen an das Konzept der interkulturellen Kontakte, der zweite beinhaltet historische und kulturgeschichtliche Fallstudien zu Siebenbürgen und dem Banat zwischen 1849–1939, der dritte fokussiert auf Thesen beziehungsweise Methoden der *Digital Humanities* und erprobt sie an Fallbeispielen aus Siebenbürgen sowie dem Banat.

Den ersten Teil eröffnet der Streifzug von Victor *Neumann* durch die Geschichte des Banats, der belegt, dass nationale Historiografien kein geeignetes Instrumentarium für die Analyse komplexer Grenzregionen haben. Der Verfasser fordert eine pluralistische Perspektive auf die Interferenz unterschiedlicher Kulturen und Zivilisationen an der Schnittstelle ehemaliger Imperien. Zugleich sieht er eine Chance dafür, dass das Banat wieder aufblüht, wenn es seine Ressourcen grenzüberschreitend ausnutzen kann und nicht mehr zentral verwaltet wird.

Mihai I. *Spariosu* plädiert bei der Erforschung zentraleuropäischer Regionen statt der einfachen Übernahme westlicher, hauptsächlich amerikanischer kulturwissenschaftlicher Zugänge, für die Erarbeitung eines eigenen Instrumentariums. Bei seinen Erörterungen lässt er jedoch die deutschsprachige Fachliteratur, die mehrere Ansätze zur Thematik anbietet (zu denken ist etwa an Werke aus der kulturwissenschaftlichen Reihe „Kultur – Herrschaft – Differenz“, herausgegeben von Moritz Csáky, Wolfgang Müller-Funk und Klaus R. Scherpe) außer Acht. Gleichzeitig fordert Spariosu eine neue intellektuelle Elite, die dem Beispiel des Banater Philosophen Paul Iorgovici Brâncoveanu zu folgen hätte.

Der Essay von Vasile *Boari* bezieht sich auf die europäische Ebene der theoretischen Fragestellung und entfernt sich einigermaßen von der fokussierten Re-

gion. Er nähert sich dem Multikulturalismus aus einer ethischen und einer religiösen Perspektive und kritisiert die »Christophobie« mancher Politiker. Nach der Betrachtung von Gérard Bouchards These von der Interkulturalität plädiert er leidenschaftlich für die Revitalisierung der jüdisch-christlichen Tradition und sieht darin die Möglichkeit für Europa, seine Identitätskrise zu überwinden.

Der letzte Aufsatz des theoretischen Blocks von Daniela Cervinski setzt sich mit Theorien des Multikulturalismus und Post-Multikulturalismus aus gegenwärtiger Perspektive auseinander. Die Autorin plädiert für den Begriff der Interkulturalität, der auf Interaktion fokussiert und geht auf das Beispiel der Republik Moldau ein. Ihr Urteil, Nationalstaaten würden ihre wichtige Rolle verlieren und somit Konzepte von nationalen Mehrheiten und Minderheiten an Relevanz verlieren (S. 131), scheint von den politischen Entwicklungen zumindest in Frage gestellt zu sein. Bei diesen theoretischen Ausführungen wartet der Leser, trotz der genauen Definition der Multikulturalität, vergeblich auf eine Abgrenzung zum Begriff der Plurikulturalität, wobei später Lucian *Nastasă* auf das pluriethnische und plurikonfessionelle Siebenbürgen eingeht (S. 241).

Der zweite und längste Teil des Bandes umfasst neun Fallstudien zu Siebenbürgen und dem Banat, die sowohl chronologisch als auch thematisch ein weites Feld abdecken, das von historischen und pressegeschichtlichen (Loránd *Mádly*, Ioan *Munteanu*, Flavius *Ghender*, Corina-Mihaela *Beleaua*), historiografischen (Lucian *Nastasă*) über ethno-konfessionelle (Mircea *Măran*, Ion *Cârja*, Ionuț *Apahideanu*) bis hin zu kulturellen Fragen (Cornel *Ungureanu*) reicht. Von besonderem Interesse sind die ethno-konfessionellen Konflikte zwischen den Serben und Rumänen im Banat und den Ungarn und Rumänen in Siebenbürgen. *Spariosu* unterstreicht, dass in diesen Konflikten oft nur die Eliten involviert waren und es auch unter ihnen Ausnahmen gab; *Ungureanu* liefert dazu zahlreiche Beispiele aus Temeschwar (*Timișoara*, *Temesvár*).

Die Bestrebung, ein nuanciertes Bild von der Thematik zu zeichnen, ist ersichtlich und gelungen. Obwohl Studien zur Ethnizität im Alltag bereichernd gewesen wären, muss man sich vor Augen halten, dass ein Sammelband notwendigerweise nur selektiv verfahren kann. Die regionale Verteilung der Aufsätze ist ausgewogen: Je vier widmen sich dem Banat und Siebenbürgen, und der letzte unternimmt einen Vergleich der zwei Regionen. Einblicke in neue archivalische Forschungen zur politischen Entwicklung in Siebenbürgen nach 1848 (*Mádly*) und in die Bildungspolitik der Monarchie im Banat in der zweiten Hälfte des 19. und ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (*Munteanu*) belegen die in der Forschung immer wieder betonte Kontraproduktivität der Zentralisierungs- und Magyarisierungsbestrebungen, die zur Intensivierung der nationalen Bewegungen geführt haben. Von besonderem Interesse sind Ausführungen von *Măran* zu »limi-

nalenen« Gestalten, die sowohl von rumänischer als auch von serbischer Seite zur eigenen Elite gezählt wurden. Die Volatilität von ethno-konfessionellen Kategorien belegt der Aufsatz von *Cârja* zu den Beziehungen zwischen der griechisch-orthodoxen und der griechisch-katholischen Kirche. Die Rolle der intellektuellen und politischen Eliten im Nation-Building-Prozess, die in der Fachliteratur oft im Fokus steht, reflektieren gleich mehrere Aufsätze (so *Ghender* und *Beleaua*), die zwar wiederholt darauf hinweisen, dass die Perspektive von unten eine ganz andere sei, auf diese aber nicht näher eingehen. Transnationale Perspektiven werden sowohl vom Herausgeber als auch in den einzelnen Aufsätzen gefordert. Unter diesem Gesichtspunkt betont auch *Nastasă* aus historiografischer Sicht die Notwendigkeit einer Wende in der siebenbürgischen Geschichtsschreibung, die trotz einzelner Bestrebungen noch immer im Zeichen der nationalen Narrative steht.

Der dritte Teil des Bandes umfasst Studien aus dem Bereich der Digital Humanities. *Spariosu* widmet sich dem innovativen *Quantum Relations Principle* und plädiert für dessen Anwendung auf zentraleuropäische Beispiele. *Vlad Jecan* und *Radu Meza* erstellen aufgrund wissenschaftlicher Publikationen in Temeschwar und Arad im letzten Drittel des 19. und im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts mit computerbasierten Analysen eine Karte der Zitate, welche die asymmetrische Beziehung zwischen Deutschen, Ungarn und Rumänen belegt. *Adela Fofiu* veranschaulicht die Relevanz der Datenvisualisierung für die Pressegeschichte, und *Dan Caragea* kommt in seiner semantischen Inhaltsanalyse der Zeitschrift „Societatea de Măine“ (*Gesellschaft von Morgen*) bezüglich der interkulturellen Beziehungen der Zwischenkriegszeit in Rumänien zu ähnlichen Schlussfolgerungen wie die vorangehenden Studien.

Die Aufsätze belegen, wie die einleitenden Erörterungen des Herausgebers, dass sich die Unterschiede zwischen Siebenbürgen und dem Banat einerseits aus ihrer geografischen Lage, andererseits aus ihrer historischen beziehungsweise politischen Entwicklung ergeben. Bis 1867 war das Banat ein liminaler Raum, die sozio-politischen Unterschiede zu Siebenbürgen wurden jedoch nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich weniger relevant. Das Zusammenleben der unterschiedlichen Ethnien war im Banat im Allgemeinen harmonischer als in Siebenbürgen, so dass das Prinzip bestätigt wird: Je diverser die Region, desto weniger interethnische Konflikte. Insgesamt zeigt der Band auf, dass bei regionalen, insbesondere bei gewaltsamen Konflikten, andere Faktoren maßgeblicher waren als die kulturellen und ethnisch-religiösen Identitäten.

UJVÁRI, HEDVIG: *Identitások és kommunikációs csatornák. Magyar-német-zsidó kulturális metszéspontok a dualizmus kori Magyarországon* [Identitäten und Kommunikationskanäle. Ungarisch-deutsch-jüdische kulturelle Schnittpunkte im Ungarn des Dualismus]. Budapest: Magyar Tudományos Akadémia, Bölcsészettudományi Kutatóközpont 2017. 141 S. ISBN 978-963-416-091-5.

Die Literatur- und Kulturwissenschaftlerin Hedvig Ujvári untersucht in der vorliegenden Aufsatzsammlung durch das Prisma der Biografien zweier führender Zionisten ungarisch-deutsch-jüdische Schnittpunkte im Kulturleben Ungarns von 1867 bis 1918, vornehmlich im Pressewesen. Bei den Personen handelt es sich um keine geringeren als Theodor Herzl (1860–1904) und Max Nordau (1849–1923), die, beide in Pest geboren, Ende des 19. Jahrhunderts zu den führenden Gestalten des Zionismus wurden.

Das Interesse Ujváris gilt der ethnisch-religiösen Identität und politischen Selbstverortung. Diesen Fragen geht sie in acht, früher schon erschienenen Aufsätzen nach, die in diesem Band unverändert abgedruckt werden. Die Autorin stellt zuerst die Rolle jüdischer Journalisten in den deutschsprachigen Periodika Ungarns zur Mitte des 19. Jahrhunderts dar. Diese nahmen durch ihre Mitwirkung an Periodika wie „Pester Lloyd“ oder „Journal“ eine kulturelle Vermittlerrolle zwischen dem deutschen und dem ungarischen Sprachraum ein. Eine Reihe jüdischer Journalisten wie Miksa Falk, Lajos Dóczi oder Zsigmond Bródy bereiteten mit ihrem Schaffen den Boden, den später Herzl und Nordau mit Erfolg betraten. Im zweiten Aufsatz vergleicht die Autorin die Jugend Herzls und Nordaus. Beide entstammten je einer der deutschen Kultur verpflichteten, sich dennoch auf dem Weg der Assimilation befindlichen jüdischen Familie aus dem Stand des Bürgertums. Sie wuchsen in einer gemischten, deutsch-ungarischen Umgebung auf, wenngleich das Ansehen der deutschen Sprache höher als jenes der ungarischen war. Die religiöse Prägung beider Heranwachsenden kann trotz des Besuchs der jüdischen Grundschule nicht als stark bezeichnet werden, bedenken wir, dass etwa die vom Gymnasiasten Herzl gegründete Literarische Gesellschaft jüdische Themen nicht aufgriff. Herzls Zweisprachigkeit hätte es zudem durchaus ermöglicht, dass aus ihm ein ungarischer Schriftsteller wird, wenn er sich dafür entscheidet, meint Ujvári. Doch verweist sie auch auf abweichende Positionen der Forschung, die in Herzl mal einen »deutschen Burschen«, mal einen mitteleuropäischen Juden erblickt.

Im Falle Nordaus zeichnet die Autorin dessen Hinwendung zum Deutschtum nach. Diese Entwicklung kann durchaus als konträr zu jener der übrigen Juden Ungarns begriffen werden, war doch die Assimilation an die Ungarn der Haupttrend in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Als Zeichen und Schritte dieser

deutschen Orientierung versteht Ujvári den Namenswechsel, denn erst 1873 wurde aus Maximilian Südfeld jener Max Nordau, der in Journalistenkreisen Bekanntheit erlangte. Die Namensänderung bedeutete einen Abschied von der jüdischen und eine Annäherung an eine deutsche Identität: Nordau sah diese Entwicklung als Um- und Aufwertung an. Antisemitische Erlebnisse in Deutschland und Westeuropa sowie die Vertiefung seiner Bekanntschaft mit Theodor Herzl ließen Nordau jedoch zu seinen jüdischen Wurzeln zurückkehren. Er engagierte sich als Theoretiker und Propagandist des Zionismus und trat für die Gründung eines jüdischen Staates ein. Sein bedeutendster Beitrag hierbei war das Konzept des „Muskeljuden“, womit Nordau die Hebung des physischen, geistigen und wirtschaftlichen Leistungsstandes vor allem der osteuropäischen Juden erreichen wollte.

Ujváris Bändchen beruht vor allem auf der Auswertung bereits erschienener Literatur, die sie aus dem Blickwinkel der Identitätsfrage zusammenfasst. Zwar wäre ein stärkerer theoretischer Zugang etwa hinsichtlich von Termini wie *Identität* oder *Ethnie* und eine abschließende Zusammenführung ihrer Ergebnisse in einem Fazit wünschenswert gewesen. Dennoch bietet ihre Aufsatzsammlung dem neugierigen Leser einen vielversprechenden Einstieg in ein spannendes Thema.

Franz Sz. Horváth

Rüsselsheim

A magyar püspökkari tanácskozások története és jegyzőkönyvei 1892–1918 között [Die Geschichte und die Protokolle der ungarischen katholischen Bischofskonferenz zwischen 1892 und 1918]. Szerkesztette, válogatta, jegyzetekkel és mellékletekkel ellátta BEKE, MARGIT. Budapest: Szent István Társulat 2018. 798 + XVI S., sch/w und farb. Abb. ISBN 978-963-277-671-2.

Über die Sitzungen der Bischofskonferenz und ihre Protokolle zwischen 1919 und 1944, 1945 und 1948 sowie 1949 und 1965 sind bereits 1984, 1992, 2008 und 2015 mehrere Bände erschienen.¹ Die vorliegende umfangreiche Publikation bringt nicht nur die 85 überlieferten Protokolle der Sitzungen der ungarischen katholischen Bischofskonferenz von 1892 bis 1918, sondern im Anhang auch wesentliche und aufschlussreiche Ergänzungen zu den Protokollen und überhaupt Beiträge »zu den Problemen der vielschichtigen und widersprüchlichen Zeit, die damals sowohl die Gesellschaft als auch die Bischofskonferenz beschäftigten« (Widmung des Kardinalprimas Péter Erdő, S. 9).

¹ Vgl. die Besprechungen des Autors in: Ungarn-Jahrbuch 14 (1986) 286–288; 29 (2008) 563–564; 33 (2016/2017) 357–360.

Von diesen damals aktuellen Fragen sei hier nur das Protokoll vom 30. November 1893 erwähnt (Nr. 11, S. 73–79). Der damalige Präsident der geplanten Ungarischen Katholikentage legte den Plan des bevorstehenden (ersten) Katholikentages (1894) der Bischofskonferenz vor und bat um Zustimmung. Der Beschluss der Konferenz lautet wörtlich: »Die Bischofskonferenz heißt die zu den gegenwärtigen Verhältnissen notwendigen Ideen, die Geschäftsordnung und das Programm des Katholikentages gut, allerdings mit der Bemerkung, dass die Texte der am Katholikentag gehaltenen Reden zuvor zur Beurteilung Seiner Eminenz, dem Fürstprimas, vorgelegt werden müssen; ferner, dass das in die Vortragsfolge aufgenommene Referat über den christlichen Sozialismus als zur Zeit nicht opportune Frage ersatzlos gestrichen wird.« Dies ist ein eklatanter Beweis dafür, wie der damalige Episkopat eine der wichtigsten Probleme der Zeit, die dringend zu lösende soziale Lage Ungarns, gesehen, gewertet und die soziale Lehre der Kirche ignoriert hatte.²

Die Ergänzungen sind folgende: die Zeit, der Ort und der Präsident der Konferenzen, die besetzten und die vakanten Bischofssitze, Memoranden, Rundbriefe der Konferenzen, Lebenslauf der Diözesan- und Titularbischofe sowie der Apostolischen Administratoren und der Kapitelsvikare (S. 629–697). Die wichtigste Literatur wird aufgelistet (S. 754–755), zuvor wird eine kurze historische Darstellung der 30 (Erz)Diözesen nach Kirchenprovinzen des alten Königreiches Ungarn geboten (S. 699–753). Aufgeführt sind auch die redaktionellen Bemerkungen, Textkorrekturen und Adaptionen der lateinischen Ausdrücke (S. 756–758). Es folgen das abgekürzte Literaturverzeichnis (S. 758–764), das Namensverzeichnis (S. 765–778) und das Sachregister zu den Protokollen (S. 779–797). Das Werk schließt mit einem englischen Resümee (S. 798) und einem Bildanhang über die Bischofswappen und Siegel sowie einer Landkarte der historischen Diözesen Ungarns (S. I–XVI).

Der Band ist nicht nur eine Fundgrube zur Geschichte der katholischen Kirche in Ungarn am Vorabend des Ersten Weltkrieges, sondern überhaupt eine inhaltsreiche Dokumentation jenes Abschnitts der ungarischen Geschichte. Zu Recht bewertet Kardinalprimas Erdő die Publikation »als eine wesentliche Bereicherung der Geschichtsschreibung Ungarns und dessen Kirche, die vielen Historikern wertvolle Hilfe gewährt und eine aufschlussreiche Lektüre für die interessierten Leser ist« (S. 9–10).

Gabriel Adriányi

Königswinter

² Vgl. Ilona *Reinert-Tárnoky*: Prälat Sándor Giesswein. Christlicher Sozialismus und Demokratie in Ungarn zu Beginn des 20. Jahrhunderts. I–II. In: *Ungarn-Jahrbuch 23 (1997)* 205–286; *24 (1998/1999)* 105–163.

Umbruch mit Schlachtenlärm. Siebenbürgen und der Erste Weltkrieg. Herausgegeben von HEPPNER, HARALD. Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag 2017. 440 S., 26 sch/w Abb. ISBN 978-3-412-50516-5 = Siebenbürgisches Archiv 44.

Die Ereignisse um den Ersten Weltkrieg, um den *Großen Krieg*, wie dieser wegen seiner tiefgreifenden Auswirkungen genannt wird, sind in den Jubiläumsjahren ins Zentrum wissenschaftlicher Forschungen gerückt. Als erschütternder Zusammenbruch des Systems, aber auch der *Welt* des langen 19. Jahrhunderts, spaltet der Große Krieg die Ereignisse in ein *Vorher* und ein *Nachher*. Die umfassenden Imperien zerfielen, und auf ihren Ruinen entstanden Nationalstaaten, Teile eines neuartigen Systems, mit neuen Problemen und Herausforderungen. Der Krieg selbst brachte viele Verwerfungen zum Ausdruck, viele Zustände, die schon vorher unsicher und ins Wanken geraten waren und sich jetzt abrupt änderten – sowohl in der hohen Politik als auch in den kleinsten Dörfern und Gemeinden. Von der Ruhe der siebenbürgisch-sächsischen Gemeinden bis zu den flammenspeienden Gestalten des Todes decken die Schilderungen des vorliegenden Bandes den wichtigsten Vorgang des verflossenen 19–20. Jahrhunderts ab, der das Ende einer Welt und die Entstehung einer anderen mit sich brachte.

Der Band umfasst einen Teil der Vorträge einer gelungenen Tagung des Arbeitskreises für Siebenbürgische Landeskunde zu den Geschehnissen und Folgen des Ersten Weltkrieges (Graz, 5–6. September 2014) und betrachtet seinen Gegenstand in einer einheitlichen Weise, untergliedert in drei Abschnitte: Siebenbürgen vor dem Krieg, während des Krieges und nach dem Weltkrieg. Im Vordergrund spielt sich die Geschichte des *kleinen Mannes*, die Familien- und Lokalgeschichte ab. Beleuchtet werden Aspekte, welche die *Mainstream-Geschichte* nicht immer in Betracht zieht.

Eine gründliche Einleitung liefert Gerald *Volkmer* (Oldenburg) mit „Der Einfluss der siebenbürgischen Frage auf die diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn und Rumänien 1914–1916“. Der Aufsatz ergründet die heiklen Beziehungen der erwähnten Staaten unter dem Einfluss der wichtigsten Auseinandersetzungen zwischen Rumänien und Österreich-Ungarn. Er Autor, einer der ausgewiesenen Fachleute des Themas, beschreibt das Bündnis Rumäniens mit Deutschland und Österreich-Ungarn, die Muster der außenpolitischen Orientierung Rumäniens, die Akteure der Mittelmächte und die siebenbürgische Frage in den Verhandlungen Rumäniens mit den Mittelmächten, die als wichtigste Hürde einer gütlichen Einigung die Neuorientierung Rumäniens beeinflusste. Eine komplexe und interessante Darstellung Siebenbürgens als ein Gebiet, das sowohl von Ungarn als auch von Rumänien begehrt war, bietet Manfred *Rauchensteiner* (Wien). Diese strategisch wichtige Region spielte im Welt-

krieg eine zentrale Rolle – wie dies von den Teilnehmern eingeschätzt wurde, wird anhand vieler Quellen und von militärhistorischen Details geschildert. Abseits der diplomatischen und militärischen Überlegungen spielten die emotionalen Bezüge zu Siebenbürgen als historischer und identitätsstiftender Topos eine überaus bedeutende Rolle. Die letzten Reform- und Zukunftsentwürfe für die Regelung der historisch verwickelten Zustände Siebenbürgens am Vorabend des Weltkrieges werden von Zsolt K. *Lengyel* (Regensburg) unter dem Titel „Nieder- gang, Wiederherstellung, Neugestaltung, Zusammenbruch“ behandelt. Es handelte sich um die letzten politischen Pläne vor allem der siebenbürgisch-ungari- schen Führung, in denen sowohl die nationalen Bewegungen als auch der Transsilvanismus eine wichtige Rolle spielten. Der Autor stellt die Vorstellungen der maßgeblichen Denker mit ihren umsetzbaren oder eher unrealistischen Vor- schlägen dar, so wie diese in die Dynamik der politischen Auffassungen und Maßnahmen der Zeit eingebettet waren. Diese Politik schlug mehrere Lösungen hauptsächlich für das Nationalitätenproblem vor, sie geriet aber letztlich wegen des Zusammenbruches der Doppelmonarchie in eine Handlungsunfähigkeit. Die Frage der Verhältnisse zwischen den Siebenbürger Sachsen und Rumänen in Sie- benbürgen in der Zeitspanne 1910–1916 wird von Stephanie *Dannenberg* (Mün- chen) analysiert. In den Jahren vor dem Weltkrieg verschärfen sich die Gegen- sätze zwischen diesen beiden Nationalitäten in politischen Auseinandersetzungen, die hier detailreich bis zur Erschütterung im Verlauf der Kriegsjahre durch die Besetzung siebenbürgisch-sächsischer Ortschaften durch die rumänische Armee beschrieben werden. Enikő *Dácz* (München) beschreibt die Tätigkeit der sieben- bürgischen Abgeordneten im ungarischen Parlament von 1914 bis 1918, unter den Bedingungen der Nationalitätenpolitik und der parlamentarischen Debatten einer Zeit, in der sich Status und Typus des Abgeordneten wandelten. Die Autorin durchleuchtet die ethnische und politische Zugehörigkeit der siebenbürgischen Abgeordneten, deren politische Auffassungen und Diskurse sowie die zwiespäl- tige Situation vor allem der siebenbürgisch-sächsischen Abgeordneten.

Die Rolle der siebenbürgischen Städte im Ersten Weltkrieg untersucht Harald *Roth* (Potsdam). Er betrachtet die Auffassungen und Verhaltensweisen im Ver- gleich zu anderen Städten der Doppelmonarchie. Die kriegsbedingten Maßnah- men beeinträchtigten das städtische Leben überall. Mit fortschreitender Zeit verschärfte sich die Lage im Süden Siebenbürgens. Doch trotz baldiger Evakuie- rungen und auch militärischer Handlungen in dieser Gegend intensivierten sich die Kommunikation und der Austausch zwischen den siebenbürgisch-sächsi- schen Städten.

Die Situation der evangelischen Landeskirche A. B. in den siebenbürgischen Landesteilen Ungarns im Ersten Weltkrieg wird von Ulrich A. *Wien* (Koblenz-

Landau) vorgestellt. Der Krieg erschütterte das Leben der evangelischen Landeskirche stark, und weitere Schläge sollten folgen: Enteignung und Inflation, und auch die Haltung der Gläubigen sollte sich im neu entstehenden Rahmen und durch die veränderten Denkmuster verändern. Den Kern dieses Aufsatzes bildet die Untersuchung der in Hermannstadt (*Sibiu, Nagyszeben*) erschienenen „Kirchlichen Blätter“ sowie von Gedenkbüchern und anderen unmittelbaren Quellen zu vorherrschenden Meinungen über Krieg, Frieden, Feindbilder. Aus all diesen sticht das Entsetzen über den *Rumäneneinfall* im Jahr 1916 heraus, welches tief in das Leben vieler siebenbürgisch-sächsischer Gemeinden eingriff. Ingrid Schiel (Gundelsheim/Neckar) beschreibt die Tätigkeit der siebenbürgischen Frauen zwischen den Weltkriegsfronten von 1916 bis 1918 und 1918/1919. Es wurden mehrere Einrichtungen zur Pflege von Kindern oder Verwundeten, Küchen zur Versorgung des Militärs und der Bevölkerung eingerichtet, Vereine organisiert, dies auch unter den schwierigen Bedingungen der Evakuierung mehrerer Ortschaften. Die Autorin zitiert beispielhaft aus Erinnerungen mehrerer Teilnehmerinnen und belegt damit, dass diese Vorgänge zur Verbesserung der Kommunikation und zur Gleichstellung der Geschlechter beitrugen. Irmgard und Werner Sedler (Kornwestheim) widmen sich dem Fall des Dorfes Zied (*Veseud, Vesszöd*, Komitat Hermannstadt) in den Jahren des Weltkrieges. Wir erfahren einiges über die von Einwanderungen geprägte Geschichte dieses Dorfes, dessen Bewohner ihre Kriegserfahrungen in das kollektive Gedächtnis der Gemeinschaft einbrachten.

Die Flucht- und Besatzungserfahrungen siebenbürgisch-sächsischer Gemeinden im Jahr 1916 werden von Frank M. Schuster (Łódź) anhand des Beispiels von Heltau (*Cisnădie, Nagydisznód*, Komitat Hermannstadt) beschrieben. Ende August, als die rumänischen Truppen vorrückten, wurde die Bevölkerung evakuiert – hier werden die Fälle mehrerer Familien erzählt, deren Flucht nach Westen schwierig und abenteuerlich ablief. Als Quelle dienten dem Autor die Erinnerungen der Betroffenen verschiedenen Alters. Hansgeorg von Killyen (Lahr/Schwarzwald) befasst sich mit der Situation der siebenbürgischen Ärzte im Ersten Weltkrieg, eine weniger beleuchtete Facette des Krieges. Nach der Beschreibung des Militärärztewesens, speziell der Rolle Hermannstadts, werden Werdegang und Erlebnisse einiger siebenbürgisch-sächsischer Ärzte anhand ihrer überlieferten Erinnerungen geschildert. Erika und Eckbert Schneider (Rastatt) berichten über den Fall des Arztes Dr. Hermann Breckner, der noch als Student einrücken musste und dann in Gefangenschaft im russischen Orenburg geriet. Der Beitrag schildert die Zustände und Gegebenheiten seiner »standesgemäßen« Haft, so Kommunikation mit der Außenwelt, die in der Gefangenschaft abgehaltenen Gottesdienste, Arbeitsdienst und Ernährung. Der Entlassungsschein aus dem

russischen Gefängnis erwies sich als nützlich bei der Abwendung einer drohenden Enteignung nach dem Zweiten Weltkrieg. Ionela Zaharia (Klausenburg) zeichnet im Thema der rumänischen Militärgeistlichen aus Siebenbürgen die Aktivität der Geistlichen beim Militär seit dem Ende des 18. Jahrhunderts nach. Für die siebenbürgischen Rumänen brachte der Kriegseintritt Rumäniens mehrere Schwierigkeiten mit sich, die auch auf kirchlicher Ebene wahrnehmbar waren. Die Beschreibung der Tätigkeit der Militärgeistlichen an der Front und in den Kriegsgefangenenlagern bietet interessante Hinweise etwa auf die zwiespältige Stellung der Rumänen zum Staat, die durch Loyalitätskonflikte erschwert war.

Eine sehr interessante Analyse bietet Rudolf Gräf (Klausenburg) in seinem Aufsatz „Klassenbewusstsein versus Nationalbewusstsein“ am Beispiel des Banats. Er beschreibt die Komplexität der Lage in dieser multikulturell und industriell geprägten Region nach dem Jahr 1918, einschließlich der Proklamierung einer Banater Republik und der wechselnden militärischen und politischen Machtstrukturen während der Anwesenheit serbischer, rumänischer und französischer Truppen, ebenso die Ereignisse der Übernahme des Banats durch die rumänischen neuen Behörden. Die Arbeiterschaft legte ein starkes politisches Bewusstsein an den Tag und setzte den Generalstreik geschickt als Waffe ein. Ihre Denkwiese blieb den Behörden, die auch gewaltsam versuchten, Ordnung zu schaffen, fremd.

Florian Kühner-Wielach (München) öffnet die Reihe der Beiträge im nächsten thematischen Block mit einer Untersuchung der regionalistischen Diskurse nach dem Ersten Weltkrieg anhand einer 1922 erschienenen Denkschrift von Iuliu Maniu (1873–1953), einer bedeutenden Gestalt der siebenbürgisch-rumänischen Politik, und der kurzlebigen Zeitung „Ardealul“ (Siebenbürgen), in welcher dieser veröffentlicht wurde und wegen vermeintlich proungarischer Ansichten den Argwohn der rumänischen Behörden weckte. Das komplizierte Verhältnis der Siebenbürger Magyaren zu den Rumänen und Sachsen thematisiert Franz Sz. Horváth (Rüsselsheim). Nach dem Ersten Weltkrieg wurde in Großrumänien ein politisches System eingerichtet, das nicht zentralisierte, sondern vielfach die Rechte der nationalen Minderheiten verletzte. Auf Seiten der ungarischen Minderheit erschwerte das Trauma der völkerrechtlichen Neuordnung die Integration in den neuen Staat. Horváth unterzieht die Formen des Gedenkens an den Krieg – von den Denkmälern bis zu den verschiedenen Vereinen – einem Vergleich mit den Siebenbürger Sachsen und Rumänen, bei dem er auf fundamentale Unterschiede stößt: Bei der ungarischen Minderheit habe es sich in der gesamten Zwischenkriegszeit um eine »vertagte Erinnerung und verschleppte Trauer« gehandelt. Komparatistisch geht auch Bernhard Böttcher (Paderborn) bei der Analyse der Erinnerungskulturen der Siebenbürger Sachsen und der Banater Schwaben

vor. Die Kriegerdenkmäler, Totentafeln und die Gedenkfeiern spielen für ihn auch bei der Ausprägung kollektiver Identität eine wichtige Rolle. Der rumänische Staat gewährte in der Zwischenkriegszeit interessanterweise einen Freiraum – eine relative Duldung – für die Ausübung dieser mehrheitlich kirchlich geprägten Praktiken. Der Autor arbeitet in diesem Zusammenhang auch Unterschiede zwischen den Siebenbürger Sachsen und den Banater Schwaben heraus. Bei letzteren sei der religiös gefärbte Kult stärker auf die dörfliche Gemeinschaft bezogen gewesen, während bei den Siebenbürger Sachsen die eigene Gruppen- und religiöse Identität im Vordergrund gestanden habe. Die Grafik von Ludwig Hesshaimer (1872–1956), eines auch wegen seiner späteren NS-Verwicklung weniger bekannten Künstlers, ist das Thema des Beitrags von Markus Lörz (Gundelsheim). Die meisten Radierungen Hesshaimers zum Ersten Weltkrieg entstanden im Sinne des Symbolismus vom Ende des 19. Jahrhunderts, unter dem Eindruck der Übermacht des Todes – der Krieg selbst wird als Totentanz dargestellt. Die Werke befinden sich in der Siebenbürgischen Bibliothek in Gundelsheim/Neckar. Die Abbildungen von Kaisern und Königen, die – vom Teufel verleitet – den Krieg anzetteln, von sterbenden Soldaten, dem (mitunter mechanisierten) feuerpeienden Tod, sind düster, manchmal mit Versen aus der Weltliteratur verziert. Ihre künstlerische Analyse bildet den Kern des Aufsatzes.

Der Band enthält auch die rumänisch- und ungarischsprachige Zusammenfassung aller Beiträge, ein Verzeichnis der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie ein Personen- und Ortsregister. Es ist ein gelungenes Werk, das mehrere Facetten und viele neue Einzelheiten der Geschehnisse um den Ersten Weltkrieg in Siebenbürgen behandelt.

Loránd L. Mádly

Cluj-Napoca

„...akkor aszt mondták kicsi robot“. *A magyar polgári lakosság elhurcolása a Szovjetunióba korabeli dokumentumok tükrében* [„...ein bisschen Arbeit sagte man damals“. Die Verschleppung der ungarischen Zivilbevölkerung in die Sowjetunion im Spiegel zeitgenössischer Dokumente]. Szerkesztette és a bevezető tanulmányt írta STARK, TAMÁS. Budapest: Magyar Tudományos Akadémia, Bölcsészettudományi Központ – Történettudományi Intézet 2017. 495 S., 1 Tab. ISBN 978-963-416-076-2 = Magyar történelmi emlékek. Okmánytárak.

Die vorliegende Quellenedition über die Verschleppung der ungarischen Zivilbevölkerung in die Sowjetunion nach dem Zweiten Weltkrieg fügt sich in die Reihe von unlängst erschienenen Dokumentenpublikationen und Monografien zur Geschichte der sowjetisch-ungarischen Beziehungen um 1945 ein. Behandelten die meisten bisherigen Werke vorrangig das Verhalten ungarischer Soldaten in

der Sowjetunion und das Vorgehen der sowjetischen Machthaber im besetzten Ungarn, so werden im vorliegenden Band 276 Quellen zu dem Themenfeld ungarischer Kriegsgefangener und Zwangsarbeiter in der Sowjetunion abgedruckt. Den Quellen ist eine fundierte Einleitung vorangestellt, in der Tamás Stark, wissenschaftlicher Hauptmitarbeiter des Geschichtswissenschaftlichen Instituts der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, sowohl auf die Genese und den Ablauf der Deportationen als auch auf das sowjetische Lagersystem eingeht.

Stark zeigt auf, dass die Verschleppungen in drei Wellen stattfanden. Die erste fand bereits während der Kampfhandlungen Ende 1944 statt, zur zweiten kam es vor allem auf dem Gebiet der Karpatenukraine, und die dritte betraf die deutsche Bevölkerung des Landes. Unter den Verschleppten befanden sich mehrere Tausend jüdische Ungarn, die nur kurze Zeit zuvor den nationalsozialistischen Konzentrationslagern entkommen waren. Den neuen Machthabern ging es nicht nur um politisch unzuverlässige Personen (also um Antikommunisten oder konservativ-bürgerliche Personen), die sie rechtzeitig aus dem politischen Leben entfernen wollten, sondern auch um Rache, denn sie verschleppten aus stark umkämpften Orten besonders viele Menschen. Die Folgen der Deportationen waren menschlich-individuell wie auch soziologisch gesehen beträchtlich. Insbesondere in den Regionen, die Ungarn nach 1938 aufgrund von Schiedssprüchen zurück-erhalten hatte, führten die Deportationen dazu, dass die ungarischen Gemeinden ihre traditionellen Führungsschichten verloren. Die Geschichtswissenschaft rechnet mit etwa 500.000–600.000 ungarischen Staatsbürgern, die zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion verschleppt wurden.

Diese Zahl umfasst nicht nur gefangengenommene Soldaten (etwa 200.000–250.000 Personen), sondern eine mindestens genauso viele Zivilpersonen. Sie sollten in der Sowjetunion zum Wiederaufbau des Landes, damit zur Wiedergutmachung für die erlittenen Schäden herangezogen werden. Sie arbeiteten dort unter menschenunwürdigen Verhältnissen unter anderen in den berüchtigten Lagern von Workuta und Kolyma. Krankheiten, Hunger und die unmenschliche Behandlung führten zum Tod unzähliger Menschen. Die Bemühungen der ungarischen Außenpolitik um eine Rückkehr der Verschleppten waren unmittelbar nach Kriegsende erfolglos. Erst nach 1948 kehrten die Zwangsarbeiter in größerer Zahl zurück, nach dem Tod Stalins 1953 dann massenhaft. Die Rückkehrer durften nichts über ihre Erlebnisse und Behandlung berichten, weshalb ihr Schicksal bis 1989 weitgehend unbekannt blieb. Doch saß vielen die Angst auch so stark in den Knochen, dass sie freiwillig auch nichts erzählen wollten. Diese Furcht spiegelt sich in den hier abgedruckten Quellen, die rein privater Natur (Briefe und Bittschriften von Ehefrauen, deren Männer und Söhne verschleppt wurden), of-

fizielle Protokolle von Lokalbehörden oder Noten der ungarischen Regierung an die Alliierte Kontrollbehörde sind.

Es ist das Verdienst des Bandes und seines Herausgebers, zur Bekanntmachung dieses der breiteren Öffentlichkeit bislang nicht genügend bekannten Kapitels ungarischer Nachkriegsgeschichte einen wichtigen Beitrag geleistet zu haben.

Franz Sz. Horváth

Rüsselsheim

SCHUBERT, GABRIELLA: *Was ist ein Ungar? Selbstverortung im Wandel der Zeiten*. Wiesbaden: Harrassowitz 2017. 319 S., 112 Abb., 3 Kt., 2 Diagr., 2 Tab., 1 Schema. ISBN 978-3-447-10818-8.

Es sind immer noch die Deutschen, die für Ungarn Interesse zeigen. Dies sei gleich eingangs festgestellt, da heutzutage auch die Humanwissenschaften, sogar auch deren geschichtswissenschaftlichen Zweige von unsinniger Anglomanie geprägt sind. Abgesehen davon, dass Einsprachigkeit Einseitigkeit bedingt, ist es zweifellos komisch, wenn die Historiker aus dem deutschsprachigen Raum miteinander auf Englisch kommunizieren und dabei Klugheiten über deutschsprachige historische Quellen von sich geben, die sie selbst nicht gelesen haben – ein bedeutender Anteil der historischen Quellen dieses Gebiets entstand nämlich in deutscher Sprache und wurde nie ins Lateinische oder in irgendeine Nationalsprache übersetzt. Die Deutschen, eben auch die deutschen Historiker, wissen sehr wohl, jedenfalls besser als die Niederländer, Franzosen oder vor allem die Engländer, wo Mitteleuropa liegt – auch wenn viele deutsche Intellektuelle aus Bequemlichkeit, aus politischem Interesse oder als Konsequenz der Gehirnwäsche neueren Ursprungs dies vergessen zu haben scheinen. Wegen dieser Tatsache ist dieses Buch besonders bedeutend und einer neuerlichen Rezension in dieser Zeitschrift wert.¹

Es ist nicht dem Zufall zuzuschreiben, dass es gerade jetzt erschienen ist. Es ist hochaktuell, und zwar nicht nur deswegen, weil etwa zeitgleich ein vom Ungarischen Institut der Universität Regensburg ein Band ähnlicher Thematik herausgegeben wurde, der auch politische Aktualitäten hervorstreicht, indem er Fragen stellt wie *Wer sind die Ungarn? Was wollen sie? Wie sehen sie sich selbst? Was hüpfen sie hier herum?*² Hinzu kommt der Umstand, der immer wieder unterstrichen werden soll: Es gibt keine Nationalgeschichte mit einer einzig gültigen Interpretation. Man braucht die Augen von unabhängigen Beobachtern, und das Urteil

¹ Siehe die Besprechung von Mihai Márton in: Ungarn-Jahrbuch 33 (2016/2017) 365–367.

² *Ungarn, Deutschland, Europa. Einblicke in ein schwieriges Verhältnis*. Hgg. Zsolt K. Lengyel [u. a.]. Regensburg 2017.

dieser Augen setzt das Erkennen der inneren Sichtweise, also den Einsatz interner Augen voraus. Wir sollten aber nicht naiv sein. Die Stimme der Intellektuellen, die seit Jahrhunderten, aber gewiss seit der Zeit von Robert Gragger (1887–1926), der den Begriff *Hungarologie* als erster definiert hat, kontinuierlich daran arbeiten, eine Basis für die Umwandlung der Stereotypen und Stigmata historischer Zeiten zu schaffen – wobei sie die Wichtigkeit des gegenseitigen Kennenlernens betonen –, wurde nie richtig gehört. Ihnen wurde nie ein effektiver Spielraum gesichert. Das Wirtschaftsinteresse ist egozentrisch, einen steigenden Gewinn kann es nur erzielen (und im kindischen Wettrennen *Wer von uns ist reicher?* vorrücken), wenn das Zusammenleben der Völker nicht friedlich ist. Die Europäische Union von heute ist auch nicht mehr als ein gemeinsamer Markt. Vielleicht gibt oder gab es seriöse Politiker und Ökonomen, die mehr erreichen wollen, und zwar eine Europäische Konföderation, diese liegt aber noch in der unabsehbaren Zukunft. Intellektuelle, die Gesichtspunkte eines anderen Volkes, einer anderen Kultur tatsächlich nachvollziehen können, finden keinen Platz in der heutigen EU – abgesehen vom Fall eines Konfliktes, für dessen Ursachen sich auch die *Demokratie*-Ritter des freien Wettbewerbes interessieren. Im heutigen Deutschland gibt es scheinbar einige, die sogar die Menschen kennenlernen wollen, die die Investitionsgebiete bewohnen, und mit denen sie Bündnisse schließen wollen. Es ist gut zu wissen, dass sie sich nicht nur an diejenigen wenden, die das betroffene Gebiet nur vom Hörensagen kennen, oder die – Gott bewahre – dort nur Bekannte haben und lediglich aufgrund von deren Urteilen den Auftraggeber informieren wollen.

In der deutschen Historiografie unserer Zeit zeigt sich eine neue komparatistische Tendenz. Regelmäßig erscheinen Analysen über die Geschichte der Länder Mitteleuropas aus der Feder von Autorinnen und Autoren, die wissen, dass die Forschung über den deutschen Einfluss auf die fragliche Region das bessere Verständnis von dieser Region ermöglicht. Gleichzeitig wird auch die dortige Rezeption von deutschen Gedanken erforscht. Währenddessen macht man sich auch mit der Mentalität der Bevölkerung vertraut und im günstigen Fall – wie bei Gabriella Schubert – gewinnt man einen unmittelbaren, lebensgerechten Überblick darüber, wie die Anwohner einander betrachten. Das Ungarn-Bild von Schubert erklärt sich unter anderem daraus, dass sie nicht nur Hungarologin und Historikerin, sondern auch Slawistin, auswärtiges Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Serbien und in Ungarn ist. Sie hat sich bislang in zahlreichen Studien mit der Sprache, der Volkskunde, der Bildungsgeschichte und mit der Politikgeschichte der Völker Mitteleuropas und des Balkans befasst. Ohne mit ihr gesprochen zu haben, vermute ich, dass sie, die in Ungarn geboren wurde, sich auch durch die politischen Ereignisse der vergangenen Jahre angesprochen fühlte,

als Krönung des ungarischbezogenen Teiles ihres Lebenswerkes all ihr Wissen über das Selbstbild der Ungarn für die deutschen Historiker zusammenzufassen. Natürlich wäre aber ihr Buch für jeden deutschen Durchschnittsintellektuellen, sogar für einen Bürger mit Abitur gut verständlich. Inzwischen hat sich aber die Meinungsbildung so weit aus dem Umfeld der Einzelpersonen entfernt – für Deutschland gilt ja insbesondere, dass die Pressefreiheit die Lähmung der eigenen Meinungsbildung mit sich brachte (Pressefreiheit ja, aber keine Meinungsfreiheit) –, dass nur eine geringe Chance dafür besteht, dass dieses Buch bis auf wenige Historiker gelesen wird. Es lohnt sich jedoch. Auch für die Ungarn ist es lesenswert: Es hält uns einen Spiegel vor.

Dieses Werk ist tatsächlich ein zusammenfassendes Handbuch nach deutscher Logik. Es muss eine harte Arbeit gewesen sein, da es auf jeder Seite Thesen formuliert und diese sogar entlang ihrer Stärken und Schwächen analysiert, und zwar so, dass es bei jedem einzelnen Argument einen Vertreter der These aus der Fachliteratur, also einen Experten des entsprechenden Fachgebietes anführt. Das Literaturverzeichnis ergibt so eine gute Bibliografie der Fachliteratur des Themenkreises – eine Zusammenstellung, die beispielsweise einen akademischen Historiker wie Gyula Kristó mit dem Publizisten und Schriftsteller György Konrád zusammenführt (die die Werke des jeweils anderen höchstwahrscheinlich nie gelesen haben). Gewiss könnten zum einen oder anderen Kapitel weitere Studien angeführt werden. Das Ungarn-Bild von Gabriella Schubert ist aber kohärent: Über Einzelfragen könnte man diskutieren, über das Gesamtwerk kaum.

Bemerkenswert ist, dass eine Professorin aus deutscher Umgebung – seit 1971 in Berlin tätig, ab 1995 bis zum Ruhestand 2008 Professorin für Slawistik an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena –, in den Einführungskapiteln speziell die Frage behandelt, wie die Ungarn selbst ihre Stellung in Europa begreifen. Die Wahl zwischen *Osteuropa*, *Mitteleuropa*, *Ostmitteleuropa*, *Südosteuropa*, *Südosteuropa-Balkan* oder eben *Zwischeneuropa* kann nur scheinbar leicht als eine Frage der Perspektive abgetan werden. Im Gegenteil, sie wird sowohl auf ungarischer Seite als auch in den Historiker-Werkstätten Deutschlands ernst genommen – vor allem um zu bestimmen, welche Völker außer den Ungarn noch in der fraglichen Großregion leben und nach welchen Kriterien diese als dort ansässig betrachtet werden. Joachim Bahlcke bezeichnet Mitteleuropa als »Ost-Mittel-Europa« und zählt die Bulgaren, Rumänen, Ukrainer, Serben, Bosniaken, Kroaten, Slowaken, Polen, Litauer und weitere kleinere Völker mit dazu, die Finnen, Esten und Letten jedoch nicht, und die Österreicher selbstverständlich auch nicht. Der von ihm vor wenigen Jahren mit herausgegebene stattliche Band „Religiöse Erinnerungsorte

in Ostmitteleuropa³ führt Erinnerungsorte mehrerer Religionen zusammen, es fehlt jedoch unter anderem die Stadtgemeinde Mariazell (die allerdings an der Grenze zwischen der Steiermark und Niederösterreich liegt). Der Band vermittelt die Botschaft *sieh mal, da ist ja der Ostblock, die gehören so zusammen*. Danach stimmten dieses Bild und der Luther-Effekt in *Ostmitteleuropa* doch nicht überein. So wandelt es sich zum »östlichen Teil Europas« um.⁴ Angemerkt sei, dass weder die Esten noch die Ungarn im »östlichen« Teil Europas leben, und wenn doch, dann erstreckt sich die Grenze Europas als die Grenze des westlichen Christentums. Man sollte sich vor Augen halten, dass die Rezeptionsgeschichte der westlichen Geistesströmungen bei den Finnen, Esten und Letten die gleiche wie bei den Litauern, Polen und Ungarn ist. Und sie ist ganz anders bei den Serben, Rumänen und Bulgaren.

Gabriella Schubert sieht klar, dass die Frage *wo leben wir?* bei der Bestimmung unserer Identität von Bedeutung ist. In diesem Teil ihres Buches vermisst der Rezensent aber den Namen von Lajos Pándi. Am Institut für Geschichtswissenschaften der József-Attila-Universität zu Szeged wurde in der nahen Vergangenheit die Idee von *Zwischeneuropa* mit drei Publikationen – einer Landkartensammlung, einer Chronologie und einem Ortsnamenlexikon – in den Vordergrund gerückt.⁵ Die Autorin kennt und erwähnt auch den Begriff *Zwischeneuropa*, der Rezensent ist aber der Meinung, dass die Ungarn sich viel mehr Gedanken darüber machen, als sie dies zum Ausdruck bringt.

Das Buch von Gabriella Schubert ist zwar aktuell, es aktualisiert jedoch nicht genügend. Eines der Kapitel behandelt das Ungarn-Bild der heutigen Magyaren („Wo positioniert sich Ungarn heute?“). Was seit 2010 über Ungarn geschrieben wurde, wird immer wieder von den Klischees der deutschen Medien bestimmt. An dieser Stelle bricht die Autorin mit ihrer historischen Sichtweise. Ohne Anschuldigungen oder Urteile lässt sie einfach einiges aus. Sie spricht nicht darüber, dass viele im heutigen Ungarn der Meinung sind, dass die doppelte oder eben mehrfache Moral bei der Beurteilung der einzelnen Völker für Ungarn immer ein unglückliches Ergebnis zur Folge hatte. Unabhängig davon, dass – wie aus dem Buch ersichtlich – die meisten Probleme der Ungarn selbstgebacken und nicht vom *bösen Ausland* verursacht waren, ging die Mehrheit der Ungarn die 1990er

³ *Religiöse Erinnerungsorte in Ostmitteleuropa. Konstitution und Konkurrenz im nationen- und epochenübergreifenden Zugriff*. Hgg. Joachim Bahlcke, Stefan Rohdewald, Thomas Wunsch. Berlin 2013.

⁴ *Der Luthereffekt im östlichen Europa. Geschichte – Kultur – Erinnerung*. Hgg. Joachim Bahlcke, Beate Störtkuhl, Matthias Weber. Berlin/Boston 2017.

⁵ *Köztes-Európa 1763–1993. Térképgyűjtemény*. Hg. Lajos Pándi. Budapest 1997; *Helységnév-változások a Köztes-Európában 1753–1995*. Hg. Péter Bencsik. Budapest 1997; *Köztes-Európa 1756–1997. Kronológia*. Hg. Lajos Pándi. Budapest 1999.

Jahre mit Vertrauen und Begeisterung, aber naiv und blind an. Unsere *Verbündeten* haben diese Chance genutzt und missbraucht. Diesem ab dem Ersten Weltkrieg historisch-makroökonomisch zerrumpelten Land wurden freier Wettbewerb und Kapitalverkehr sowie absolute Vorrangstellung der Unternehmensfreiheit geboten. Das, was auf Europa verweist, soll der Ungar vergessen, da es für eine Nationenbildung bereits zu spät oder diese schon zu weit fortgeschritten, folglich nur eine globale Denkart gefragt sei – entsprechend dem Interesse der Nutznießer des Ersten und des Zweiten Weltkrieges sowie des Krieges im Irak und derjenigen, die vom ukrainischen Konflikt profitieren wollen und weitere Konflikte generieren. Die Kulturnation existiere nicht. Wer für eine kulturelle Einheit eintrete, sei ein Nationalist oder Chauvinist.

Gabriella Schubert erfasst richtig das eigentliche Problem, stellt es aber weniger gut dar: Die Ungarn hatten im Mittelalter die Rolle des Gastlandes gespielt und waren während der „Europäisierung“ im 18. Jahrhundert eines der offensten Völker. An dieser Eigenschaft hat sich bis heute nichts Grundlegendes geändert. Dieser Aspekt kommt bei der Schilderung der Situation nach 1990 zu kurz.

Das Gewicht der Symbole sollten in unseren Tagen auch die Ungarn kennen, und es ist auch für die Deutschen gut, zu wissen, wie die Ungarn die Symbole verstehen. Die Lösung besteht nämlich nicht im Verbot der historischen Symbole beziehungsweise der Geschichte oder gar der Traditionen, und zwar mit der Begründung, dass all dies – nach nur ungenau definierten Kriterien – einige Personen oder Personengruppen beleidige. Die Geschichte und sich selbst könnte man wie einen Flagellant aus einer mittelalterlichen Bruderschaft auffassen, insbesondere wenn Interessen vorhanden sind, die Selbstgeißelung anregen (die Deutschen kennen diese Frage allzu gut).

Das gegenseitige Kennenlernen und das gegenseitige Erkennen der Vorstellungen bieten aber einen anderen Weg der Wahrnehmung, der nicht einfach und sogar zeitaufwendig ist, aber vom Werk Gabriella Schuberts hilfreich begleitet wird, wenn wir es nicht einseitig interpretieren. Aus diesem Buch kann gefolgert werden, dass die Ungarn nur glauben, einen Platz unter den Völkern Europas gefunden haben, in Wahrheit sind sie immer nur starrköpfige Außenseiter. Nach einer anderen Deutungsart, der hoffentlich mehr Leser folgen, handelt es sich um eine andere, und zwar um eine eigene Geschichte, die darauf wartet, kennengelernt zu werden. Wenn wir mit den Ungarn in Verbindung kommen, dann werden wir schon erfahren, worauf sie empfindlich reagieren, was sie gar nicht mögen und wo man auf sie zählen kann.

SÓLYOM, LÁSZLÓ: *Das Gewand des Grundgesetzes. Zwei Verfassungssikonen – Ungarn und Deutschland*. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2017. 38 S., 1 sch/w, 6 farb. Abb. ISBN 978-3-8305-3768-7.

Das Grundgesetz Ungarns, das am 25. April 2011 verabschiedet wurde und am 1. Januar 2012 in Kraft trat, ist seit seiner Entstehung heftigen Diskussionen im In- und Ausland ausgesetzt. Diese Debatte war freilich nur zu einem gewissen Teil eine juristische. Viel wichtiger schien einem Großteil der Beobachter in der wissenschaftlichen und der medialen Öffentlichkeit die aus der neuen Verfassung zu entnehmende Symbolik. Als anachronistisch, unmodern, revisionistisch, gar rückständig wurde das Werk bezeichnet. Es galt – mit Blick auf seine Entstehung nicht zu Unrecht – als politisch verordnetes Mittel der im Jahr 2010 gewählten Regierung von Ministerpräsident Viktor Orbán, einen von Fidesz für sich allein beanspruchten »echten Systemwechsel« zu verkörpern und mit den für die eigene Auslegung der Geschichte ungeliebten Teilen der Vergangenheit zu brechen.

Viele wertvolle Publikationen sind mittlerweile zum Grundgesetz erschienen. Hervorzuheben ist das Werk „Ungarns Verfassung vom 25. April 2011. Einführung – Übersetzung – Materialien“ von Herbert Küpper. Er legte dem Publikum ein Werk vor, das die oft ideologische Debatte um eine fundierte juristische Analyse bereicherte.

Dass nun auch László Sólyom, der ehemalige Staatspräsident Ungarns, hochangesehener Staatsrechtler und zuvor Präsident des ungarischen Verfassungsgerichts, sich mit dem vorliegenden Werk erneut in die Debatte einschaltet, ruft naturgemäß Interesse hervor. Um die Spannung herauszunehmen: Das Buch konnte die inhaltlichen Erwartungen des Rezensenten an eine kurzweilige und bereichernde Darstellung leider nicht erfüllen. Die mit 38 Seiten sehr kurz geratene Fibel stellt das ungarische Grundgesetz von 2011 und das Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland von 1949 – der Titel und der Umfang verheißen es – selektiv und vorrangig auf der Ebene einer vom Autor Sólyom identifizierten »Symbolik« gegenüber. Ziel der Abhandlung scheint es, mit der Symbolik des ungarischen Grundgesetzes abzurechnen. Als gelungenes Gegenexemplar führt er, ebenso selektiv und nicht inhaltlich, das deutsche Grundgesetz an.

Man darf – wie es auch der Rezensent tut – die Ansicht vertreten, dass die Art der ungarischen Verfassungsgebung von 2011, die eine »nationale Konsultation« der Bürger ohne jede Bindungswirkung, eine Verabschiedung ohne echte inhaltliche Diskussion (wofür auch der Boykott durch die Links-Opposition zumindest mitverantwortlich war) sowie allerlei symbolische, für den einen oder anderen Betrachter folkloristisch wirkende Aktionen umfasste, auch besser hätte laufen können: Eine Verfassung kann, so auch Sólyoms Kritik, schließlich nur dann eine

positive Symbolik entwickeln, wenn sich die Mehrheit der betroffenen Bürger mit ihr identifiziert. Hingegen war die Verfassung von Anbeginn, entgegen ihres Bekenntnisses, ein Instrument der Spaltung der ohnehin tief zerrissenen ungarischen Gesellschaft. Dies betrifft nicht die gegenüber der mutmaßlich »stalinistischen Verfassung«, die sich seit 1989 stetig weiterentwickelte, verwunderlicher Weise oftmals unveränderten Inhalte, sondern das politisch-programmatische „Nationale Bekenntnis“, Bezugnahmen auf die tausendjährige Geschichte und die Heilige Krone sowie ein als »Rosinenpickerei« ausgestaltetes Geschichtsbild. Negatives (so etwa die Rolle Ungarns im Zweiten Weltkrieg, einschließlich der Mitschuld ungarischer Behörden und Bürger an der Judendeportation) wird ausgeblendet, anderes verklärt. Die Verfassung will ein gutes Nationalgefühl vermitteln, was – hier sei nur ein Beispiel genannt – in völligem Gegensatz zur traurigen Grundstimmung der ungarischen Nationalhymne steht. Dass Nationalgefühl ohnehin nicht von oben verordnet oder auch beseitigt werden kann, dürfte nichts anderes als die ostmitteleuropäische Geschichte des 20. Jahrhunderts besser beweisen. Auch das ungarische Grundgesetz von 2011 wird in diesem Punkt daher auf der Ebene des untauglichen Versuchs steckenbleiben.

Ob es einer eigenen Abhandlung bedurfte, welche die vom Autor Sólyom als misslungen empfundene Symbolik des ungarischen Grundgesetzes darstellt, erscheint trotz allem fraglich. Das Ziel des Büchleins bleibt unklar. Sólyom, der in Anbetracht seiner Arbeit mit der *alten Verfassung* ohnehin nicht unbefangen ist, beschränkt sich, nach einer Nennung einiger inhaltlicher Kritikpunkte, auf Aspekte, die in der Verfassungswirklichkeit (Staatsorganisation und Grundrechtsschutz) wenig Relevanz haben dürften. Auffallend ist hier, dass der Vergleich zwischen unterschiedlichen Verfassungen, bezogen auf die Symbolik, zumeist schon deshalb hinkt, weil unterschiedliche Länder und damit unterschiedliche Sitten und Gebräuche, sprachliche Gewohnheiten und verschiedene historische Sichtweisen Eingang finden. Die durch und durch »fachbezogen« erscheinende Genese des Grundgesetzes von 1949 ist insoweit nicht nur einem bewusst kommunizierten (symbolischen?) Bruch mit der jüngsten Vergangenheit Deutschlands geschuldet, sondern auch Ausfluss einer den Deutschen mitunter nachgesagten Sachlichkeit. Was Sólyom in diesem Punkt in seinem Lob für das deutsche Grundgesetz unterschlägt, war allerdings von größter praktischer Bedeutung für die deutschen Nachkriegsjahre: Die vermeintliche Zurückhaltung und selbstverordnete Sachlichkeit konnte nicht verhindern, dass Akteure des Dritten Reiches (Politiker, Richter, Staatsanwälte, Universitätsprofessoren und hohe Beamte) sich jahrzehntelang in wichtigen Positionen halten und eine echte Aufarbeitung der Nazizeit in den ersten Jahrzehnten nach 1949 geradezu sabotieren konnten. Der Hinweis auf einen »kargen Hocker« bei der Unterzeichnung des deutschen

Grundgesetzes als Symbol für ein seinerzeit opportunes Maß nationaler Zurückhaltung durch die am Normtext Mitwirkenden bringt insoweit aber weder historischen noch juristischen Mehrwert oder gar irgendeine Beweiskraft. Das kollektive Schweigen brach erst nach 1968, also 20 Jahre nach Inkrafttreten des Grundgesetzes. Auf der anderen Seite ist klar, dass eine im Jahr 1949 geschaffene und in der Praxis gut bewährte Verfassung (die übrigens stets als provisorisch gedacht war und weder vor noch nach der deutschen Wiedervereinigung dem Volk zur Abstimmung vorgelegt wurde!), die sich streitbefangener symbolischer Bezugnahmen weitestgehend enthält, bis heute mehr positive »praktische Symbolkraft« zu entfalten vermochte als das erst im Jahr 2011 verabschiedete ungarische Vergleichsobjekt. Dessen Bewährungsprobe steht noch bevor, was die Zukunft bringt, weiß man nicht.

Was die Symbolik angeht, muss Sólyom zudem bekannt sein, dass »den Ungarn« – zu Recht oder nicht – eine gefühlsbetonte, auf ausländische Beobachter mitunter emotional und verklärend wirkende Sichtweise auf die Nation nachgesagt wird. Wenn man so will, ist gerade dieser vermeintliche Pomp des ungarischen Grundgesetzes aber ein Bruch mit jener jüngeren »realsozialistischen« Vergangenheit (1945–1989), die jegliches nationale Symbol oder Gefühl aus der eigenen Geschichte zu verbannen suchte. Ob sich insoweit eine »Abrechnung« oder auch nur eine Gegenüberstellung beider Gesetze auf der Ebene der Symbolik wirklich lohnt, zweifelt der Rezensent bereits im Grundsatz an. Beide Normtexte entstanden unter völlig unterschiedlichen historischen Vorzeichen.

Von praktischer Bedeutung ist hingegen die Aussage Sólyoms, dass es der alltägliche Umgang mit der Verfassung sein wird, der darüber entscheidet, wie sie von den Bürgern wahrgenommen wird. Hier nur so viel: Das von seinen Machern als »felsfest« definierte Grundgesetz wurde zwischenzeitlich fünfmal reformiert.

Sólyom legt, zusammenfassend, ein durch und durch *ungarisches*, weil unveröhnliches Buch vor, das sich größtenteils in emotionalen Fragen verstrickt, in der Auslegung von Symbolik verrennt, die bitter nötige sachliche inhaltliche Auseinandersetzung aber vernachlässigt. Jene inhaltliche Debatte, deren Fehlen die ungarische Politik seit 1989 prägt und im Grundgesetz von 2011 seinen vorläufigen *symbolischen* Höhepunkt gefunden hat. Es scheint, als beginge der ehemalige Verfassungsrichter Sólyom letztlich den gleichen Fehler wie der eigens für das Grundgesetz eingesetzte »Symbolikbeauftragte« Imre Kerényi (1943–2018): Den Wert einer Verfassung weniger an ihren Inhalten zu messen als an den Bildern, welche die Prachtausgabe oder das „Nationale Glaubensbekenntnis“ transportieren. Kerényi gab, was einigen Lesern dieser Rezension nicht bekannt sein wird, sogar eine Reihe von Bildern aus Anlass der Verabschiedung des Grundgesetzes

von 2011 in Auftrag. Recht und Gesetz, der Rahmen eines Zusammenlebens im Rechtsstaat, werden so zu reinster Folklore.

Sólyom bezeichnet in seinem Werk die mehrfach wiedergewählte Regierung als »Regime« und als »Zweidrittelmehrheitmacht«. Dies lässt vermuten, dass ein gewisses Maß an Verbitterung Motivation der Abhandlung gewesen sein könnte. Von einem solchen Ausgangspunkt her ist eine – wie oben betont: dringend notwendige! – sachliche Debatte allerdings schwer zu führen. Dass gerade Sólyom als einer der besten Kenner des ungarischen Verfassungsrechts für eine Bereicherung der inhaltlichen politischen Debatte, die in Ungarn so sehr fehlt, geradezu prädestiniert wäre, entbehrt nicht einer gewissen Tragik.

Michael Pießkalla

München

„Ungarische Bibliothek“ in der Universitätsbibliothek Regensburg

Nach den beiden Buchreihen¹ ist auch die Bibliothek des Ungarischen Instituts München e. V. (UIM) in einen neuen Entwicklungsabschnitt getreten.

Die Bibliothek gehörte von Anbeginn zu den festen Aufgabenfeldern des in der bayerischen Landeshauptstadt 1962 gegründeten Instituts. Ihrem Betrieb lagen drei Leitprinzipien zugrunde. Dem ersten nach sind *Hungarica* mehr als bibliothekarische Titel und Magazineinheiten: Sie sind Primär- und Sekundärquellen der wissenschaftlichen Forschung und als solche inhaltlich auszuwerten. Zweitens ist der gefragte Wissenschaftszweig, die Hungarologie, nicht bloß ungarischer Sprachunterricht: Er umfasst mehrere geistes- und gesellschaftswissenschaftliche Fächer, die auf eine angemessene Quellen- und Literaturversorgung angewiesen sind. Schließlich folgte aus der im ungarischen Exil unüblichen wissenschaftlichen Programmatik, dass das geordnete Sammeln von geschriebenem Kulturgut auch zeitlich nicht am Ost-West-Gegensatz im Kalten Krieg ausgerichtet war. Ab der ersten Hälfte der 1980er Jahre tauchte im UIM immer häufiger die Frage nach einer auch über eine Zeitenwende sinnvollen Zweck- und Funktionsbestimmung der Bibliothek auf – dies obwohl die Beteiligten den Zusammenbruch des kommunistischen Einparteiensystems eher nur erhofften, denn für möglich hielten.

Die Bibliothek ist mit dem UIM 2009 nach Regensburg umgezogen. In den vergangenen zehn Jahren wurde sie im Wissenschaftszentrum Ost- und Südosteuropa (Landshuter Straße 4, 93047 Regensburg) von dem ebendort untergebrachten Ungarischen Institut an der Universität Regensburg, seit 2015 dem *Hungaricum* – Ungarischen Institut der Universität Regensburg betreut. Mit Schenkungsvertrag vom 18./24. Januar 2018 zwischen dem UIM und dem Freistaat Bayern, vertreten durch die Universität Regensburg, wurde sie der Universitätsbibliothek Regensburg übereignet und in deren Bestand aufgenommen. Es

¹ Zs. K. *Lengyel*: Verlagswechsel bei der „*Studia Hungarica*“ und dem „Ungarn-Jahrbuch“. In: *Ungarn-Jahrbuch* 33 (2016/2017) 393–394.

handelt sich um rund 18.000 bis 20.000 Bücher und rund 730 (abgeschlossene oder laufende, vollständig, lückenhaft oder fragmentarisch vorliegende) Periodika, überwiegend zu ungarischer Geschichte, Politik, Kultur und Literatur. Der Buch- und Zeitschriftenbestand ist beziehungsweise wird im Regensburger Katalog unter der Standortzahl W04 recherchierbar. Teil der Donation sind mehrere Gelehrtenbibliotheken, die das UIM seit der Mitte der 1990er Jahre infolge bedeutender Schenkungen in sein Eigentum übernommen hat, sowie die ihm 2017 übereignete „Sondersammlung Ungarische Literatur in deutscher Sprache“ (vormals „Ehinger Bibliothek – Ungarische Literatur in deutscher Sprache“).

Die unentgeltliche Bibliotheksschenkung verbleibt am bisherigen Standort und wird in der Universitätsbibliothek Regensburg als Sonderbestand „Ungarische Bibliothek (vormals Bibliothek Ungarisches Institut München e. V.)“ ausgewiesen. Sie unterliegt den in der Benutzungsordnung der Universitätsbibliothek festgelegten Nutzungsbedingungen. Laut Schenkungsaufgaben wird die Universitätsbibliothek den alten und den noch nicht katalogisierten Bestand der Ungarischen Bibliothek – »reduziert um unnötige Dubletten« – nach den jeweils üblichen bibliothekarischen Kriterien und Verfahren katalogisieren. Einvernehmen herrscht darüber, dass die Universitätsbibliothek zukünftig auch die laufenden Neuerwerbungen katalogisieren und »nach Maßgabe der vorhandenen Mittel den Ausbau der Ungarischen Bibliothek« ermöglichen wird. Die Bücher und Periodika erhalten einen Herkunftsvermerk. Die in die Schenkung integrierten und eventuell später zugehende Nachlassbibliotheken werden gesondert verzeichnet. Die Universitätsbibliothek wird Inhalt und Geschichte der Ungarischen Bibliothek in Abstimmung mit dem Schenker öffentlich dokumentieren.

Die Bearbeitung der Ungarischen Bibliothek der Universitätsbibliothek Regensburg hat mit der Anschubfinanzierung durch die Stiftung Ungarisches Institut bereits begonnen. In den kommenden Jahren sollen im Rahmen des Projekts „Ungarische Bibliothek am Wissenschaftsstandort Regensburg“ die noch nicht erfassten Titel im Regensburger Katalog und die Periodika in der Zeitschriftendatenbank (ZDB) verzeichnet werden. Die Bereitstellung des Gesamtbestandes für die interessierte Öffentlichkeit zu Forschungs-, Studien- und Bildungszwecken ist ein weiteres mittelfristiges Ziel.

Für die zeitnahe Erledigung der umfangreichen Katalogisierungsarbeiten ist neben Drittmitteln, die der Beschenkte und der Schenker einwerben müssen, auch die sprachliche und sachliche Betreuung durch das Ungarische Institut der Universität Regensburg notwendig. Mit den entsprechenden Aufgaben konnte an der Universitätsbibliothek dank der Anschubfinanzierung Anfang 2019 eine befristet angestellte Fachbibliothekarin betraut werden, die im Institut auf die tatkräftige Unterstützung des übrigen Personals zählen kann. Für den reibungslosen

Übergang an die Universitätsbibliothek müssen allerdings noch prinzipielle und forschungspraktische Fragen im partnerschaftlichen Austausch geklärt werden. Und die Lösungsvorschläge sollten unter dem Gesichtspunkt einerseits der Bibliotheksverwaltung, andererseits des ungarwissenschaftlichen Arbeitsgebietes mit Rücksicht auf die Individualität dieser Sammlung, die in Deutschland eine der größten Sammlungen ihrer Art ist, miteinander harmonisiert werden. Diese Herausforderung stellt sich etwa bei der Bestimmung von *unnötigen*, mithin auch von *nötigen Dubletten*, außerdem bei der Beurteilung von Besonderheiten der Erwerbung, Erschließung und Aufstellung.

Die über ein halbes Jahrhundert hindurch gewachsene ungarische Forschungsbibliothek will nicht nur im Rahmen des Regensburger Katalogs statistisch erfasst, sondern auch bei der täglichen wissenschaftlichen Arbeit benützt werden. Sie sollte künftig, wie in den vergangenen bald sechs Jahrzehnten, der intellektuellen Beschäftigung mit jenem Raum dienen, auf den sie mit ihrem Namen hinweist.

Zsolt K. Lengyel

Regensburg

200 Jahre Ignaz Philipp Semmelweis (1818–1865) „Retter der Mütter“ und Pionier der Krankenhaushygiene *Wissenschaftliche Gedenkkonferenz in Regensburg, 6. Juli 2018*

Das Universitätsklinikum Regensburg veranstaltete am 6. Juli 2018 eine Gedenkkonferenz aus Anlass des 200. Geburtstages von Ignaz Philipp Semmelweis (1818–1865). Angeregt haben die Durchführung des multidisziplinären Programms mit internationaler Beteiligung Prof. Dr. László Rosivall von der Semmelweis Universität Budapest und Dr. Robert Offner, Funktionsoberarzt am Regensburger Universitätsklinikum, Transfusionsmediziner und Medizinhistoriker mit siebenbürgischem Forschungsschwerpunkt. Der örtliche Veranstaltungspartner, das Ungarische Institut der Universität Regensburg, ist neben seinen hungarologischen Forschungs-, Lehr- und Dokumentationsaufgaben bestrebt, Kenntnisse über das historische Ungarn auch in die Öffentlichkeit benachbarter Wissenschaftszweige zu vermitteln. So hat es die Einladung des Universitätsklinikums Regensburg zur inhaltlichen und organisatorischen Mitwirkung gerne angenommen, zumal die Referentinnen und Referenten aus Deutschland, Ungarn, Österreich und den Vereinigten Staaten von Amerika einen Mann würdigten, der

Ungarn in einer seiner besten, der gesellschaftlichen Integration verpflichteten Traditionen verkörpert: Semmelweis war ein *Hungarus*, eine Person mit ungarndeutschen Wurzeln, aber mit ungarischer Identität. Diese Dualität von ethnischer Abstammung und staatsbürgerlich-nationaler Loyalität macht ihn für die Geschichtswissenschaft besonders interessant.

Zeitgenössische und heutige Ehrungen von Semmelweis stehen in einem auffälligen Missverhältnis zueinander. Essayistik und Fachliteratur betonen, dass er Bahnbrechendes geleistet habe: Er entdeckte sowohl eine der wesentlichen Ursachen des Kindbettfiebers als auch eine wirksame Methode zur Vorbeugung dieser oft tödlich verlaufenden Blutvergiftung (Sepsis). Damit rettete er zahlreichen Müttern und deren Nachkommen das Leben. Seine empirisch herausgearbeiteten Thesen einerseits von der Kontaktinfektion etwa durch einen behandelnden Arzt oder Medizinstudenten, andererseits von der antiseptischen Prävention, der Händewaschung mit Chlorwasser, sind aber erst rund 20 Jahre nach seinem Tod in ihrer epochalen Bedeutung erkannt und anerkannt worden – dies obwohl 1848, im Jahr nach seiner Entdeckung, die Sterblichkeitsrate an seinem Arbeitsplatz als Assistenzarzt im Wiener Allgemeinen Krankenhaus von 18,3 auf rund ein Prozent gesunken war. Ist schon die zeitgenössische Ablehnung und Ignoranz als Begleitmerkmal seines Werkes betrüblich genug, muss es einen geradezu verblüffen, dass er in seiner Zeit noch dazu andauernd Zielscheibe, nicht selten auch Ursache von Anfeindungen zumeist aus der Ärzteschaft war.

Blicken wir hinter die Kulissen der Epoche, in der Semmelweis wirkte, so finden wir gewissermaßen Trost für das Unrecht, das er – unverschuldet oder selbstverschuldet – erleiden musste. Ungarn wurde in den 1850er Jahren als Kronland des Kaisertums Österreich aus Wien regiert. Wesentliche Konzepte dazu lieferte Innenminister Alexander Bach, nach dem dieses Jahrzehnt später benannt werden sollte. Diesem habsburgischen Neoabsolutismus sagt ein Teil der ungarischen Historiografie heute noch einen ausgeprägten Hang zur Germanisierung des ungarischen Gemeinwesens nach, vor allem in sprachlicher Hinsicht. Eine andere Forschungsrichtung ist um Nuancierung und Berichtigung dieses Bildes bemüht – und eines der Grußworte zur Regensburger Konferenz empfahl ihr eine prominente Gestalt als individuellen Beleg: Semmelweis.

Der Primararzt im Sankt-Rochus Krankenhaus zu Pest bewarb sich 1854 – neben sechs weiteren Kandidaten – um die Leitung der Lehrkanzel für Ärzte- und Hebammenausbildung an der Universität Pest. Anhand von Wiener Archivalien lässt sich der Berufungsvorgang nachzeichnen. Nach der Anhörung im akademischen Senat stand er an zweiter Stelle der Vorschlagsliste, die Karl R. Braun, ein Bewerber aus Trient, der des Ungarischen nicht mächtig war, anführte. Doch Semmelweis, der neben fachlicher Eignung und politischer Zuverlässigkeit auch

die »vollkommene Kenntniß der ungarischen Sprache« mitbrachte, gelangte nach der Begutachtung durch die politischen Behörden an die Spitze. Schließlich berief ihn Kaiser Franz Joseph mit allerhöchster Entschließung vom 17. Juli 1855 zum ordentlichen Professor der theoretischen und praktischen Geburtshilfe an der Universität Pest. Das Professorenkollegium hatte sich den österreichischen Kandidaten Braun mit der Begründung gewünscht, er könne ja die ungarische Sprache nach seiner Berufung erlernen. Diese Erwartung hinterfragte das Präsidium der Statthaltereiabteilung in Ofen (*Buda*) in seinem Besetzungsvorschlag mit folgender geistreicher Bemerkung: Wie »wird sich der zu ernennende Professor bis zu dem fernen oder nahen Zeitpunkt der vollkommenen Aneignung dieser Sprache den Zuhörern, noch mehr aber den Zuhörerinnen verständlich machen. Soll mittlerweile der Assistent dociren oder dolmetschen?« Das Ofener Zivil- und Militärgouvernement, die oberste Verwaltungsbehörde im Kronland Ungarn, führte in seiner zusammenfassenden Note im gleichen Sinne den Umstand ins Feld, dass von den »Hebammen-Candidatinnen«, die nur Ungarisch beherrschten, die »Kenntniß der deutschen Sprache nicht verlangt werden kann«. Dem letztlichen Votum schloss sich vor der kaiserlichen Entscheidung auch Kultus- und Unterrichtsminister Leo Graf von Thun an. So war es die ungarische Sprachkenntnis, die aus der Sicht der politischen Führung im Kaiserstaat den Ausschlag für die Ernennung von Semmelweis gab.¹

Dieser Fall scheint typisch für den Werdegang des neuen Pester Lehrstuhlinhabers gewesen zu sein: Zuspruch erhielt er nicht von der Kollegenschaft, die ihm die Unterstützung auch danach versagte. Gleichwohl ist er zum »Retter der Mütter«,² somit auch der *Töchter* und der *Söhne* geworden. Wichtige Voraussetzung dafür war seine Ernennung zum Universitätsprofessor. Dieses Ereignis von nachwirkender Symbolkraft trägt die nach wie vor gültige Botschaft, dass Vernunft und guter Wille bisweilen sogar inmitten von Kleingeistereien und Boshafigkeiten ihre Bahnen zu ziehen vermögen. An den Tag legte sie einst die autokratische Staatsmacht der Bach-Ära, von der man es im Rückblick vermutlich am allerwenigsten erwartet hätte.

Mit dieser Lesart erinnerte das besagte einleitende Grußwort an eine Frage, die während der Konferenz dann in der Luft lag und streckenweise unmittelbar behandelt wurde: War Semmelweis tatsächlich ein einsamer Außenseiter, ein zunächst böswillig verkanntes Genie? Die selbständige Medizinhistorikerin Constance Elisabeth Putnam (Concord, Massachusetts, USA) und Prof. Dr. Dr. Mi-

¹ Erna Lesky: Wiener Aktenmaterial zur Berufung Semmelweis' im Jahre 1855. In: *Orvostörténeti Közlemények* 1968/46–47, 35–53, Zitate: 36–37.

² Miklós Kásler: Ignác Semmelweis, der Retter der Mütter. Budapest: Polgári Szemle / Civic Review. Sonderausgabe. [O. O., o. J., Budapest 2018].

chael Stolberg (Direktor des Instituts für Geschichte und Theorie der Medizin, Universität Würzburg) widersprachen dieser Ansicht, welche die übrigen Vorträge, allen voran jener von László Rosivall und von Dr. László András Magyar (Semmelweis-Bibliothek mit Archiv, Budapest), untermauerten. Die amerikanische und die deutsche Kritik zog allerdings nicht die Bedeutung von Semmelweis in Zweifel, sondern war gegen seine nachmalige Verzeichnung gerichtet. Stolberg führte die Hauptfigur zurück auf den Boden der Tatsachen, wie er diese aus der nichtungarischen Fachliteratur mit Ausschau auf die internationale Medizingeschichte erschloss. Rosivall dagegen hielt Semmelweis, wie es in der ungarischen Forschung üblich ist, als Ikone hoch, die leuchte, weil ihre Thesen heute noch gültig seien. Robert Offner präsentierte Spielfilme und filmische Dokumentationen aus dem Zeitraum 1938–1995, die mehrheitlich der letzteren Interpretationsrichtung folgen. Er zeigte allerdings auf, dass jüngste TV-Doku-Filme, so jener von Zsuzsa Katona aus dem Jahr 2013, und ARD- beziehungsweise ARD-alpha-Produktionen durchaus ein modernes, wissenschaftshistorisch fundiertes Bild über die Person und die Pionierleistungen von Semmelweis vermitteln.

Der Neoabsolutismus hat im ungarischen Geschichtsbewusstsein tatsächlich manchen Mythos erzeugt und hinterlassen, etwa den des passiven Widerstands breiter ungarischer Bevölkerungsteile gegen das österreichische Regime. Die Konferenzteilnehmer dürften sich mit einem Blick auf diesen politik- und geistesgeschichtlichen Hintergrund zu einer neuartigen Bewertung angespornt gefühlt haben: Ist denn Semmelweis in eine Opferrolle hinein stilisiert worden, die sich in der Erzählung vom ungarischen Leidensweg unter Habsburg nach dem niedergeschlagenen Freiheits- und Unabhängigkeitskampf 1848/1849 zugetragen haben soll? Prof. em. Dr. Josef Makovitzky (Institut für Rechtsmedizin, Universität Freiburg i. Br., Institut für Neuropathologie, Universität Heidelberg), rückte in seinen Abschlussworten Stolbergs Ausführungen, anhand derer diese Frage bejaht werden könnte, aus seiner Sicht zurecht. Vorher umrissen die rein medizinisch ausgerichteten wissenschaftlichen Vorträge von Prof. Dr. Wulf Schneider (Leiter der Krankenhaushygiene, Institut für Klinische Mikrobiologie und Hygiene, Universitätsklinikum Regensburg) und von Prof. Dr. Dr. André Gessner (Direktor des Instituts für Klinische Mikrobiologie und Hygiene, Universitätsklinikum Regensburg) sinngemäß das herkömmliche Semmelweis-Bild. Sie stellten die neuesten Entwicklungen und Errungenschaften der Mikrobiologie und der Krankenhaushygiene mit den aktuellen Herausforderungen und Visionen dar.

Die Gedenkkonferenz ließ eine international verzweigte Fachliteratur über die Entdeckung des Wiener Assistenzarztes zur Sprache kommen, verwies auf zahlreiche Standorte des Gedenkjahres 2018 in Nah und Fern und präsentierte mit dem Vorsitzenden Bernhard Kuenburg viele durchdachte Popularisierungspro-

jekte der Wiener Semmelweis-Gesellschaft. Die hypothetische Auslegung, dass der zeitversetzte Ruhm von Semmelweis bloß einer ungarischen Legendenbildung entsprungen sein könnte, blieb so unbestätigt im Raum. Sie sollte aber zu neuen Analysen ermuntern, wobei auch die bisher jeweils aus sprachlichen Gründen unberücksichtigte Fachliteratur auszuwerten wäre.

In Deutschland ehrte man den ungarndeutschen Mediziner im abgelaufenen Jubiläumsjahr auch mit plastischen Darstellungen. Die erste wurde am 25. Juni 2018 auf dem Campus Benjamin Franklin der Berliner Charité im Beisein des Botschafters Ungarns in Deutschland, Péter Györkös, enthüllt. Nun folgte ein weiteres Unikat, nämlich aus der Werkstatt des aus Siebenbürgen stammenden ungarischen Bildhauers Botond Polgár, das am Regensburger Universitätsklinikum einen vornehmen Platz erhielt. Beide Büsten sind Geschenke der Semmelweis Universität Budapest, somit des ungarischen Staates. Die hochrangige Besetzung der Regensburger Enthüllungszeremonie mit Gesundheitsminister Prof. Dr. Miklós Kásler, dem Generalkonsul Ungarns in München, Gábor Tordai-Lejkó, sowie Prof. Dr. Horst Helbig, Prodekan der Fakultät für Medizin, und Prof. Dr. László Rosivall in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Semmelweis-Jubiläumskomitees, zeugte vom hohen Stellenwert Regensburgs – und Bayerns – für die deutsch-ungarischen Wissenschaftsbeziehungen.

Zsolt K. Lengyel

Regensburg

Bayerische Schwager für Budapest

Grußwort zur Fotoausstellung

„Donaumetropolen Wien – Budapest. Stadträume der Gründerzeit“
Universitätsbibliothek Regensburg, 25. Oktober 2018

Diese Ausstellung dokumentiert die selbstbewusste Reaktion auf eine ungleiche Entwicklung. Die Stadtfotografien setzen Wien und Budapest zwar gleichermaßen auf dem Höhepunkt ihrer zeitgenössisch modernen Entwicklung in Szene. Doch um zu verstehen, was diese Stellung Budapests im österreichisch-ungarischen Dualismus, im *Fin de Siècle* an der Donau, bedeutete, müssen wir einen Blick in die gemeinsame österreichisch-ungarische Geschichte werfen.

Nach den Türkenkriegen im ausgehenden 17. Jahrhundert waren Buda und Pest am Boden zerstört, während Wien ihre Rolle als Kaiserstadt ungehindert

entfalten konnte. Zwei Jahrhunderte später, am Ende des 19. Jahrhunderts, wollte Wien die Führung als einzige Hauptstadt des Gesamtreiches bewahren, während die vereinigten Städte Buda und Pest danach trachteten, zur zweiten Hauptstadt Österreich-Ungarns zu werden. Budapest nahm sich zwar auch an außerösterreichischen Mustern ein Beispiel, so an den Champs-Élysées in Paris, wie es sich entlang der Andrassy-Allee auf der Pester Seite Budapests heute noch erweist. Doch wesentlich war und blieb für die Modernisierung Budapests der Vergleich mit jenen Menschen, die der ungarische Volksmund seit dem Ende des 18. Jahrhunderts als *österreichische Schwager* bezeichnete, um ein Verhältnis zu beschreiben, das die beiden Partner mehr oder minder innig gestalten, ohne miteinander blutsverwandt zu sein.

Budapest setzte also in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einer rasanten Aufholjagd an, die aus ungarischer Sicht vermeintliches oder tatsächlich erlittenes Ungemach gegenüber Wien wettmachte. Eine schwerwiegende Unannehmlichkeit blieb aber bestehen: Ungarn war im Bunde mit dem Haus Habsburg zwar selbständig, es war aber nicht unabhängig. Umso wichtiger war die Betonung der ungarischen Eigenarten, der ungarischen Erfolge, wie sie sich gerade im modernisierten Budapest abzeichneten. So konnte sich das Reich der ungarischen Stephanskronen darüber hinwegtrösten, dass es nur mit den Habsburgern in der Lage war, eine regionale Großmacht zu sein.

Die erwähnte Formel mit dem *Schwager* bezog sich bemerkenswerterweise lange Zeit auch auf die Deutschen. Die Bezeichnung *deutsche Schwager* – sinngemäß *bayerische Schwager* – ist noch aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts überliefert.¹ Heute gilt sie aber als ausgestorben. Dabei sind die historischen Beziehungen Bayerns und Ungarns sogar älter als jene zwischen Österreich und Ungarn – und sie waren im Laufe der Jahrhunderte mit weniger Konflikten behaftet als die habsburgisch-ungarischen. Sollte für Bayern und Ungarn ausgerechnet in unseren Zeiten eine andere Tradition anbrechen?

Die Donau war einst *Binnenfluss* der Habsburgermonarchie. Heute durchfließt sie ein weit größeres Gebiet von Gemeinsamkeiten. Stadt und Universität Regensburg seien mit dieser Ausstellung eingeladen, in diesem erweiterten *Binnenraum* weiterhin sicherer Ankerplatz zu sein und womöglich für die Wiederbelebung der freundschaftlichen Titulierung als *bayerische Schwager* zu sorgen.

Zsolt K. Lengyel

Regensburg

¹ So bei Thomas von Bogyay an József Deér. München, 10. Dezember 1959. Ungarisches Institut München, Regensburg. Bibliothek, Sondersammlungen. Nachlass von Thomas von Bogyay. Korrespondenz: Alte Reihe 9.

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Bandes

Adriányi Gabriel, Prof. Dr. em., Dr. h. c., Wolfsgasse 4, D-53639 Königswinter, gabriel.adrianyi@t-online.de

Csiki Tamás, Dr. habil., Miskolci Egyetem, Történettudományi Intézet, H-3515 Miskolc-Egyetemváros, csikit@freemail.hu

Bucher Florian, M. A., Universität Regensburg, Ungarisches Institut, Landshuter Straße 4, D-93047 Regensburg, florian-bucher@t-online.de

Busa Krisztina, M. A., Universität Regensburg, Ungarisches Institut, Landshuter Straße 4, D-93047 Regensburg, busa@ungarisches-institut.de

Dác Enikő, Dr., Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas e. V. an der Ludwig-Maximilians-Universität München, Halskestraße 15, D-81379 München, eniko.dacz@ikgs.de

Fischer Holger, Prof. Dr. em., Am Ladenzentrum 12, D-21465 Reinbek, Holger.Fischer@uni-hamburg.de

Göllner Ralf Thomas, Dr. habil., Universität Regensburg, Ungarisches Institut, Landshuter Straße 4, D-93047 Regensburg, goellner@ungarisches-institut.de

Horváth Franz Sz., Dr., Lerchenweg 7, D-65428 Rüsselsheim, franzhorvath@web.de

Jakó Klára, Dr., Magyar Tudományos Akadémia, Bölcsészettudományi Központ, Történettudományi Intézet, Tóth Kálmán utca 4, H-1097 Budapest, jako.klara@btk.mta.hu

Jehlicka Joseph, B. A., Universität Regensburg, Ungarisches Institut, Landshuter Straße 4, D-93047 Regensburg, Joseph.Jehlicka@stud.uni-regensburg.de

Kessler Wolfgang, Dr., Rahserstraße 8, D-41747 Viersen, corneliakessler@t-online.de

Kiss Rita, M. A., Hardtstraße 6, D-85247 Schwabhausen, atira978@yahoo.de

Lengyel Zsolt K., Dr. habil., Universität Regensburg, Ungarisches Institut, Landshuter Straße 4, D-93047 Regensburg, lengyel@ungarisches-institut.de

Marosi Ernő, Prof. Dr. em., ordentliches Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Magyar Tudományos Akadémia, Bölcsészettudományi Központ, Művészettörténeti Intézet, Tóth Kálmán utca 4, H-1097 Budapest, emarosi@btk.mta.hu

Mohay Tamás, Prof. Dr., Eötvös Loránd Tudományegyetem, Néprajzi Intézet, Múzeum körút 6-8, H-1088 Budapest, mohay.tamas@btk.elte.hu

Monok István, Dr. habil., Magyar Tudományos Akadémia Könyvtár és Információs Központ, Arany János utca 1, H-1051 Budapest, monok.istvan@konyvtar.mta.hu

Offner Robert, FOA Dr., Universitätsklinikum Regensburg, Institut für Klinische Chemie, Franz-Josef-Strauß-Allee 11, D-93053 Regensburg, robert.offner@ukr.de

Pakó László, Dr., Erdélyi Múzeum-Egyesület Kutatóintézete, Strada Napoca 2-4, RO-400009 Cluj-Napoca, pako.laszlo@eme.ro

Pießkalla Michael, Dr., BDB Rechtsanwälte, Schwanthalerstraße 106, D-80339 München, mp@muc-legal.de

Prosser-Schell Michael, Prof. Dr., Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa, Goethestraße 63, D-79100 Freiburg, Michael.Prosser@ivde.bwl.de

Szász Anikó, Dr., Erdélyi Múzeum-Egyesület Kutatóintézete, Strada Napoca 2-4, RO-400009 Cluj-Napoca, szaniksz@gmail.com

Mádly Loránd-Lajos, Dr., Institutul de Istorie „George Barițiu“ al Academiei Române, Strada Mihail Kogălniceanu 12-14, RO-400084 Cluj-Napoca, lmadly78@yahoo.de

Szenderszki Henrietta, B. A., Partiumi Keresztény Egyetem, Strada Primăriei 27, RO-410209 Oradea, henrietta_szenderszki@yahoo.com

Tóth Kálmán, Dr. Nemzeti Közszolgálati Egyetem, Politika- és Államelméleti Kutatóintézet, Ménesi út 5, H-1118 Budapest, toth.kalman@uni-nke.hu

Tóth Orsolya, B. A., Partiumi Keresztény Egyetem, Strada Primăriei 27, RO-410209 Oradea, toth_orsolya_2007@yahoo.com

Záboji Niklas, M. A., Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Hellerhofstraße 2-4, D-60327 Frankfurt am Main, n.zaboji@faz.de

Ungarn–Jahrbuch

Zeitschrift für interdisziplinäre Hungarologie

Herausgegeben von Zsolt K. Lengyel

In Verbindung mit

Gabriel Adriányi (Bonn), Joachim Bahlcke (Stuttgart)
János Buza (Budapest), Holger Fischer (Hamburg)
Lajos Gecsényi (Budapest), Horst Glassl (München)
Ralf Thomas Göllner (Regensburg), Tuomo Lahdelma (Jyväskylä)
István Monok (Budapest), Teréz Oborni (Budapest)
Joachim von Puttkamer (Jena), Harald Roth (Postdam),
Hermann Scheuringer (Regensburg), Andrea Seidler (Wien)
Gábor Ujváry (Budapest), András Vizkelety (Budapest)

Redaktion: Zsolt K. Lengyel

mit Florian Bucher, Krisztina Busa, Ralf Thomas Göllner, Joseph Jehlicka

ISSN 0082-755X (Zeitschriftennummer)

Band 1 (1969)	1969, 240 S., Kt.
Band 2 (1970)	1970, 211 S., 2 Abb., Kt.
Band 3 (1971)	1972, 240 S., 6 Abb., Kt.
Band 4 (1972)	1973, 240 S., 13 Abb., Kt.
Band 5 (1973)	1973, 320 S., Kt.
Band 6 (1974/1975)	1976, 320 S., Kt.
Band 7 (1976)	1977, VIII, 1 Abb., 304 S., Ln.
Band 8 (1977)	1978, VIII, 2 Abb., 332 S., Ln.
Band 9 (1978)	1980, VIII, 338 S., Ln.
Band 10 (1979)	1981, 392 S., 2 Abb., 5 Taf., Ln.
Band 11 (1980/1981)	1982, 266 S., 4 Abb., Ln.
Band 12 (1982/1983)	1984, 312 S., 8 Abb., Ln.

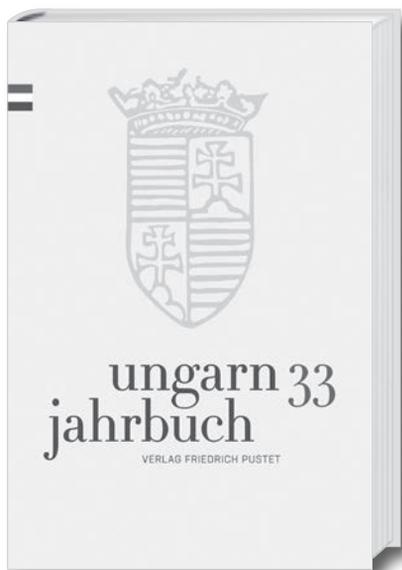
- Band 13 (1984/1985)** 1985, 322 S., 2 Abb., Ln.
Band 14 (1986) 1986, XII, 309 S., 1 Abb., 2 Taf., Ln.
Band 15 (1987) 1987, IV, 286 S., 14 Abb., Ln.
Band 16 (1988) 1988, VI, 336 S., 10 Abb., Ln.
Band 17 (1989) 1989, X, 322 S., 23 Abb., Ln.
Band 18 (1990) 1991, VIII, 357 S., 13 Abb., Ln.
Band 19 (1991) 1992, VIII, 378 S., 39 Abb., Ln.
Band 20 (1992) 1993, VIII, 336 S., 13 Abb., Ln.
Band 21 (1993/1994) 1995, X, 346 S., 68 Abb., Ln.
Band 22 (1995/1996) 1996, X, 416 S., 19 Abb., Ln.
Band 23 (1997) 1998, VIII, 466 S., 41 Abb., Ln.
Band 24 (1998/1999) 2000, VIII, 458 S., 17 Abb., Ln.
Band 25 (2000/2001) 2002, X, 486 S., 5 Abb., Ln.
Band 26 (2002/2003) 2004, X, 422 S., 58 Abb., Ln.
Band 27 (2004) 2005, X, 508 S., 15 Abb., Ln.
Band 28 (2005–2007) 2007, X, 582 S., 24 Abb., Ln.
Band 29 (2008) 2009, VIII, 598 S., 26 Abb., Ln.
Band 30 (2009/2010) 2011, VIII, 350 S., 70 Abb., Ln.
Band 31 (2011–2013) 2014, VIII, 696 S., 71 Abb., Ln.
Band 32 (2014/2015) 2016, VIII, 459 S., 6 Abb., Ln.
Band 33 (2016/2017) 2018, 400 S., 72 Abb., geb.
Band 34 (2018) 2019, 344 S., geb.

Bestellungen der Bände 1 bis 32 werden an folgende Adresse erbeten:

Verlag Ungarisches Institut
Landshuter Straße 4
D-93407 Regensburg
uim@ungarisches-institut.de
www.ungarisches-institut.de

Bestellungen ab Band 33:

Verlag Friedrich Pustet
Gutenbergstraße 8
D-93051 Regensburg
bestellung@pustet.de
www.verlag-pustet.de



**UNGARN-JAHRBUCH 33
(2016/17)**

Zeitschrift
für interdisziplinäre
Hungarologie

400 Seiten
16 farbige Bildseiten
Hardcover
ISBN 978-3-7917-2811-7
auch als eBook

Die Themen in Band 33: Die Beamtenlaufbahn von Georg Wernher (1497?–1556) / Die slawonische Aristokratie im 16. Jahrhundert / *The Odalisque*. Changes in the Meaning and Reception of an Orientalising Fine Arts Theme in Europe and Hungary / Warum Akáts Grüner wurde? / Die Verhandlungen zwischen dem Deutschen Reich und der Österreichisch-Ungarischen Monarchie zum Zoll- und Handelsvertrag von 1891 / *The Székely Action* (1902–1914) / Die Erforschung der *Türbe* von Sultan Süleyman des Prächtigen bei Szigetvár (1903–2016) / Osmanische Festungen in Südtransdanubien / Über vergessene Bücher / István Graf Széchenyi, der Begründer des modernen Ungarn / Zur Rezeption der Romane von Miklós Baron Jósika in der deutschsprachigen Presse vor 1848 / Skizze über den ungarischen Turanismus / Besprechungen / Chronik u. v. m.



**VERLAG
FRIEDRICH
PUSTET**

Verlag Friedrich Pustet
Unser komplettes Programm unter:
www.verlag-pustet.de

Tel. 0941 / 92022-0
Fax 0941 / 92022-330
bestellung@pustet.de

STUDIA HUNGARICA



Zsolt K. Lengyel / Ralf Thomas Göllner /
Wolfgang Aschauer (Hgg.)

UNGARN, DEUTSCHLAND, EUROPA

Einblicke in ein schwieriges Verhältnis

Band 53, 256 Seiten, kartoniert

ISBN 978-3-7917-2861-2 / auch als eBook

Der Tagungsband befasst sich mit ausgewählten Problemen der deutschen und ungarischen Zeit- sowie der bilateralen Beziehungsgeschichte. Im Fokus stehen u. a. die Flüchtlingsproblematik, die Kin-State-Politik sowie die gegenseitige journalistische Beurteilung.



Zsolt K. Lengyel

DER GELEHRSAME EXILANT

Eine kleine Biografie des Historikers
Thomas von Bogyay

Band 54, 328 Seiten

42 Abbildungen, kartoniert

ISBN 978-3-7917-2990-9 / auch als eBook

Diese Biografie zeichnet anhand des persönlichen Nachlasses und der erstmals vollständig erschlossenen Schriften Bogyays diese ungarisch-deutsche Wissenschaftlerkarriere nach. Der Band ist reich aus der Fotosammlung des »gelehrsamen Exilanten« bebildert.



**VERLAG
FRIEDRICH
PUSTET**

Verlag Friedrich Pustet
Unser komplettes Programm unter:
www.verlag-pustet.de

Tel. 0941 / 92022-0
Fax 0941 / 92022-330
bestellung@pustet.de